II 32 M5

II 4(0) 199 (a

Uiber die
Bestimmung
des
Menschen.

Für

das gebildete Publikum

von

Dr. J. G. Gruber.

Zweiter Theil.

Zürich und Leipzig, 1800.
bei J. B. Schiegg, g. F.

Yd(b)110-2

086224638

Staatl. Bibliothek Passau

Ihro Majestät

Der Preußen Königin

Luisen Augusten

Willhelminen Amalien

dem Muster

jedes ädeln Weibes

allerunterthänigst gewidmet.

Erhaben ist der Platz, den Ihro Majestät an der Seite eines so bewunderten als geliebten Königs einnehmen;

Aber auch auf dem Throne ist man nicht von Beschwerden frei, und selbst die Krone wird nicht selten zur drückenden Last, und um so mehr zwar, je ädler der Mensch ist, der diesen höchsten Schmuck der Erde trägt.

Es ist gewiß, daß unsre Erde das Paradies nicht ist, worin vollkommnes Glück gediehe.

Deshalb aber hofft der Verfasser dieses Werks Verzeihung, daß er so kühn war, den erhabnen Namen von Ihro Majestät an dessen Spitze zu setzen, denn bei Gott! kein unlauterer Bewegungsgrund vermochte ihn dazu, sondern bloß der Gedanke, daß er überschwenglich belohnt sein würde, wenn zwei der vorzüglichsten Menschen, die das wirklich thun, was der Verfasser bloß andeuten und wünschen kann, ihn würdigten, sich in mancher trüberen Stunde durch ihn das ins Gedächt-

niß neuerdings zurückrufen, was über das Räthsel dieser Welt uns Aufschluß geben, und unsern Kummer durch süße Hofnung lindern kann.

Gern trägt ja jeder, der seine Brüder liebt, so viel in seinen Kräften steht, dazu bei, ihren Wohlthätern eine heitre Stunde zu bereiten, und es würde mein Stolz und mein Glück sein, wenn mir dieses hier gelungen wäre.

Dann hätt' ich nur noch einen Wunsch, allen Fürsten sagen zu kön-

nen: gleicht der Preußen drittem Willhem! allen Fürstinnen: gleicht der Königin Luise! Beide sind auf dem Throne — Menschen, in des Wortes ädelster Bedeutung.

Vorrede.

Ich habe nun dieses Werk beschlossen, das mir in meiner ländlichen Einsamkeit manche selige, doch auch manche sehr trübe Stunde geschaffen hat. Wie kann, wer redlich das Wahre und Gute liebt, wie kann der gelassen allem dem Unfuge zusehen, den jetzt die philosophischen Terroristen und Jakobiner, Chouans und Ohnehosen treiben? Muthwillen und Leichtfertigkeit von der einen, Bitterkeit und Grobheit von der andern Seite haben die Stelle eingenom-

men, welche bloß der dem Denker anständigen ruhigen Unbefangenheit gebührt. Nicht um die Wahrheit, sondern um das Ansehen ihres lieben Selbst ist es den Meisten jetzt zu thun, und da muß Garve ein mittelmäßiger Philosoph, Kant ein Zauberer aus Norden, oder ein seichter Kopf heißen. Keiner will in den Standpunkt des Andern treten, denn der seinige ist ja höher, und die Racketen und Schwärmer, welche man da fliegen läßt, nehmen sich so allerliebst aus. Paradoxenjagd wird bald allen gesunden Menschensinn austilgen. Warlich eine tröstliche Aussicht, unter der es einem Partheilosen gewiß sehr sauer werden muß, nach seinem Ziele zu schreiten. Kummervoll darüber schlich ich mich oft gegen Mitternacht in die sanfte Stille der Na-

tur hinaus, die als wohlthätige Freundin meine Schmerzen linderte. Wenn das feierliche Rauschen der Nachtluft mich zu erhabnem Ernste stimmte, mein Herz voll Sehnsucht an dem hohen Sternenhimmel hieng, und mein Geist emporgehoben über Zeit und Raum nur große Gedanken dachte, da erhielt ich Trost und Beruhigung, alles muthig zu dulden und zu tragen, und abzuwarten, wie der verworrene Knäuel des Menschenschicksals Jenseits sich auflößen werde. Da schwur ich dem Ewigen und mir, ruhig meinen Weg zu wandeln, und mich an nichts zu kehren.

Mit diesen Gesinnungen übergeb' ich auch diesen zweiten Theil dem Publikum und meinen unbestochenen und bestochenen

Richtern. Nur so viel sag' ich, daß ich verlangen kann und muß, daß man in meinen Standpunkt trete, den ich für den wahren halte. Das Warum werd' ich anderswo zeigen, wo ich unter anderem mich auch ausführlicher über das was ich Th. 1. S. 301 und 309. in den Noten bloß angedeutet habe, erklären, und die S. 311 fg. ebenfalls in der Note versprochene Beilage folgen lassen werde. Ich wollte sie erst dem Ende dieses Werkes anfügen, allein ich hielt es nicht für gerathen, so wie es wohl überhaupt besser gewesen wäre, die meisten dort beigebrachten Noten wegzulassen, die mehr des Kritikers als Lesers halber dastehen. Dem Kritiker muß ich, damit er nicht manche Aeußerung für überflüßig halte, hier noch sagen, daß mit

dem Plane zu diesem Werke zugleich noch einige andere entworfen wurden, nämlich Emils Leben, welches alles hier theoretisch aufgestellte in der Anwendung zeigen soll, und worin der junge Graf — z — g eine beträchtliche Rolle spielen wird; Verduc, oder über Unsterblichkeit der Seele, ein platonischer Dialog; und neue Briefe über die Humanität. Die Aufschlüsse, die ich für Gelehrte hin und wieder z. B. Th. 2. S. 341. zu Ende der Note zu geben versprochen habe, wird ein Aufsatz enthalten über den Standpunkt der Transscendentalphilosophie und deren Verhältniß zur Popularphilosophie, den ich zur endlichen Entscheidung eines sehr wichtigen Streites für nothwendig halte,

und deshalb meinen übrigen Schriften über spekulative Philosophie vorangehen lassen werde, damit die gelehrte Welt erst mein Fundament prüfe, bevor ich mich zum Baue selbst anschicke, denn die ephemeren Systeme, die ihre Verfasser bald nach der Erscheinung für nicht befriedigend erklären, lieb' ich nicht.

Bis jetzt, das weiß ich wohl, hab' ich mich nur in einzelnen Momenten verrathen, in denen ich mehr Gedankenkeime, als den ganzen entwickelten Gedanken hergab, allein das konnte hier füglich nicht anders geschehen. Nur bitt' ich mir aus, daß man sie nicht aus dem Zusammenhange reiße, um gegen mich und mein Werk die Annihilationsmethode zu exerziren, wie man mir

schon gethan hat. Gerechtigkeit ist des Kritikers erste und letzte Pflicht, allein diese, däucht mich, könne man ausüben ohne — hämisch zu werden.

Nun hätt' ich noch eine Bitte, den auf der folgenden Seite angeführten Druckfehler aus dem ersten Theile zu verbessern.

Crottendorf bei Leipzig am 11. July 1800.

Der Verfasser.

Man verbessere folgenden Fehler!

Th. 1. S. 388. Z. 5. l. eine Vorstellung st. ein Begriff.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung, ... Seite 3

Des Menschen Glückseligkeit erwiesen aus seinem Nachdenken und seinen geistigeren Gefühlen, ... S. 8

Aus seinen bürgerlichen und weltbürgerlichen Verhältnissen. 13

Erziehung des Menschengeschlechts durch die Natur, ... 32

Vorsorge der Natur in Beglückung der Menschen, ... 197

Beweis, daß die Menschheit immer vorwärts schritt 213

Folgen von dieser ganzen Erziehung der Menschen durch die Natur für ihre Glückseligkeit, ... 223

Entdeckung des Erziehungsplanes der Natur, 228

*

Einwürfe dagegen, daß wohl die Natur nicht auf die Glückseligkeit der Menschen vorzüglich Rücksicht genommen, . S. 248
Beweise, daß der Mensch nicht zur Glückseligkeit bestimmt sei, . . . 252
a) Ungiltigkeit des Schlusses von der Weisheit und Gütigkeit Gottes auf die Bestimmung der Menschen zur Glückseligkeit, 253
b) Unglück in dem Menschenleben in der Geschichte von den Schicksalen der Madame Dumont, . . . 272
Ob man durch Klugheit jedes Unglück von sich abwenden könne? . . . 285
Das von der Natur verfügte nicht, 294
Aber das von Menschen verfügte wohl, 266
Die Mittel, deren man sich hierzu bedienen kann, ... 298
Neue Einwürfe dagegen . . . 301
Resultat aus diesem allen, daß der Mensch nicht zur Glückseligkeit bestimmt sei, 309

Wozu aber ist er wohl sonst bestimmt? 317
Zweifel und Verwirrungen, in die der Mensch geräth, wenn er Glückseligkeit für seine Bestimmung hält, . . . 320

Ein Wort über die allgemeine Glückseligkeit, 324
Rekapitulation des Ganzen, . . S. 327
Hauptpunkte auf die alles ankommt. 332

Nähere Bestimmung dessen, was die Vernunft leiste 335
Verhältniß zwischen dem Denken und Handeln, 340
Begehrungsvermögen, . . . 350
Unterschied zwischen dem menschlichen und thierischen 358
Freiheit und Wille, ... 360
Dadurch erscheint der Mensch zwar edler als das Thier, aber büßt an seiner Glückseligkeit ein, ... 365
Ob der Verstand dies ändern könne? 367
Ob die Vernunft, wenn sie es auf Glückseligkeit absieht? 370
Was sagt die Vernunft in diesem Falle? 373
Epikurs Glückseligkeitslehre, . . 376
Unhaltbarkeit desselben, . . . 384
Einfluß der Affekten und Leidenschaften auf die Glückseligkeit, ... 399
Einwürfe gegen die Freiheit des Menschen, 412
Mittel, wie der Mensch durch seine Freiheit doch glückselig werden könne, . 417

Diese Mittel aber verwirft der Mensch, S. 420
Hinweisung auf seine eigentliche Bestimmung, 421
Recht und Pflicht, ... 426
Gewissen, ... 430
Gesetzgebung der Vernunft, . . 433
Höchstes Gut, ... 435
Zweck und Wesen der Vernunft, . 437
Wie der Mensch dadurch bestimmt werde, 445
Seine Bestimmung ist übersinnlich, . 448
Uebersinnliche Freiheit, ... 450
Güte und Tugend, ... 454
Höchstes Resultat aus diesem allem über die Bestimmung des Menschen. . 456

Bestimmung

des

Menschen.

Zweiten Theiles erster Abschnitt.

O theuerster von allen Männern, Priamos,
Und du, geliebte Hekabe! der Jammer preßt
Mir Thränen aus, denk' ich, o gutes Weib, an dich
Und deine Stadt, und dein nur erst erblaßtes Kind.
Ach! nichts ist dauernd, keine Herrlichkeit besteht,
Nichts bürgt dem Glücklichen vor fernem Ungemach.
Die Hand der Götter selbst verkehrt des Schicksals Gang;
Verwirrung ist ihr Werk, daß wir in dunkler Furcht
Zu ihren Göttern nahn. — —

Hekabe des Euripides Akt. 5. Sc. 1.

How poor, how rich, how abject, how august,
How complicate, how wonderfull, is Man!

Young.

Alles, was von unserer Gesellschaft zwischen dem, was Verduc vorlas, gesprochen wurde, ist übergangen worden, damit wir immer das Ziel gleich scharf ins Auge fassen möchten. In diesen Zwischenräumen wurde mancher in Verduc's Vorlesungen nur flüchtig hingeworfene Gedanke weitläufiger erörtert, manche angebliche Wahrheit heller beleuchtet und von mehreren Seiten betrachtet, und dadurch, daß der eine bei einem Satze Zweifel und Einwendungen hervorbrachte, welcher dem andern unbedingte Wahrheit schien, bot sich neuer Stoff zu angenehmen Unterhaltungen dar, die um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen für jeden ein hohes Interesse hatten. Wie viel man darüber gesprochen habe, und wie anziehend für jeden der Stoff dieser Unterhaltungen gewesen

sei, davon ist ein Beweis, daß der ganze Winter darüber verfloß.

Unter anderem war man auch darüber einig geworden, daß es Unrecht sei, die Glückseligkeit des Menschen mit dem thierischen Genusse in eine Parallele zu stellen, wobei man erst ganz das Treffende in der von Verduc einst angestellten Vergleichung einsah *). Demungeachtet konnte man sich über zwei Punkte noch nicht vereinigen, nämlich:

Ob das Medium, welches bei dem Menschen seinen Glückseligkeitstrieb, und seine Glückseligkeit mit einander verbindet, das Denken, diese Verbindung auch eben so leicht und sicher bewirke, als jenes, das beide bei den Thieren mit einander verbindet, der Instinkt?

Und weil dann, wie gezeigt wurde, der Mensch, wenn er zum frohen Genusse des Lebens gelangen will, sich mit eigner Kraft denselben erringen, sei=

*) Bd. 1. S. 46.

nes Schicksals eigner Herr und Schöpfer sein soll; so warf man die zweite, beinahe noch wichtigere Frage auf:

Kann der Mensch durchgängig willkührlich wirken? Kann er überall, wie er will, selbst wie er einsieht, daß es am Besten sei, handeln? Ist er nicht von einer oft so mannichfaltig verschlungenen Kette von Umständen gefesselt, daß ihm kein freier Schritt zu thun vergönnt ist? Mit einem Worte, steht er nicht unter der eisernen Herrschaft der Nothwendigkeit? — Und wie steht es in so fern mit seiner Glückseligkeit?

Verduc selbst hatte über beide Fragen sein Urtheil stets zurückgehalten, und meine Leser dürften leicht selbst finden, warum, wenn sie ihn jetzt durch eine Gallerie von Scenen aus dem Menschenleben begleiten wollen.

II.

Was kann der Mensch?

„Die Wohlthaten, die der Schöpfer seinen, der Glückseligkeit fähigen Geschöpfen mittheilt, zielen lediglich auf ihr Bestes ab. Demnach verstattet er nicht, daß sie ihnen zum Unglück werden; und wäre etwa der Misbrauch, den sie davon machten, fähig, dies zu bewirken; so würde er ihnen sichre Mittel geben, durch deren Anwendung dieser Misbrauch verhütet würde. Denn wären sie sonst auch wahre Wohlthaten?"

Leibnitz in der Theodicee.

Nur der Morgenstern flimmerte noch einsam am Himmel, und der junge Morgen trieb das finstere Gewölk der Nacht gen Westen hin, als Verduc schon mit Emil hinauswanderte in die neuerwachte Natur, um frische Lebenskraft und Freude in vollen Zügen zu trinken.

Unweit dem Gute Levignard's war eine Anhöhe, von der man die entzückendste Umsicht über die ganze Gegend hatte. Rechts der Hafen, und grenzenlos sich ausbreitend das majestätische Mittelmeer, links sanfte Abhänge mit Buschwerk und Saatfeldern geschmückt. Auf diese wanderten beide den Aufgang der Sonne zu betrachten.

Noch war alles ruhig in der Natur, die weite Gegend lag noch in stillem Schlummer begraben. Nur die Morgenlüftchen wehten stärker, und rauschten feierlich ernst in den duftenden Blüthenbäumen, und bloß die frühe Lerche schwang sich, den Morgen begrüßend, in die Luft empor. Still wie die Natur, froh wie die Lerche, das Herz voll sanfter heiliger Rührung giengen unsere Wanderer ihren Weg, und erstiegen schweigend die Anhöhe, wo der erste Strahl der kommenden Sonne ihre Häupter umwallte.

Jetzt stieg das glänzende Gestirn des Tages feierlich langsam aus den rauschenden Fluthen empor, und der ganze Osten schmückte sich ihm mit Rosen, die ganze Flur umher schimmerte

im Brillantenschmuck des Thaues. Wie eine Feuersäule flammte es gen Himmel empor, wie ein Altar Gottes stand es an der Grenzscheid beider Hemisphäre, dem das jetzt in den Schooß der Ruhe sank, und dem das sich jetzt daraus entwand.

Der unternähme das Unmögliche, wer den Drang der Gefühle, die sich in einem solchen Augenblicke der Brust des edleren Menschen bemeistern, schildern wollte. Verdue und Emil standen im Anschauen verloren da, und ihr Gefühl war um so tiefer und stärker, weil es nicht in Worte ausbrach, sondern nur im Schimmer des nassen Auges sich verkündete. Jeder ehrte des Andern Schweigen, und hieng stumm seinen eigenen Betrachtungen nach. Sie lebten aber in diesem Augenblicke ein ganzes Jahr.

Die Sonne stieg höher, und betrat nun ihre glänzende Bahn. Die hohen überflügelnden unnennbaren Gefühle in der Brust dieser beiden Menschen legten sich allmählig, und machten sanfteren Raum, die das Herz so gern in ein

gleichgestimmtes übergießt, weil es sich dadurch nicht minder, als durch Mittheilung des Schmerzes, leichter fühlt.

So brach denn auch jetzt Verduc, mehr Meister seiner Gefühle als Emil, zuerst das heilige Schweigen. Aus seinem Auge strahlte hohes Feuer durch tiefen Ernst gemildert, und voll Rührung schloß er seinen jungen Freund in die Arme.

„O Emil, — rief er aus — wie schön ist es, ein Mensch zu sein! Wer als der Mensch wird hienieden von solchen Scenen der Natur gerührt, begeistert! Wer fühlt sich durch sie so über alles Irrdische erhoben, als nur der Mensch! — Nicht dieses zauberische Wehen der Morgenlüftchen, das unser heißes Blut kühlt; nicht dieser bunte reizende Farbenwechsel des östlichen Himmels; nicht diese magische Verschmelzung des Lichts in Dunkel; nicht dieses goldne wallende Feuermeer der Sonne, nicht dieses Prangen und Duften der Frühlingsauen; nicht dieses immer rege taumelnde Gewühl der Wasserwelt; dies alles ist es nicht

allein, das unsre Brust von seligen Gefühlen und hohen Ahndungen schwellt: — o nein, Emil, es ist noch ganz etwas anderes! — Ist es nicht allein der Mensch, der auf den Flügeln seiner Gedanken über alles dieses sich empor schwingt, der dadurch veranlaßt wird in dem Grundbau des Geschaffenen wägend zu suchen, seine Kräfte auszumitteln, seine Veränderungen zu erforschen? Ist es nicht allein der Mensch, dem dadurch die Natur als ein unermeßlicher Schauplatz von Harmonie und Vollkommenheit erscheint? Wo findet er nun, verloren in dies erhabne Forschen, Grenzen für seine Betrachtungen? Und fesselt nicht seinen Geist allein die Natur mit so holdseliger Macht an diese Betrachtungen, daß er darüber die Grenzen des Raums, das Fortrauschen der Zeit vergißt? — Und ist nicht er es allein, der nun im Geschaffnen den Finger des Schöpfers erkennt? — O wie schön, Emil, wie schön ist es, ein Mensch zu sein!"

Bald veränderte sich die Scene, denn die schlummernde Welt erhob sich nun zu neuer Thä=

tigkeit, das Ufer wimmelte von Menschen, ein Schiff wurde befrachtet, an einem andern wand man unter lautem Rufen den Anker auf, spannte die Segel dem Winde entgegen, und gewann bald die hohe See damit. Aus dem nahen Dörfchen stieg der Rauch in goldnen Säulen empor, ein Landmann spaltete Holz für die Wirthschaft, ein anderer schirrte seinen Wagen an, dem Städter Lebensmittel zuzuführen, und ein dritter spannte den Stier vor die Pflugschaar. Der Hirt blies die Heerden zur Weidung, die Milcherin eilte nach der Stadt, und ein Zug arbeitsamer Handwerksleute folgte ihr.

Man muß selbst Zeuge einer solchen Scene gewesen sein, um aus seinen eigenen Gefühlen die unserer beiden Freunde ermessen zu können. Das durch die vorhergegangene Naturscene zur Feierlichkeit gestimmte Herz ist jetzt empfänglicher für alles Gute und Schöne, und nimmt an allem innigern Antheil. Wenn aber schon sonst für den Menschen kein anderer Gegenstand ein so hohes Interesse hat, als der Mensch selbst, um wie an=

ziehender und interessanter muß dem Beobachter in einem Augenblicke solcher Stimmung alles menschliche Thun und Treiben werden! Ich möchte nie mit dem Menschen zusammen leben, der nicht wenigstens in einem solchen Augenblicke wünschte, daß doch ja alle seine Brüder am Abende dieses Tages ruhig und zufrieden nach ihrem Lager eilen möchten.

In Emils schönem Herzen, das nie auch nur von einem leisen Hauche der Verführung, oder einer unädlen selbstischen Leidenschaft, vergiftet worden war, hatte Wohlwollen für die ganze Menschheit Raum, und gern hätte der gute Jüngling jetzt jedem Vorübergehenden herzlich die Hand gedrückt, jedem Absegelnden ein lautes „Fahre wohl" zugerufen. Verduc schien überall kälter, ohne darum kalt zu sein, denn das Feuer seines Gefühls breitete sich nicht aus, sondern drängte sich nur um so inniger in seinem Herzen zusammen, hielt aber eben deshalb um so länger an, weil er, wie jeder höhere Mensch, selbst bei dem Kleinsten das Große ins Auge faßte, dem

jenes dient, bei jeder einzelnen Begebenheit im menschlichen Leben die Menschheit. So auch hier.

„Wie wohl thut es einem doch — fuhr er zu Emil nach einer langen Pause fort — wie wohl thut es einem, dies Regen und Streben, diese tausendfache Thätigkeit der Menschenwelt zu beobachten! Nirgends erkennt man deutlicher die Größe der menschlichen Natur, als hier, denn hier zeigt sich der Mensch ganz als Herrn des Schauplatzes, den er bewohnt. Wo ist etwas, das ihm nicht diente, wo in der Schöpfung ein Gegenstand, den er nicht benutzte, wo eine Schwierigkeit, die er nicht besiegte! Umsonst hat die Natur die Bewohner der verschiedenen Länder und Welttheile durch Flüsse, ungeheure Meere und Sandwüsten getrennt, des Menschen Geist raffte sich bald auf aus seiner Ohnmacht, und was die Natur ihm selbst versagt hatte, ersetzte er durch Erfindungen. So schwimmt er nun über Flüsse und Meere, und zieht durch lange Wüsten, ohne durch eigne Kraft schwimmen, ohne des Faulthiers langen Durst ertragen zu können. Hier benutzt er das Kameel,

dort wird der Wind ihm dienstbar. Fast möchte man, wenn man dies rastlose Fortschreiten des menschlichen Geistes überdenkt, ausrufen „was ist dem Menschen wohl unmöglich! Er kann alles, was er nur wollen kann *)!“ Ja warlich, die Vorzüge des Menschen sind unermeßlich, und man sollte sein Loos nicht beklagen!

*) Weiter als der Verfasser geht Hr. Fichte noch, denn wenn es Seite 286. Th. 1. dieses Werkes heißt, der Mensch werde nur nicht etwa fliegen lernen von dem Vogel, so sagt Hr. Fichte dagegen S. 115. seines Systems der Sittenlehre: „Der Mensch kann nicht fliegen, sagt man. Warum sollte er es denn nicht können? Nur unmittelbar kann er es nicht, so wie er, wenn er gesund ist, unmittelbar gehen kann. Aber vermittelst eines Luftballons kann er allerdings in die Luft sich erheben, und mit einem Grade von Freiheit und Zweckmäßigkeit sich in derselben bewegen. Und was etwa unser Zeitalter noch nicht kann, weil es die Mittel dazu noch nicht entdeckt hat; wer sagt denn,

Nicht ohne Bewunderung betrachtet man die Ordnung und Harmonie in der leblosen Schöpfung, überall erkennt man sie in der Thierwelt an, — wie, und nur wo jene Schöpfung an den erhabenen Menschen grenzt, da nur risse jene schöne Kette? Ueberall sähe man Plan und Zweckmäßigkeit in der Natur, und nur das Menschenleben mit seinen tausendfachen Verwickelungen, seinem Fortschreiten und Vorwärtsstreben, — dieses allein wäre Plan- und Zwecklos?

So dacht' ich vorhin, lieber Jüngling, als ich hinunter sah in jenes thätige Menschengewühl im Hafen. Mir grauste es, zu denken, dort wird Leben gespielt, allein bald ergriff mich der Menschheit höheres Gefühl, das Bewußtsein des Adels meiner eignen Natur, und jemehr ich der Thätigkeit rings um mich her zusah, desto unmöglicher wurd' es mir, Plan und Zweckmäßig-

daß es der Mensch nicht könne? Ich will nicht hoffen, daß ein Zeitalter, wie das unsrige, sich für die Menschheit halte". Man sage, ob der Philosoph wohl Unrecht hat?

keit im menschlichen Thun zu verkennen, und nicht auch in dieser Hinsicht auszurufen, wie schön ist es, ein Mensch zu sein!

Willst du, daß ich dir etwas von meinen Betrachtungen mittheilen soll?

Emil. Wüßt' ich doch kaum, wie wir uns in dieser Morgenstunde nützlicher und ädler beschäftigen könnten! Sie werden mich Ihnen dadurch neuerdings verbinden.

Verduc. Die Scene dieses Morgens weckte in meiner Seele liebliche Erinnerungen, die ihr meinen entfernten Freund näher brachten, den du kennst. Dadurch stellte sich mir seine ganze Ideenreihe über Menschen-Werth und Menschen-Bestimmung wieder dar, worüber wir im vergangenen Winter uns so oft unterhalten haben. Du weißt, das ich nicht alles, was er sagte, unbedingt unterschrieb, allein kannst du glauben, daß ich es jetzt, bei diesem Hinblick auf die Thätigkeit der Menschen, wahr, sehr wahr fand?

Emil. Sie werden mir zeigen, inwiefern?

Verduc. War nicht unsre erste Frage, ob der Mensch hienieden zur Glückseligkeit bestimmt sei?

Emil. Das war sie.

Verduc. Mein Freund sagte: Ja. Aber — fuhr er fort — der Mensch muß sich selbst zu dem machen, was er sein soll, durch eigne Kraft immer vorwärts schreiten, überall denken, und nie, ohne gedacht zu haben, handeln, und so seines Glücks oder Unglücks eigner Schöpfer, seines Schicksals eigner Bestimmer und Vollender sein. — War es nicht so?

Emil. Genau so, und wir gaben zu, daß der Mensch dadurch zwar eine eigenthümliche Würde erhalte, daß es aber demungeachtet mit seiner Glückseligkeit immer mißlich aussehe, und um diese war es uns doch zu thun.

Verduc. Ganz recht, und das alles bedacht' ich eben vorhin, und es schien mir, als ob ihr

Unrecht hättet, weil ich in allem Thun der Menschen einen so schönen Plan entdeckte. — Doch bevor ich dir dieses mittheile, erst einige Fragen noch. — Ist der Mensch ein organisches, oder bestimmter, ein mit Leben und Empfindung ausgestattetes Wesen?

Emil. Ohne Zweifel.

Verduc. Giebst du zu, daß solche Wesen zur Selbstthätigkeit bestimmt sind?

Emil. Ohne Bedenken.

Verduc. Auch, daß sie zu dieser Selbstthätigkeit durch die Empfindung, der Erhaltung des Lebens wegen, aufgefordert werden?

Emil. Auch das.

Verduc. So zweifelst du also auch wohl nicht daran, daß ein gewisser Schmerz, eine Art von Noth, bei diesen Wesen nothwendig sind?

Emil. Nein.

Verduc. Und bist mit meinem Freunde darüber einig, daß jedes solches Wesen diese

Thätigkeit auf seine Art übe, aber auch auf seine Art glückselig werde?

Emil. Ja.

Verdue. Nun, so betrachte einmal mit mir dieses so mannichfaltige Thun und Treiben des Menschenlebens!

Wirf jetzt deinen Blick, wohin du willst, überall siehst du geschäftige Menschen. Jene Bäuerin, welche die Milch zur Stadt trägt, jene Zimmerleute, welche ihr folgen, diese Schiffer, welche ihre schwimmenden Gebäude befrachten, nimm von ihnen, welchen du willst, und frage ihn, warum er arbeite. Zehn gegen Eins, er wird dir antworten, weil ich sonst nichts zu leben hätte. — Nicht wahr, diese Weisheit ist sehr alltäglich? — Auch gebe ich sie für nichts weiter. Allein wie meinst du wohl, wenn diese alltägliche Weisheit uns zu einer sehr seltenen führte? — Und das thut sie auf folgende Weise.

Arbeitet wohl von allen diesen Menschen ein einziger bloß für sich, oder arbeitet er nicht, indem er bloß für sich zu arbeiten glaubt, wirklich

zugleich für andre? Immer wechselseitig einer für den andern, der Niedrigste für den Höchsten und umgekehrt? Wird nicht jeder Mensch dadurch in Verbindung mit Menschen gesetzt, die er nie kannte, nie sah? Hat dadurch nicht jeder Einzelne mittelbaren Einfluß auf die ganze Menschenwelt? Und wird diese nicht dadurch zu einer einzigen Brüdergemeinde? Unterstützt auf diese Weise nicht ein Mensch den andern, eine Familie die andere, eine Stadt die andere, ein Land das andere, ein Welttheil den andern?

Dies alles aber hat warlich einen größern Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen, als man gewöhnlich nicht glaubt. Denn nimm an, daß jeder Mensch für die Befriedigung seiner Bedürfnisse ganz allein zu sorgen hätte, mit wie vieler Bekümmerniß würde er dabei nicht ringen müssen, wie beschwerlich ihm jedes Tagewerk werden, und wie vieles würde er verabsäumen, wie so manches gar nicht verreichten können! Nicht halb so mühsam und beschwerlich, und doch weit vollständiger und besser verrichtet er alles, sobald er

mit seiner Kraft die Kräfte anderer verbindet. So lebt jeder selbst gemächlicher, indem er seinem Nachbar ein gemächlicheres Leben verschafft; es wird zu gleicher Zeit die Zufriedenheit des Einzelnen und die Zufriedenheit Aller erzielt; und süßere Ruhe schwebt segnend über den Hütten der Menschen. Aus gegenseitigem Empfangen und Geben, oder jener Wechselarbeit entsprießt das allgemeine Heil der Beisammenwohnenden.

Und eben so verhält es sich mit denen Menschen, die Länder und Meere von einander trennen. Wer weiß für welches Welttheils Bewohner jener Matrose dort sich abmüht, während er nur für seinen Unterhalt zu arbeiten meint. Indeß fängt vielleicht ein Anwohner des Nordpols Zobel, ein Ostindier webt Zeuge, ein unglücklicher Neger schwitzt beim Zuckersieden, und in Amerika fällt man Holz zum Bau der Schiffe — für uns. Welche Vortheile für jeden, da nicht jede Gegend, nicht jeder Himmelsstrich alle Produkte zu liefern vermag, und da sonst das Glück oder Unglück der Menschen davon abhiengen, daß sie

dem Aequator oder dem Pole näher wohnten, indeß unter diesen Umständen die Menschen jeder Zone, jedes Welttheils Antheil an den Gaben der andern haben, indem sie die Früchte ihres Fleißes, oder die freiwilligen Geschenke ihrer Gegend dagegen vertauschen!

Erkennst du aber in diesem allem keinen Plan?

Emil. Es dämmert in meiner Seele. Schaffen sie mir vollends Licht.

Verduc. Rufe dir alles in dein Gedächtniß zurück, was mein Freund über die Natur des Menschen schrieb, und halte es mit den Thatsachen, die ich dir jetzt vortrug, zusammen. Solltest du dabei nicht einsehen, daß nur der Mensch dieses alles zu thun und auszurichten vermag, und daß er, wenn er dies alles thun und ausrichten sollte, gerade so sein mußte, als er wirklich ist, gerade so organisirt, so verbreitsam und ausdauernd, so Instinktlos und verständig, so gesellig und sprachfähig? Doch ich will dir hierin nicht vorgreifen, sondern die Beantwortung dieser Frage deinem eignen Nachdenken überlassen. Dabei wirst du

aber sonder Zweifel auch den Plan entdecken, der in Hinsicht auf die Glückseligkeit der Menschen entworfen worden ist.

Ist es nicht das Bedürfniß, die Noth, welche die ganze organische Schöpfung in Thätigkeit setzt? — Der Mensch hat hierin vor dem Thiere keinen Vorzug, außer daß er — der Bedürfnisse ungleich mehrere hat. Wundere dich nicht, daß ich dies einen Vorzug nenne, denn je mehrere Bedürfnisse, desto mehr Antrieb zur Thätigkeit, je mehr Antrieb zur Thätigkeit, desto mehr Umsichschauen, desto mehr Versuchen, desto mehr Wirken. Du weißt, daß ich hier nur vom Menschen reden kann, und fühlst, was dieses sagen wolle. In dem kleinen enggeschlossenem Kreise, der ersten Sphäre seines Handelns, die volle Befriedigung nicht findend, die er wünschte, strebt er mithin diese Sphäre stets zu erweitern, und breitet sich immer mehr aus. Durch dieses immer mehr Umsichgreifen, dieses immer weiter sich Ausbreiten gewinnen Mensch und Menschheit außerordentlich viel.

die Menschheit; denn hätte Noth den Menschen nicht getrieben, über diese ganze Erde sich auszubreiten, wo hätte er sie, das Wirken und Weben der Natur, die Kräfte der Schöpfung kennen lernen sollen? Wodurch wäre er veranlaßt worden, über diesen Kreis hinaus zu schreiten, woher hätte er jene würdigen erhabenen Begriffe vom Universum erlangt, die ihm diesen seinen jetzigen Wohnplatz als unendlich kleinen Theil eines unendlich großen Ganzen zeigen? Was hätte seine beschränkte Ansicht so erweitert? Was ihm in dem Sichtbaren etwas Unsichtbares, diese Ordnung, Regelmäßigkeit und Harmonie gezeigt? Was ihn so über ihn selbst erhoben, und ihn würdiger, größer von seiner Gattung denken gelehrt?

Aber nicht bloß die Gattung im Allgemeinen, auch der einzelne Mensch gewann dadurch, und in der That nicht wenig. Viel für den sinnlichen Genuß, mehr für Geist und Herz. Was er für den sinnlichen Genuß dadurch gewinne, hab' ich dir vorhin schon, aber hinläng=

lich; angedeutet, magst du also selbst diesen Faden weiter für dich verfolgen. Was aber der Mensch für Geist und Herz dadurch gewann, auf die ja doch das Meiste bei ihm ankommt, das will ich dir noch zeigen.

Die Ausbeute ist sehr reichlich, denn der Mensch wird dabei nicht allein gewahr, daß ein völliges Glück Chimäre, sondern auch, daß kein Zustand so schlimm sei, der nicht mindestens eine angenehme Seite hätte. Denn hört er im Besondern von der Lage der Grönländer, Kamtschadalen u. s. w. dann von Indiens ewigblühenden Gefilden, und dem hohen Glücke ihrer Bewohner; so wird er anfänglich vielleicht murren, jene für Stiefkinder, und diese nur für rechte Kinder des Schöpfers halten. Sieht er aber nachher, wie ein Grönländer nicht begreifen kann, daß Menschen irgendwo glücklichere Tage sehen, als er in seiner ewigstarren Gegend, gegentheils aber, daß den Indier im Schooße des Ueberflusses tausend Plagen peinigen, die jener wiederum nicht kennt, so wird er

zu muthmaßen anfangen, daß das Glück doch so gar ungleich nicht vertheilt sein müsse. Und wenn endlich diese Muthmaßung durch die Erfahrung, daß zwar diesem Lande und seinen Bewohnern mangle, was ein anderes im Ueberfluß hervorbringt, daß es aber statt dessen einen Ueberfluß an etwas anderem habe, das jenem mangelt, daß mithin keins verabsäumt worden, wohl aber jedes, und zwar was ihm nothwendigstes Bedürfniß war, erhalten habe, wenn — sag' ich — diese Muthmaßung dadurch Gewißheit wird; so wird sich jener für Menschenglück und Menschenruhe so wichtige, vielleicht der unentbehrlichste, Grundsatz, immer tiefer in sein Herz einprägen: „um hienieden seine Ruhe zu befördern und zu begründen, müsse man sich nur jedesmal gehörig in seine Lage und Umstände zu schicken wissen, und nichts einseitig beurtheilen."

Einmal aber von dieser Wahrheit überzeugt, wird sie ihm, auch von einer andern Seite, von nicht geringem Nutzen sein. Er wird nämlich sehen, daß jedes Volk — wie jedes Individuum

— um so glücklicher und reicher wird, als mehr es durch fleißige Bearbeitung und geschickte Benutzung dessen, was in seinem Kreise gedeiht, sich auszeichnet, ja daß Völker, die von der Natur gar nicht begünstigt schienen, bloß dadurch andern minder arbeitsamen und fleißigen, von der Natur aber äußerst begünstigten, weit zuvorgekommen sind, z. B. die Schweizer den Italienern, die Holländer den Spaniern u. s. w. und daß diejenigen die elendesten thierähnlichsten Menschen sind, welche diese Benutzung gar nicht kennen, und nichts so sehr als die Arbeit scheuen, z. B. die Feuerländer. Nun müßte er in der That ein weniger als kindischer Beobachter sein, wenn er nicht hierin den allgemeinen Beruf des Menschen zur Arbeitsamkeit erkennte, als von welcher das Glück seiner physischen Existenz abhängig ist. Diese Einsicht, verbunden mit jener Ueberzeugung, daß der Mensch nirgends verabsäumt worden, werden ihm aber diejenige Quelle seines irrdischen Glücks zeigen, von welcher er ordentlicher und vernünftiger Weise alleinig reinen Gewinn erwarten kann, — die gehörige

Anwendung seiner ihm verliehenen Kräfte zu einer zweckmäßigen Thätigkeit in dem Kreise, worin er steht. So wird er bald, durch die vorige Betrachtung schon zufrieden mit der Einrichtung der Welt im Allgemeinen gemacht, auch zufriedener mit sich selbst und seinem Zustande werden, weil er weiß, daß die Verbesserung desselben, oder die Begründung seines irrdischen Glückes, nicht durch leere träumerische Wünsche erhalten, sondern lediglich erarbeitet werden könne.

Du siehst hieraus, lieber Emil, wie alles, was auch noch so entfernt von einander scheint, auf diese Weise in Beziehung und Wechselwirkung mit einander steht, wie alles in einander greift, alles zusammen hängt. Wie, und es wäre nicht thöricht, anzunehmen, diese schöne Harmonie habe ein blinder Zufall zusammen gespielt, nicht thöricht, anzunehmen, die Natur habe den Menschen nicht hinlänglich berücksichtigt, und seine Glückseligkeit zu besorgen vergessen? — Nein, ich entdecke einen ordentlichen Plan für

alles menschliche Wirken, zu dessen Ausführung jeder unbewußt an seinem Theile beiträgt. O wie erhebt dieser Gedanke das Herz, mit wie himmlischer Ruhe erfüllt er die Brust, der Gedanke, — „zu allem, was auf diesem Planeten geschieht, ist ein Plan entworfen, nichts ist und wirkt ohne Zweck auf demselben, auch ich nicht, und in dem Plane der Welt ist auf mich mit gerechnet!“

Erkennst du nun auch in dem Menschenleben dieselbe Weisheit und Gütigkeit, die du in der Vorsorge für die übrige Natur und ihre Kinder entdeckst? Ahndest du nun, wie diese Thätigkeit der Menschen rings um mich her mich dahin bringen konnte, der Meinung meines Freundes beizupflichten, daß für die Glückseligkeit der Menschen recht gut gesorgt sei?

Emil. Ja, ja, ich sehe jetzt Licht.

Verduc. Dies alles leuchtet uns so mehr ein, wenn wir dabei nie vergessen, daß, so oft hier von Glückseligkeit gesprochen wird, immer

nur von der menschlichen die Rede ist, die nur dann ächt ist, wenn sie von geistigem Vergnügen begleitet wird. Und dürft' ich nicht hoffen, daß ich dich durch das jetzt Gesagte schon hinlänglich von meiner Meinung überführt hätte, so könnt' ich noch manches zur Bestätigung derselben anführen, z. B. die Allmacht der Gewohnheit, die dem Menschen im Verlauf der Zeit einen schlimmen Zustand nicht allein erträglich, sondern oft sogar angenehm macht; die besondere Einrichtung seiner Natur, daß alle die Thätigkeiten, wozu der Mensch vermöge seiner Natur veranlaßt wird, ihm schon an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf seinen Vortheil, heilsam werden, Arbeit z. B. zur Beförderung und Erhaltung seiner Gesundheit, u. a. m. So beut immer ein Vortheil dem andern die Hand, und alles arbeitet unvermerkt auf ein und dasselbe Ziel hin. Ja ich könnte dir es sogar aus dem Gange der Welt- und Menschengeschichte darthun, wenn nicht — —

Emil. O nur hier kein Wenn. Ich halte Sie fest bei Ihrem Worte, denn eine Ansicht der

Welt = und Menschengeschichte von dieser Seite muß äußerst interessant sein, und sehr dazu dienen, meinen Glauben an Ihre und Ihres Freundes Meinung zu befestigen.

Verduc hielt Wort, und theilte einen zusammengedrängten Abriß derselben mit, allein nicht sogleich, sondern in Gegenwart der ganzen Familie, um zu hören, was diese etwa dabei zu sagen hätte.

Ansicht der Welt- und Menschengeschichte in Hinsicht auf einen allem menschlichen Thun etwa zum Grunde liegenden Plan *).

Unsere Erde ist der Schauplatz, auf welchem die Menschen als Schauspieler auftreten, und ihre Lust- und Trauerspiele aufführen. Wollen wir das, was diese leisten, genau würdigen, so ist

*) Kant nennt dies Menschengeschichte in weltbürgerlicher Absicht, und seine schöne Abhandlung hierüber ist bekannt genug. Mein Freund, der Prof. Pölitz in Dresden hatte vor, sie diesem Plane gemäß auszuführen, allein sein lebhafter Kopf verleitete ihn ein wenig zu weit zu gehen, und da er jetzt, laut der Vorrede zu seiner Anthropologie, kein Kantianer mehr ist, so wird ihn wohl auch —

es billig, daß wir diesen Schauplatz selbst, so weit es hiezu nöthig ist, vorher untersuchen.

Die Erde ist ein Planet von mittlerer Größe in unserm Sonnensysteme. — Weil ihre Achse schräg auf ihrer Bahn liegt, ist es möglich, daß sie von einem Pole zum andern bewohnt werden kann, etwas das sich wohl schwerlich je ansehnlich verändern dürfte, weil die Aufschwellung der Erde unter dem Aequator ein so gewaltiger Berg ist, den der Schwung jedes andern Berges niemals merklich aus seiner Lage in Ansehung der Achse bringen kann *). Aus ihrer Bewegung um die Sonne in der Ekliptik rührt es her, daß die Strahlen der Sonne auf einige Theile bisweilen senkrecht, auf andere nur schief, und auf noch an=

— der Göttinger Rezensent in Ruhe lassen. Uebrigens sind die Verdienste eines Home, Iselin, Herder, Meiners, Schlözer, Beck, Woltmann u. a. um eine solche Ansicht der Geschichte allgemein anerkannt, doch ist ihre Ansicht nicht gänzlich die meinige.

*) Kant Crit. d. r. Vft. S. 715.

dere gar nicht fallen. Dieses macht einen Unterschied in den Strichen der Erde selbst, denn einige werden demnach heiß, andere gemäßigt, noch andere kalt sein, und wo die Sonne gar nicht hinscheint, muß der Boden von ewigem Eise starren.

Diese Eigenheiten hat die Erde als Stern unter den Sternen, inwiefern sie im unermeßnen Chore der Welten gerade diese und keine andere Stelle einnimmt. Betrachtet man sie als Körper für sich, nicht als Theil des großen Ganzen, sondern selbst als Ganzes, so wissen wir, daß sie eine Zusammensetzung von mehreren Stoffen ist, die nach gewissen Gesetzen, und durch verschiedene Kräfte, in einander wirken, und sich mit einander verbinden. Ihre Gestalt ist kugelähnlich, und von ihrer Fläche nimmt nur $\frac{1}{4}$ das Land ein, $\frac{3}{4}$ bestehen aus Wasser. Land und Wasser aber wimmeln von einer zahllosen Menge organischer Geschöpfe, vegetirenden und lebenden, die ebenfalls aus denselben, nur in ihrer und durch ihre Zusammensetzung, und die eignen Kräfte ihres Wesens, anders modifizirten Stoffen, als die

Erde selbst bestehen, und die mithin auch nur Bewohner dieser und keiner andern Welt sein können, denn nur diese Welt ist ihrer Natur homogen. In der Vertheilung dieser Geschöpfe über die Erde herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit, denn viele Gattungen scheinen an gewisse Striche und Klimate gebunden, sie verderben oder entarten, wenn man sie in andere versetzt. Manche jedoch werden durch Versetzung auch verbessert. Bei aller jener Mannichfaltigkeit aber kann man doch auch eine bewundernswürdige Einheit nicht verkennen, denn bewährte Erfahrungen zeigen, daß die vegetative Schöpfung jedes Erdstrichs genau zu der lebenden desselben, die sich von jener nährt, paßt. Deswegen sind auch gründliche Aerzte der Meinung, daß die Heilmittel endemischer Krankheiten immer in den Gegenden, worinn sie zu herrschen pflegen, zu suchen und zu finden seien. Fallopp erzählt, daß Oviedo, der in Neapel von jener schrecklichen Seuche befallen wurde, deren Geburtsstätte Westindien ist, auf die Vermuthung gekommen sei, er werde wohl dort das beste und kräftigste Mit-

tel dagegen finden. Er reiste hin, und fand sich nicht getäuscht, denn er fand dort den Gajacbaum. — Und so erscheint uns denn diese Erde, bei genauerer Betrachtung, als ein Schauplatz von Regelmäßigkeit, Ordnung und Harmonie.

So war er aber nicht immer, so war er nicht von jeher: er ist erst im Verlauf der Zeit so geworden. Ueber seinen ursprünglichen Zustand, weit weniger noch über seine Entstehung, kann keine Geschichte uns Aufschluß geben, und wir können diesen bloß von einer gründlichen Naturforschung erwarten, die uns aber freilich auch nie zur Gewißheit, sondern nur zu wahrscheinlichen vernunftgemäßen Vermuthungen führen kann. Die wahrscheinlichste vernunftgemäßeste ist die annehmbarste, und diese ist die folgende.

Es hat einst eine Zeit gegeben, wo das Wasser alles feste Land bedeckte.

Das W e n n wag' ich nicht zu bestimmen; Moses sagt i m A n f a n g e. Ob dabei, wie einige Theologen meinen, von einer Welt geredet werde,

die aus den Trümmern einer alten untergegangenen sich neuerdings zu bilden angefangen, oder ob die Naturphilosophen Recht haben, welche dieses Wasser für geschwängert mit allen Stoffen zur Erde, also für die Mutterlauge derselben ausgeben, in der durch Zutritt anderer Stoffe die festen Theile niedergeschlagen wurden, die sich alsdann nach der Wahlverwandtschaft mit einander vereinigten, und so ein Sediment, den Kern zur Erde, bildeten, — dies alles, und noch manches andere, was Theologie und Geogonie lehren, lassen wir bei Seite.

Sonnenschein, Winde und anderes mehr trugen dazu bei, das Wasser nach und nach zu vermindern, und in dem Maaße, als dieses vermindert wurde, hob sich das Land über die Fluthen empor, welchemnach die höchsten Gipfel der Gebirge zuerst erschienen, so daß man die Gebirge selbst mit Recht das Gerüste zu unserm Schauplatze nennen kann. Diese Bergrücken bildeten ursprünglich eben so viele Inseln im Ozean, die durch Rückzug des Wassers immer mehr vergröß-

sert wurden, bis sich endlich mehrere mit einander verbanden, und eine Fläche festen Landes bildeten. Möglich, ja wahrscheinlich sogar ist es, daß dieses feste Land bloß aus der harten Grundsubstanz der Erde, Granit oder Gneis, bestand, allein nach und nach verwitterte die Oberfläche, die Luftsäure selbst löste Theile davon auf, und so entstand ein Boden, der das erste kümmerliche Produkt der Vegetation, Schimmel und Moos, trug. So wie auch diese allmählig abstarben und in Fäulniß übergiengen, erzeugte sich über dem harten Kerne der Erde eine lockrere, fettere Dammerde, und eine reichlichere schönere Vegetation sproß auf dem nährenderen Boden hervor. Nun mußte aus immer neuem Tode immer schöneres Leben hervorblühen, denn Geschöpfe höherer Art erschienen jetzt, da der Boden Mittel genug zu ihrer Erhaltung darbot. Vielleicht daß die Natur damals noch fruchtbarer an Zeugungskräften war, und daher alles schneller in üppigere Blüthen schlug, in neues Leben drang, allein dies ist nichts als Hypothese. Mehr als Hypothese aber ist es, daß dieser Schauplatz von nun an fast täglich an

Reiz, Schönheit und Fruchtbarkeit gewinnen mußte, und da er in dieser Hinsicht ganz vollendet war — da erschien der Mensch auf ihm. Er konnte nur jetzt erscheinen, denn wäre er eher aufgetreten, so würde er kaum mehr als ein klägliches Trauerspiel ohne Plan und Vollendung auf ihm aufgeführt haben. So aber war alles zu seinem Empfange vorbereitet, und wir wollen nun sehen, welche Rollen er gespielt hat.

Mit allen jenen Anlagen, Fähigkeiten und Kräften, die in der Natur des Menschen liegen, trat er auf diesem Schauplatze auf, denn was hätte ihm dieselben geben sollen, wenn er sie nicht in sich hatte? Allein seine Anlagen waren unausgebildet, seine Fähigkeiten keine Fertigkeiten, seine Kräfte lagen noch in zweifelhaftem Schlummer.

Das Einzige, was die Natur vollkommen an ihm ausgebildet hatte, war, wenn wir der Geschichte glauben, — und warum sollten wir ihr nicht glauben, da sie allen Anforderungen der Vernunft vollkommen Genüge leistet? — sein Körper.

Im Zustande des Kindes, mit der Schwäche und Kraftlosigkeit desselben, unvermögend zu stehen und zu gehen, hätte er sich nicht erhalten, nicht ausdauern können. Und da er dies eben so wenig gekonnt hätte, wenn der Schauplatz, auf dem er auftrat, etwa einer öden Wüste oder sandigen Steppe glich, so müssen wir auch annehmen, daß die Gegend, in welcher dieser Mensch lebte, reich an Vegetation, blühend und fruchtbar war. Die Geschichte nennt sie einen Garten, und konnte sie nicht ausdrucksvoller und kürzer bezeichnen.

Er war nicht isolirt, kein halber Mensch, sondern eine Gefährtin seines Lebens ihm beigesellt, an die doppeltes Bedürfniß, der Hilfsleistung und der Liebe, ihn unzertrennlich ketten mußte. Wir wissen, daß dieser Zustand der Geselligkeit die unerlaßliche Bedingung ist, unter welcher der Mensch aus dem Zustande der Thierheit treten kann, und der Geschichte nach, geschah alles genau so, wie mein Freund aus der Untersuchung der menschlichen Natur zeigte, daß es geschehen müsse. Der Trieb nach Mittheilung erwachte,

und so erfand sich der Mensch gar bald eine Sprache, welches hinwiederum voraussetzt, daß er Erkenntnisse erlangt, sich Begriffe gebildet, und diese zusammenhängend verbunden haben müsse. Diese Sprache erfand er sich vielleicht, indem er thierische Töne nachahmte *), eine Muthmaßung, die dadurch Gewicht erhält, daß wir finden, die Namen der Thiere, und anderer Gegenstände haben in den Ursprachen Aehnlichkeit mit den Tönen, die jene von sich geben, oder dem Geräusche, das diese machen. Ob der Mensch nicht vorher eine Gebehrden- oder Augensprache sich gebildet habe, darauf lassen wir uns hier nicht ein, wie viel sich auch Unterhaltendes darüber sagen ließe.

Daß diese Sprache aber nicht den Reichthum, die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der unsrigen

*) Nachzuahmen ist den Menschen schon von der Kindheit an eigen, und der Mensch unterscheidet sich dadurch von allen übrigen Thieren, weil er am meisten nachahmt (μιμητικώτατον ἐστι).

gehabt habe, ja nicht haben konnte, ist unschwer zu ermessen. Auf jeden Fall ist es hier erlaubt, der Analogie zu glauben, und Muthmaßungen Raum zu geben, wo die Geschichte uns verläßt. Wir finden nämlich noch jetzt auf unserer Erde — oder fanden wenigstens vor nicht allzulanger Zeit — Nationen, die noch so ganz in dem ersten Zustande der Menschenkindheit waren, daß es nicht Unrecht scheint, sie mit den ersten Menschen zu vergleichen, und aus ihrem Zustande die Geschichte unserer allgemeinen Urväter gleichsam zu ergänzen. Wenn nun bei solchen Nationen ihr ganzes Wörterbuch vielleicht noch keine Seite einnähme; so kann man leichtlich schließen, wie reich die Sprache der Urmenschen müsse gewesen sein *), und — wie ausgebildet ihr Verstand.

Seine ersten Kenntnisse (μαθησεις) erlangt er durch Nachahmung. Aristot. Poet. K. 4.

*) „Ueber die Armuth der amerikanischen Sprachen findet sich sowohl in der alten als neuen französischen Encyclopädie ein sehr übertriebener Artikel. Es heißt dort, das Wörterbuch der ame-

Da sie nur wenige Bedürfnisse hatten, d. h. keine andern, als welche die Natur selbst in ihnen

rikanischen Sprachen habe auf einer einzigen Seite Platz; eine eben so unglaubliche als unanständige Behauptung. Denn wie kann man sich einbilden, daß sprechende und handelnde Menschen zu einer so eingeschränkten Menge von Begriffen verdammt seien, die kaum für ein Kind von drei Jahren hinreichen würden. — Indeß will ich nicht läugnen, daß sich unter den rohesten amerikanischen Nationen nicht einige finden sollten, deren Sprachen arm, und nicht hinreichend sind, sehr zusammengesetzte Begriffe auszudrücken. Allein dies ist der Fall von jeher bei den Sprachen ungebildeter Völker gewesen. Die reichsten und gebildetsten Sprachen waren ursprünglich unvollkommen und arm, und nur mit der Zeit, als die Kenntnisse bei den Nationen sich überhaupt ausbreiteten und vermehrten, bereicherten sich auch diese. „Molina Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. S. 294. fg.

angelegt hatte, so waren sie auch um die Befriedigung derselben nicht sonderlich bekümmert. Wahrscheinlich lebten sie von den Früchten, welche die noch junge Erde ihnen im Ueberfluß darbot, und so bedurften sie keiner großen mühsamen Anstrengung, keiner Arbeit. Sie suchten den Genuß nicht, sondern gaben sich ihm hin.

Irre ich nicht, so ist auch hier das Gemählde, welches ein nicht unrühmlich bekannter Beobachter der sogenannten Wilden *), von den Irokesen entwirft, anwendbar auf diese Menschen. „Ihr Glück — sagt er — ist, nicht zu denken, in vollkommener Unthätigkeit zu bleiben, viel zu schlafen, sich um nichts zu bekümmern, sobald ihr Hunger gestillt ist, und nur dann auf Nahrungsmittel zu denken, wenn sie der Hunger plagt. Sie würden sich keine Hütten bauen, zwängen sie nicht die Kälte und das unfreundliche Wetter dazu: sie würden sich nicht aus ihrer Hütte rühren,

*) Pauw Philosophische Untersuchungen über die Amerikaner Bd. 1. S. 96. fg.

wenn sie nicht das Bedürfniß triebe. Ihre Vernunft erwacht nicht, sie bleiben Kinder bis an ihr Ende, sehen nichts voraus, bessern nichts, und lassen die Natur vor ihren Augen und unter ihren Händen ausarten, ohne sie jemals zu benutzen, oder sich zinsbar zu machen."

Uebrigens lebten diese Menschen friedlich, denn sie waren zu fest mit einander verbunden, und hatten zum Unfrieden keine Gelegenheit; sie waren in ihrer Einfalt und Unwissenheit glücklich. — Das ächteste goldene Zeitalter, von dem die Dichter so viel gesungen, die Philosophen so viel geschwatzt haben!

Allein dieses Glück konnte nicht von Bestande sein. Das erste Menschenpaar blieb nicht allein, die Zahl ihrer Kinder mehrte sich, es entstanden mehrere Familien. Je mehrere Familien, ein desto getheilteres Interesse. Der Bezirk, in den sie eingeschlossen waren, konnte, ungeachtet der Fruchtbarkeit des Bodens, die Bedürfnisse einer so angewachsenen Menge nicht mehr hinlänglich

befriedigen. Die Noth überwand nun den Hang zur Trägheit, und der Mensch — mußte im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen, wie die Urkunde sagt. Dieses heißt nichts anders als, er mußte die Erde durch Anbau zwingen, alle ihre Zeugungskräfte zu entwickeln. Und so entstand das erste Kind der Noth, die Industrie, Betriebsamkeit, die, wie Theokrit sagt, Mutter der Künste ist. Der Mensch wurde Landbauer.

Nur denken wir uns diesen Uebergang aus seiner ersten Lebensart in diese zwote nicht zu schnell, nicht so schnell etwa, als ich ihn in der Erzählung machen muß. Wir wollen uns auch hier von Analogie und Muthmaßung leiten lassen.

Die Physiker reden, sonderbar genug, von einer Kraft der Trägheit in der Materie, und verstehen darunter das Verharren derselben in dem vorigen Zustande, bis ein stärkerer Anstoß dieselbe überwindet, und Bewegung hervorbringt. Diese Trägheitskraft scheint, allen Berichten glaubwürdiger Reisebeschreiber, — um

die Beispiele der Höflichkeit wegen weit herzuholen — zu Folge, jeder wilden Nation mit der unbelebten Materie in gleichem Grade eigen. Nur die Uebermacht des Bedürfnisses zwingt sie zur Thätigkeit, aber auch nur für den Augenblick, in welchem sie nehmen, wo sie finden. Könnte deshalb auch wohl eine Schilderung von der Lebensart solcher Thiermenschen anders ausfallen, als sie Garcilasso della Vega *) von den alten Peruanern entwirft: „Sie führten ein ganz wildes Leben, und hatten nur zufällige Gesellschaften zu zweien oder dreien. Kräuter, Wurzeln **), Früchte wilder Bäume, waren die Speisen, mit denen sie sich, gleich den Thieren, ernährten. Sie nahmen ihren Aufenthalt in unterirrdischen Oertern und in Hölen. Sie wußten nichts von Häusern, und noch we-

*) del origen de los Incas.

**) Rhizophagen, Wurzelnesser. Lothophagen, Fruchtesser. Unter den ältern Schriftstellern geben Strabo, Herodot, Aelian, Plinius u. a. Nachricht davon.

niger von Städten. Von Verstand und Ueberlegung ganz entblößt, wußten sie weder das Feld zu bauen, um sich eine mildere Nahrung zu verschaffen, noch aus der Wolle und der Baumwolle, welche ihr Land hervorbrachte, Zeuge zu verfertigen, um ihre Blöße zu bedecken. Auf das höchste bedienten sich einige unter ihnen der Thierfelle, oder der Rinden und der Blätter von Bäumen zu diesem Behufe, indeß andere nackt und unbekleidet ein beinahe viehisches Leben führten, und weder in dem Umgange beider Geschlechter, noch in ihrem ganzen übrigen Leben, Sittlichkeit, Ordnung, oder Wohlstand kannten." — Aus Mangel an aller Ueberlegung, weil er nur zu sehr sich jedesmal auf den Augenblick beschränkt, giebt der Feuerländer am Morgen sein Lager für eine Kleinigkeit hin, deren er gerade bedarf, und fühlt nicht eher, als am Abend, wie thöricht er gehandelt habe.

Indolenz ist also im Allgemeinen der Charakter dieser Menschen. Muß aber diese nicht nothwendig Apathie erzeugen, Gleichgiltigkeit gegen

alles, was nicht unmittelbaren Bezug auf Genuß und Bedürfniß hat? Eine Menge Thatsachen bestätigen dieses, und unter andern finden wir in der Beschreibung von Cooks Reise mancherlei Belege dazu. Die Neu-Holländer — heißt es — scheinen der Bewunderung über die größten und ihnen ungewöhnlichsten Gegenstände unfähig. Nicht einmal die Schiffe der Engländer zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. — Eben so wenig neugierig fanden wir auch die Neuseeländer."

Hiebei darf ich jedoch nicht unbemerkt lassen, daß alle diese Umstände eine völlige Zufriedenheit mit dem jedesmaligen Zustande voraussetzen, denn der Geist solcher Menschen ist völlig unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, und haftet, wie eine Auster an ihrer Schaale, stets nur an der Gegenwart. Vielleicht hätt' ich auch noch hinzugesetzt, sie haben nirgends Gelegenheit ihren Zustand mit einem wünschenswertheren in Vergleichung zu stellen, wenn nicht hinlängliche Beweise davon vorhanden wären, daß solche Men-

schen ihren Zustand einem solchen bessern immer vorgezogen haben.

Wir können aber hieraus ermessen, wie hart und stark der Druck der Noth gewesen sein müsse, der solche Menschen veranlassen konnte, aus diesem Zustande der Unthätigkeit herauszugehen. Nur Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen konnte sie vermögen ihre Lebensart zu verändern, und dieser Mangel konnte nur bei übergroßer Bevölkerung eintreten, ein Umstand, aus dem wir ungefähr ermessen können, welcher lange Zeitraum verflossen sein müsse, bis nur der erste leichteste Versuch zur Betriebsamkeit bei diesen Menschen gemacht wurde.

Aber auch dieser erste leichteste Versuch schon zeigt uns den Menschen über die Thierheit erhaben, denn Beobachtung auf die umgebende Natur, Erlauschen ihres leisen Wirkens, Kenntniß eigner Kräfte, Ahndung zwischen Ursache, Mittel und Folge mußte ihm vorhergegangen sein. Der Mensch konnte nicht das Land bauen, ohne zu wissen, daß dies möglich sei, konnte es,

wenn er dies eingesehen hatte, dennoch nicht ohne Werkzeuge, und sich das erste größte Werkzeug dazu zu verschaffen, war vielleicht eben so viel Nachdenken erforderlich, als Franklin die Erfindung des Blitzableiters kostete. Zufall, oder Vorsehung, wenn man lieber will, wirkte aber vielleicht hier wie dort. Vielleicht daß ein grabender Maulwurf den Menschen auf die erste Idee der Urbarmachung des Bodens brachte, daß er erst mit seinen angebornen Werkzeugen Versuche machte, und nur späterhin, als diese Arbeit ihm zu sauer wurde, andere Werkzeuge erfand. Allein wir wollen uns nicht zu weit im Felde der Muthmaßungen herumtreiben!

Wie dem allem sei, so viel ist gewiß, der Mensch stand in dem Augenblicke, wo er zuerst der Natur ihre Gaben abzugewinnen versuchte, schon auf einem beträchtlichen Grade von Kultur.

Dabei befanden sich diese Menschen recht wohl, und für welche Wohlthat sie die Erfindung des Ackerbaues gehalten haben, das be-

weist der Umstand hinlänglich, daß die mehresten alten Völkerschaften die Erfindung desselben den Gottheiten zugeschrieben haben. Man erinnert sich wahrscheinlich hiebei an Isis und Osiris, an Bachus und Ceres.

Aber auch dieses Glück konnte nicht dauern. Der durch den Anbau erschöpfte Boden entsprach im ferneren Verlauf der Zeit der Erwartung des Anbauenden immer weniger, und der Unterhalt wollte nun wiederum nicht zureichen.

Was war nun zu thun? Neue Noth, neue Thätigkeit, neue Anstrengung jeder Kraft, ihr abzuhelfen. Vor der Hand galt es aber vielleicht nur einen raschen Entschluß, denn jetzt kam die Natur den bedrängten Menschen zu Hilfe. Das Meer hatte sich nämlich während der Zeit immer in engere Grenzen zurückgezogen, die Erde hatte an Umfang gewonnen, und es dehnten sich auch dort fruchtbare Gefilde aus, wo der Mensch noch nicht wohnte.

Diese Gefilde aufzusuchen sah er sich aber jetzt genöthigt, und er fieng an zu wandern.

wieder ein Anstoß mehr, die Trägheit zu überwinden, und in der That keiner der unkräftigsten, denn da der Mensch auf seinen Wanderungen gar bald das fand, was er suchte, so fieng er an unbesorgter zu werden, weil er, um zu finden, ja nichts weiter brauche, als nur — immer fort zu suchen.

So entstand aus dem menschlichen Hange zur Trägheit, verbunden mit dem Drängen der Bedürfnisse und der Nothwendigkeit ihm abzuhelfen, eine besondere Lebensart, in der Trägheit und Thätigkeit, bei der es keines Fleißes bedurfte, wundersam verschmolzen sind — das Nomadenleben.

Bis hieher war alles Thun und Treiben der Menschen, wie sie selbst und der Gang ihres Schicksals, ziemlich einförmig, allein von dieser Trennung an wird es vielfacher und verwickelter.

Die Nomaden befanden sich auf jeden Fall bei ihrem Herumirren nicht übel, denn einer-

seits konnten sie dadurch ihre Bedürfnisse auf die leichteste Weise befriedigen, und andererseits mußten sie in dem beständigen Wechsel der Scenen, in der beständigen Zerstreuung, in dem steten Reize der Neuheit selbst ein eigenes Vergnügen finden. Allein nicht alle Ausgewanderte glichen sich, denn die Menschen sind und sollen keine Maschinen sein. Deshalb strebten wahrscheinlich nur die Lebhaftesten, Feurigsten, Sorglosesten immer weiter, indeß andere sich nicht so leicht von ihrer vorigen stillern Lebensweise entwöhnen konnten, und sich an Plätzchen, die ihnen besonders gefielen und vortheilhaft schienen, ansiedelten, und ihr gewohnteres Leben fortsetzten.

Wir wollen einstweilen bei den stillen Ansiedlern verweilen, und jene wandern lassen. Mit der Trägheit, das wissen wir schon, würden sie ihr Glück nicht gewinnen, und da sie doch dieses einmal suchen, so müssen sie auch dem Aufgebote zur Thätigkeit, das die Noth, diese wirksamste Menschenerzieherin, an sie er=

geben läßt, sich fügen. Der Boden giebt zwar wohl etwas, aber nicht alles, nicht genug. Soll er dieses, so muß des Menschen Kraft ihn zwingen, und der Mensch bietet gern alles auf, um nicht zu verderben und unterzugehen. Geistes- und Körperkraft strengt er dabei an, und stärkt und erhöht sie dadurch.

Auch lehrt uns die Geschichte, daß diese Ansiedler immer beträchtlichere und bedeutendere Fortschritte machten. Sie wurden aufmerksamer auf alles um sich her, forschten nach, und verwendeten zu ihrem Nutzen, was nur möglich war. So kamen sie nach und nach auf mancherlei Erfindungen, die sie immer mehr mit einander in Verbindung setzten, und brachten es dadurch in ihren Geschäften immer zu größerer Vollkommenheit.

Diesen Menschen verdanken wir die Erfindung des Feuers *), die Benutzung des Eisens, das

*) Es hat mir immer sehr wahrscheinlich geschienen, was Iselin in seiner Geschichte der Mensch-

Ackergeräth und so vieles andere. Da sie nicht, wie ihre Vorfahren, die sich von Wurzeln und Früchten nährten, gerade da schlafen konnten, wo ein Zufall sie am Abend hinführte, oder in Hölen wohnen (Troglodyten), welche die Natur gebildet hatte, weil sie gewissermaßen an den Boden, den sie bearbeiteten, gebunden waren, und sich nicht allzuweit von ihm entfernen durften; so mußten sie auch Baumeister werden. Jeder richtete sich wahrscheinlich in der Nähe seine Hütte auf.

Strabo erzählt uns von den Iberiern, mehrere neuere Reisebeschreiber von gewissen wilden Völkerschaften, daß sie Güter-Gemeinschaft hatten, und der Natur der Sache gemäß scheint dies anfänglich überall so gewesen zu sein. Eigne

heit Bd. I. S. 127. sagt: „Vielleicht kommt der Gebrauch, das heilige Feuer aufzubewahren, der bei so vielen Völkern üblich gewesen ist, daher, daß, gleich nach der Erfindung desselben, die Kunst, es zu erzielen, den Meisten unbekannt war."

Schwachheit, und das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit ketteten solche Menschen fester an einander, sie arbeiteten und genossen deshalb gemeinschaftlich. Mehrere Umstände aber konnten und mußten sie vermögen, hierin eine Aenderung zu treffen, und so entstand nach und nach eine Gütertheilung, ein besonderes Eigenthum. Der Boden, den einer bearbeitete, die Hütte, die einer baute, war sein. Er hielt sich für berechtigt, jeden andern von dem Antheil daran auszuschließen — und man sehe hier den ersten Anfang dessen, was unsere Philosophen Recht der Natur nennen.

Weit entfernt aber, daß, wie Hobbes meint, dieses Recht der Natur einen Krieg Aller gegen Alle erzeugt hätte! Denn obschon diese Menschen durch Besitz des Eigenthums von einander getrennt wurden, so war doch das Band, welches sie zusammenhielt, nicht zerrissen. Es gab noch immer Arbeiten, die nur gemeinschaftlich verrichtet werden konnten, Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Wasser, Grabenziehen

u. a. m., und dadurch wurden sie nach wie vor in Verbindung mit einander gehalten. Fielen auch, wie es wahrscheinlich ist, bisweilen kleine Zwistigkeiten vor, so wurde doch dadurch die Ruhe im Ganzen nicht gestört.

Nach und nach mußten diese Landbauer auch anfangen häusliche Arbeiten zu verrichten, denn das Bedürfniß des Hungers und Durstes war es ja nicht allein, das sie zu befriedigen hatten. Ihre Häuser oder Hütten waren nicht hinlänglich zum Schutz für rauhere Witterung, sie waren demnach genöthigt, sich auch Kleidungen zu verfertigen. Vielleicht dient folgende Beschreibung von der Samojeden Kleidung, die ich aus Olearius Reisebeschreibung und dem neuen entdeckten Norden ziehe, dazu, zu zeigen, wie wohl die ersten Kleidungsstücke der Menschen, von denen hier die Rede ist, beschaffen gewesen, wie sie dieselbe wohl verfertigt, und welcher Werkzeuge sie sich etwa dazu bedient haben mögen.

„Ihre Kleidungsstücke — heißt es — sind Röcke, Hosen und Stiefeln von Bärenfellen, an

denen sie des Winters die Haare ein- und des Sommers auswärts kehren. Unterhalb des Bauches binden sie dieselben mit einem Riemen. An statt des Mantels haben sie eine Haut, an der die vier Füße herabhängen. Die Hemden, die sie unter den Röcken am bloßen Leibe, doch über die Hosen, anhaben, sind von gleichem Zeuge, aber nur von den jüngsten Rennthieren und zartesten Fellen. Etliche machen sie von den Därmen der Fische. Von gleicher Art sind ihre Mützen, die mit herabhangenden Lappen unter dem Kinn zusammengebunden werden können. Statt der Nadeln bedienen sie sich der Fischgräten, statt des Zwirns der Sehnen von Thieren. Ihre Schnupftücher machen sie aus grünem Holze, welches sie so dünn schaben, daß es ganz weich wird. Davon nehmen sie eine Handvoll, und säubern sich."

Von ihren übrigen Künsten und sonstiger Lebensart noch dieses:

„Ihre kleinen, niedrigen, halb in der Erde gebauten Hütten, sind mit Baumrinden bedeckt,

die sie an einander fügen. Oben im Dache lassen sie ein Loch, durch das der Rauch hinauszieht, und sie im Winter aus- und einsteigen. Mitten in der Hütte schüren sie ein Feuer an, um welches Mann und Weib des Nachts nackend herum liegen. Ihre Kinder legen sie in Kästein von Birkenbast zusammengesetzt in dünngeschabte Baumrinde, und decken sie mit einem Stück von der Haut eines Rennthiers zu."

So ungefähr müssen wir uns auch die Kunstwerke und Lebensart jener ersten Landbauer vorstellen.

Uebrigens wurden sie mit manchen Thieren ihrer Gegend, die durch die öftere Gewohnheit, den Menschen zu sehen, weniger scheu und furchtsam wurden, bald bekannter, und gewöhnten sich an sie. Schon gewohnt, bei allem, was ihnen vorkam, auf irgend einen Vortheil zu rechnen, den sie davon zu ziehen vermöchten, machten sie auch bei diesen Thieren keine Ausnahme davon, und fanden bald, daß sie ihnen gar keinen unbeträchtlichen Vortheil gewähren würden. Und so trieben sie nun außer Ackerbau und Handwerken

bald auch Viehzucht. Wieder ein neuer Schritt vorwärts, durch den des Menschen Glück gewann.

Auf dieser Stufe der Kultur lassen wir sie einstweilen stehen, und folgen den andern Nomaden nach.

Das herumziehende Leben ist der Anhänglichkeit an Menschen wenig günstig, deshalb hielten diese Nomaden nicht so fest an einander, als die Landbauer, sondern zerstreuten sich bald in einzelnen Haufen hiehin und dahin.

Die Lagen und Umstände, in welche verschiedene solcher Haufen bei ihrem Herumschweifen geriethen, waren einander sehr ungleich, und daher kommt es, daß diese Nomaden selbst einander bald so unähnlich wurden.

Einige trafen bei ihren Wanderungen große Waldungen an. Der stillern Betriebsamkeit ungewohnt und abhold, dachten sie nicht daran, sie in urbares Land zu verwandeln. Was aber sollten sie thun, da das Bedürfniß des Hungers ungestüm Befriedigung forderte, die Gegend aber

ihnen nur wenig oder gar kein Mittel dazu darbot? — Der Mensch, wissen wir, ist so eingerichtet, daß er sich an alles gewöhnt, und wenn selbst leckere Europäer, um ihren Hunger zu stillen, zu — Schuhsohlen ihre Zuflucht nehmen mußten, um wie viel weniger Ueberwindung mußte es jenen rohen Menschen kosten, — rohes Thierfleisch zu verzehren? Die Lappen, tartarischen Kalmycken u. a. nähren sich noch davon.

Einmal mit diesem Nahrungsmittel bekannt geworden, machten diese Menschen bald den wilden Thieren die Herrschaft des Waldes streitig, und boten alles auf, List und Gewalt, diese zu unterjochen und zu erlegen. So sehen wir dadurch an dem Baume der Gesellschaft einen neuen Zweig hervortreiben, es entsteht — eine Jägernation.

Andere Nomaden, die auf ihren Zügen an die Küsten des Meeres kamen, dort aber von den Nahrungsmitteln, welche ihnen sonst das Land darbot, entblößt waren, sahen sich nothgedrungen, dem Meere seinen Tribut zu ihrer

Erhaltung abzufordern, und lebten von Fischen. Diese Gattung von Nomaden hat auch daher den Namen Ichthyophagen, d. h. Fischesser*).

*) Home in seinen Versuchen über die Geschichte des Menschen Bd. 1. S. 54. fg. sagt hiebei: „Es ist wahrscheinlich, daß die Fische eben nicht bald die Speise des Menschen gewesen. Das Wasser ist nicht unser Element; und die Wilden wagten es ohne Zweifel nicht eher eine Speise aus der See oder aus den Flüssen zu holen, als bis die Landthiere selten wurden. Plutarch bemerkt, daß die Syrer und Griechen vor Alters sich der Fische enthalten haben. Menelaus klagt bei dem Homer, daß seine Begleiter durch Hunger zu dieser Speise wären genöthigt worden; und obgleich das griechische Lager bei der Belagerung von Troja an der Seeküste war, so ist doch im Homer nicht eine einzige Anzeige, daß sie Fische gegessen hätten." In dieser Stelle liegt Wahres und Falsches zugleich. Wahres, daß nur dringende Noth die Menschen vermogt habe,

Wir finden solche Ichthyophagen noch jetzt in der Nachbarschaft des Nordpols, Grönländer und Eskimos. Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge verzehren diese selbst das Aas, gleichviel

ihre Nahrung aus der See zu holen, denn das war kühn und gefährlich zugleich. Aber auch Falsches, denn Home scheint sagen zu wollen, Fischspeisen haben die Menschen nur in ziemlich späten Zeiten zu sich genommen. Daß im Homer nichts davon vorkommt, beweist nur wenig, und die Stelle, worauf er sich bezieht, ist diese:

Und bald wäre die Kost und der Muth geschwunden den Männern,
Hätte mich nicht mitleidig der Himmlischen Eine gerettet;
Denn Eidothea sah es, des grauenden Meerbeherrschers
Proteus blühende Tochter; und Mitleid erregt' ihr die Seele.
Diese begegnete mir, der umherschlich, fern den Genossen.

ob gebraten oder roh. Die Fische sammeln und dörren sie, und verzehren das Gesammelte im Winter, den sie gänzlich verfaulenzen. Des

> Denn beständig die Insel umirrten sie, Fische sich fangend
> Mit gebogener Angel; es quälte sie nagender Hunger.

Odyssee IV, 363 fgg. nach Voß Übers.

Ich frage hier: Wird nicht von der Angel als etwas sehr Bekanntem gesprochen? Mußte sie also nicht vorher erfunden seyn? Und setzt das nicht voraus, daß es Ichthyophagen vor Homer und dem trojanischen Kriege gegeben habe? Freilich war, wie es heißt, die Kost bald aufgezehrt, allein wenn dieses nicht gewesen wäre, hätte Menelaus nicht eben so gut sagen können, sie suchten sich Früchte, weil sie nagender Hunger quälte? Und bewiese dies, daß sie vorher keine Früchte gegessen? Mich däucht, dies beweise nicht mehr, als daß sie gerade jetzt welche suchten, weil sie — gerade jetzt hungerte.

Fischthrans bedienen sie sich statt Butter, des gedörrten Fisches vielfältig statt Brod.

Hier könnte man nun die Frage aufwerfen, ob das Loos dieser Menschen wohl auch glücklich sei? eine Frage, die ich nicht anders als bejahen kann, denn wir müssen auch hier Unfähigkeit ihr Loos mit einem andern zu vergleichen in Anschlag bringen. Ja wir haben sogar Beispiele, daß solche Menschen, wenn sie in Umstände kamen, wo sie diese Vergleichung anstellen konnten, doch ihr voriges Loos vorzogen. Olaus Magnus erzählt, daß der Fürst Steno Sture, der Jüngere, Friedrichen Herzog von Hollstein sechs Rennthiere und zwei Lappen, Mann und Weib, gesandt habe. Als aber diese alle, Menschen und Thiere, aus ihrem Vaterlande entfernt waren, starben sie aus Sehnsucht nach ihrer sonstigen Lebensart bald hinter einander. Von mehreren Wilden, die man aus Amerika und Australien nach Europa überführte, ist ein gleiches bekannt, und in Witzens Beschreibung von Siberien finden wir, daß die Samojeden sagen: „Wenn der

Großfürst, nur ihre Herrlichkeit kennen sollte, so würde er selbst bei ihnen zu leben begehren."

O Allmacht der Gewohnheit! O bewundernswürdige Einrichtung unserer Natur, die sich an dies alles gewöhnen, und dabei glücklich sein kann!

Noch waren alle diese, in verschiedener Hinsicht einander schon so unähnlichen Menschen, sich doch in einem Punkte ähnlich, darin, daß sie sämmtlich in dem sogenannten *) Naturstande lebten, in wiefern man nämlich diesen im Ge-

*) Der wahre Naturstand hat nie noch existirt, denn er ist nirgends als in der Idee vorhanden. Ob er je irgendwo anders vorhanden sein werde, wer kann das wissen? Streben aber, diese Idee zu realisiren, ist jedes Menschen heiligste Pflicht, und dem wahren Naturstande sich immer mehr anzunähern wahrscheinlich Zweck der Menschengattung überhaupt, zu dessen Ausführung die Natur unvermerkt sie leitet.

gensatz eines auf Konvention gegründeten Lebens in bürgerlichen Verhältnissen annimmt. Die Hirtenvölker hatten sich zwar dem bürgerlichen Leben schon mehr genähert, als die übrigen, allein ihr Beisammenleben war doch vor der Hand nur Werk des Zufalls, nicht durch gegenseitiges Uebereinkommen, und allgemeinen Willen sanctionirt, weshalb man sie nicht mit Unrecht ebenfalls im bloßen Naturstande annimmt. Keine von allen diesen Menschenarten aber verharrte darin, denn alle Umstände wirkten mächtig zusammen, sie daraus zu verbreiten. Diese Umstände wollen wir jetzt in näheren Augenschein nehmen.

Wie großen Einfluß die Lebensart auf Verhalten und Sitten des Menschen habe, wie sehr sie seinen Charakter bestimme, und wie sehr viel in seiner ganzen Denk= Sinnes= oder Handelsweise von jener abhange, ist zu bekannt, als daß sich jemand wundern sollte, wenn er nun bald jene drei Nomadenstämme so ganz verschieden findet.

Die Hirtenvölker wurden still und friedlich, wie die Gegend, die sie bewohnten, und die zah=

men Heerden, mit denen sie umgiengen. Bei der Gelegenheit, die sie hatten, die Natur öfters im Stillen zu belauschen, wurden sie näher mit dieser vertraut, und öftere Beobachtung legte den Grund zu Künsten und Wissenschaften, und manchen nützlichen Erfindungen. Durch ihre Muße, die jedoch nicht selten in Langeweile ausartete, wurden sie auf Zeitvertreib zu denken genöthigt, und so entstanden bei ihnen Spiele und mancherley Lustbarkeiten. Der Zufall that auch das Seinige, und begünstigte die Erfindung mancher Kunst, so daß wir dieses Völkchen bald bei Gesang, Saitenspiel und Tanz recht froh und glücklich antreffen müssen. Allein es bedarf wohl kaum einer langen Schilderung ihres Zustandes, da die Dichter mit einander gewetteifert zu haben scheinen, ihn von allen seinen reizenden Seiten darzustellen. Nur wollen wir uns hüten, ihn nicht für ganz so reizend zu halten, als er im poetischen Schmucke aussieht, denn ihn davon zu entkleiden dürfte doch wohl nothwendig sein.

Ihre ersten Zeitvertreibe mögen vielleicht nicht besser gewesen sein, als der Samojeden ihre, die darin bestehen, daß ihrer zwei sich gegen einander stellen, und nun einen Fuß um den andern vorschlenkern, und dann mit der flachen Hand gegen das Knie schlagen, daß es klappt, worin freilich schon eine Aehnlichkeit mit dem Tanze, und vielleicht der niedrigste Grad von Rhythmus liegt. In ihrer ersten Musik war gewiß nicht mehr Harmonie als in der, welche die Wilden in Amerika machten, und ihre musikalischen Instrumente waren wohl auch nicht besser, etwa ein Tambourin, das aus einem getrockneten, aufgespannten Felle bestand, einer Pfeife aus Rohr, und ein Paar zu Saiten gedrehten Därmen. Ihre Scherze waren vielleicht kaum so fein, als in einigen der unfeinsten Idyllen Theokrits und Virgils.

Muße verbunden mit der allmächtigen Eigenliebe erzeugte bei ihnen, vermittelst des natürlichsten Spiegels, eines Baches, die Sucht sich zu verschönern, und zu putzen, welche Verschönerungen aber gewiß nicht weniger bizarr waren, als

man sie bei Indianern findet *). Indeß war doch schon ein guter Anfang gemacht, um — wie ein teutscher Dichter sagt **) — Geschöpfe, welche die Natur

*) Alles bisher Vorgetragene ist im vierten Kapitel der Genesis, V. 20 — 22 enthalten. Man findet es aber freilich nur, wenn man darüber kommentirt, was indeß bei der ganzen dort erzählten Urgeschichte nothwendig ist. Wie ist es sonst z. B. möglich, die Geschichte Kains nicht als das albernste Märchen zu finden, das von Widersprüchen wimmelt! Adam — so wird erzählt — hatte nur zwei Söhne, Kain und Abel, von denen der erste Ackerbau, der andere Viehzucht trieb. Der Ackerbauer wurde neidisch auf den Hirten, was sich sehr natürlich erklären läßt, denn der Hirt hatte ein bequemeres Leben, als der Ackerbauer, der bei seiner Lebensart ohnedies roher werden mußte. Dieser Neid gieng am Ende in Haß über, und hatte den ersten Mord zur Folge. Bis hieher geht alles sehr gut, aber wie nun weiter? V. 14. fürchtet Kain auf seiner Flucht das Vergel-

nur angefangen hatte, zu Menschen auszubilden; sie die Künste zu lehren, die das Leben erleichtern, verschönern, veredeln; ihren Witz zugleich mit ihrem Gefühl zu verfeinern, und tausend neue Sinne dem ädeln Vergnügen in ihrem Busen zu eröfnen.

Ganz unähnlich diesem Bilde des friedlichen Hirtenvolkes muß aber ein Gemählde von den Jäger- und Fischervölkern ausfallen.

tungsrecht, Gott aber befreit ihn durch sein Versprechen V. 15. von dieser Furcht. — Muß man hier nicht fragen — wer sollte ihn denn tödten, wenn er geflohen war, da ja außer ihm und seinen Aeltern niemand weiter existirte? Doch weiter! Kain wandert aus, und es wird uns von Söhnen erzählt, die er erzeugte. Wo bekam er denn die Frau her? — — Wer dies alles reimt, ohne zu kommentiren und zu suppliren, der ist mehr als Oedipus!

**) Wieland in den Grazien.

Bei der Jägernation läßt sich kein beständiges Eigenthum denken, und bei ihrem unsteten Herumschweifen in den Wäldern war eine feste Vereinigung unter ihnen, ein gesellschaftliches der Civilisation sich näherndes Leben beinahe unmöglich. Dabei aber mußten sie furchtlos und muthig, stark und kühn, tapfer und allen Gefahren trotzend, und zugleich bei Verfolgung des Wildes behend und schnell werden. Gewohnt aber stets Blut zu vergießen, das krampfige Zucken sterbender Thiere stets vor Augen habend, mit dem ächzenden Tone des Leidens nur zu sehr bekannt, was Wunder, wenn sie auch unempfindlich, hart und grausam wurden, und alle sanfteren Regungen des Herzens kaum kannten! Da treten sie einher, wie Herkules, umhangen mit der Löwenhaut, die fürchterliche Keule in der schweren Faust, mit funkelndem Auge, drohender Geberde, — ein schrecklicher Anblick! Wälder und Hölen sind ihre Wohnungen.

So schildert auch Tacitus die alten Teutschen, und neuere Reisebeschreiber sagen dasselbe

von mehreren nordamerikanischen Völkerschaften. Leidenschaftlichkeit, Stolz, Uebermuth, Unbändigkeit machen ihre Charakterzüge aus.

Die Grundsätze, welche immer tiefer bei solchen Menschen einwurzeln müssen, sind sehr wahr und schön in dem arabischen Gedichte des Abu-Ismail-Tograi geschildert, und ich theile sie hier daraus mit. „Liebe zur Selbsterhaltung — heißt es darin — untergräbt alle erhabnere Triebe, und gewöhnt den Mann an weibische Ruhe. Wer dieser nachhängt, grabe sich Hölen in der Erde. Nur niedrige Seelen aber sind mit Niedrigkeit zufrieden, und kennen den Ruhm nicht, rascher das Kameel zu treiben. Auch! besteige dasselbe, hinein mit ihm in die furchtbare Wüste, muthig hinein! Wer wird weilen an einem Orte! Wandern ist des Mannes hoher Ruhm! Würde, wenn es rühmlich wäre, stets an einem Orte zu weilen, würde die Sonne wohl vorwärts schreiten auf ihrer Bahn?"

Von Künsten konnten diese Menschen nur wenig wissen, denn ihnen ward nur wenig Muße

zu Theil. Abgemüdet von den Strapatzen der Jagd war ihnen, wie Tacitus ebenfalls von den alten Teutschen sagt, nichts lieber, als nun in träger Unthätigkeit die übrige Zeit zu verschlummern. Hatten sie ja Spiele, so waren es gewiß wilde lärmende, wobei sie sich im Ringen, Laufen u. a. übten, und überhaupt die Behendigkeit und Stärke des Körpers erhöhten und vermehrten. So hatten die alten Teutschen ihren Waffentanz *).

Alles, was sie erfanden, waren Werkzeuge zur Jagd, die aber anfänglich vielleicht aus nichts als einer Keule, und etwa einem hölzernen Spieße bestanden. Bogen und Pfeil wurden wahrscheinlich erst späterhin erfunden. Eisen kannten sie wohl schwerlich, und hätten es nicht zu benutzen verstanden, an dessen Statt bedienten sie sich aber vielleicht der Steine. So wird uns von den Illinois, einer Völkerschaft in Nord-Amerika, berichtet **), daß sie keine eisernen Instrumente

*) Vita omnis in venationibus et studiis rei militaris consistit. Iul. Caes. de bell. gall. 6. 21

**) S. Wynne British Empire in America. Bd. 1. S. 247.

kannten, sondern Messer, Beile und dergleichen von Feuer = und andern harten Steinen hatten, was aber auch schon mehr Kultur voraussetzt, als wir hier bei diesen Menschen nicht voraussetzen dürfen.

Die Fischernation mußte zwischen den Hirten = und Jäger = Völkern in gewissem Sinne gleichsam das Mittel halten. Eine ziemlich bedrängte Lage zwang sie zu der Geselligkeit der Hirten, und die Art, wie sie ihre Nahrung sich verschafften, mußte sie, wie die Jäger, kühn bis zur Verwegenheit machen, ihr Herz, wie der Dichter sagt, mit dreifachem Erze panzern. Anders kann man sich die Menschen gar nicht denken, die in spätern Zeiten sich so muthig dem untreuen Elemente vertrauten, nur durch ein Bret vom gewissen Tode getrennt. Jedoch konnten sie nicht so wild und grausam als die Jäger werden, schon aus dem Grunde, weil zwischen dem Erlegen von Landthieren, und dem Fangen der Fische ein so mächtiger Unterschied ist, vielmehr wurden sie duldsamer, und in Noth bis zu einem unglaublichen

Grade ausdauernd. Auch findet man bei ihnen die Betriebsamkeit des Ackerbauers, die von ihrer Lebensart sebst begünstigt wurde, bei der sie zwar Muth und Stärke ebenfalls, allein Geduld, List, Klugheit, Beobachtungsgeist ungleich mehr noch brauchten.

Erfindungen machten sie ebenfalls in dem Kreise ihrer Thätigkeit, wobei Zufall und Beobachtung ihnen halfen. So brachten sie vielleicht Zweige, in denen sich ein Fisch verfangen hatte, oder eine Kropfgans auf die Erfindung der Reussen, ein Baum, den das Wasser am Ufer losgerissen hatte, und der nun fortschwamm, auf die Erfindung der Böte, und späterhin vielleicht ein überhangender Zweig, nach dem ein Fisch schnappte, auf Erfindung der Angel, wie ein Nautilus auf die Erfindung der Segel. Noth und der Augenblick der Gefahr lehrten sie das Schwimmen.

So unähnlich wurden sich die Menschen durch die Lebensart, welche sie nothgedrungen trieben, und durch die Umstände, in welche sie dabei versetzt wurden. Zugleich aber erblicken wir sie jetzt

als Herren der ganzen irrdischen Schöpfung, als Herrscher über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, und alle Thiere des Landes.

So hätte es bleiben sollen, rief ein Philosoph, der den bürgerlichen Verein für die Quelle alles Menschen-Elends hielt, aber so konnte es nicht bleiben, sagt die unbefangene Vernunft, und es ist nicht so geblieben, bezeugt die Geschichte. Vernunft und Geschichte sollen uns weiter leiten.

Ackerbau und Viehzucht mußten nothwendig bald von einander getrennt werden, so daß unter den friedlichsten Nomaden zwei verschiedene Kasten entstanden, unter denen, der Geschichte zu Folge, bald allerlei Streitigkeiten begannen, weil der Ackerbauer dem Hirten sein minder mühsames Loos beneidete. Ja diese Zwistigkeiten giengen am Ende in Thätlichkeiten über, wobei zu befürchten stand, das Band der Geselligkeit dürfte zerrissen werden. Die ältesten Personen, welche dadurch am meisten verloren hätten, und welche

am tiefsten die Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Lebens fühlten, konnten dies nicht zugeben, und mischten sich deshalb in diese Streitigkeiten, um sie gütlich zu schlichten, was ihnen auch, wegen des Ansehens, das sie hatten, meist gelang. Dadurch entstand allmählig eine Art von Herrschaft der Aeltesten über die Jüngeren, die unter der Benennung der patriarchalischen d. h. der Regirung des väterlichen Ansehens, bekannt genug ist. Diese Aeltesten wurden nun, als die Erfahrensten und Klügsten, von den Jüngeren öfters um Rath gefragt, und zu Richtern bei strittigen Vorfällen erwählt, wovon wir, wenn ich nicht gänzlich irre, die Ueberreste noch in den Hirtengedichten finden, wo zwei Hirten bei ihren Wettgesängen immer einen Dritten, als Kenner, zum Kunstrichter wählen.

Nahm die Bevölkerung überhand, so mußten auch wieder Auswanderungen erfolgen, die aber begreiflicher Weise nur von Hirten geschehen konnten. Wenn diese wandernden Hirten auf andere trafen, die schon von einer Gegend Besitz genom-

men hatten, so entstanden auch unter ihnen bisweilen Streitigkeiten, bisweilen aber trennte man sich in Frieden und Freundschaft von einander. Die Urgeschichte erzählt uns davon folgendes Beispiel *). Lot und Abraham, beide Hirten-Nomaden, waren gemeinschaftlich ausgewandert, und beide — heißt es — hatten Schaafe und Rinder und Hütten. Der Ertrag des Landes aber war zu gering, und ihre Heerden zu groß, als daß sie bei einander hätten wohnen können. Dieses veranlaßte öftere Streitigkeiten unter den Hirten. Da sprach Abraham zu Lot: „Laß, du Lieber, keine Streitigkeiten zwischen dir und mir, meinen Hirten und deinen Hirten entstehen, wir sind ja Anverwandte! Steht dir nicht das ganze Land offen? Laß uns also von einander scheiden, du Lieber! Willst du links, so geh' ich rechts, willst du rechts, so gehe ich links.“ Da nahm Lot die Gegend am Jordan im Augenschein, die Wasserreich war und schön und blühend wie ein Garten. Diese Ge-

*) Genesis 13, 5 sqq.

gend erwählte er sich, und beide Verwandte schieden von einander, Abraham blieb in Canaan, Lot zog gen Morgen.

Wie die Hirtenvölker, so wurden auch die Jägerhorden von der Noth zu neuen Wanderungen getrieben, denn in eben dem Maaße, als sie sich vermehrten, mußte das Wild, das ihre Nahrung ausmachte, sich vermindern. Sie zogen also weiter, nur so friedlich nicht, wie die Hirten. Wo es ihnen gefiel, wo sie Nahrung fanden, da wollten sie bleiben, und nehmen. Wo aber konnte es ihnen besser gefallen, wo fanden sie mehr zu nehmen, als in den schönen Gefilden der Ackerbauer, auf den anmuthigen Triften der Hirten? Gewiß wünschten sie, so oft sie bei ihren Zügen auf solche trafen, da zu verweilen, und zu genießen. Was natürlicher aber, als daß die Ackerbauer und Hirten nicht gutwillig mit den Ankömmlingen ihre Besitzthümer theilen wollten! Da aber jene nehmen, und diese nicht geben wollten, was anders konnte und mußte daraus entstehen, als Krieg! Wer wird

siegen ihn ihm, wer unterliegen? Alle Wünsche, das weiß ich, sind für die armen Unterdrückten, und gegen die gehaßten Räuber, und es wäre nicht das erstemal, daß eine Stimme sich vernehmen ließe: Wenn es eine Vorsehung giebt, wenn nicht böse unglückfrohe Wesen die Schicksale der Menschen leiten, so muß der Bedränger fallen, und dem Bedrängten Rettung werden!"

Voreilige Klage! Allzuraschet Unmuth! Ist der Dränger nicht auch ein Kind desselben Vaters, als der Bedrängte? Und wählte er die Umstände, unter denen er werden mußte, was er ward? Wählte er sie aus der Absicht, daß es so kommen sollte, als es kam? Ward er nicht aus Noth wild, wie der Hirt aus Noth sanft ward?

Hinweg mit allen diesen und ähnlichen Klagen, wir halten uns bloß an das, was kommen mußte, und kam. Der Jäger fand, sobald er raubte, Widerstand. Ungewohnt desselben brauchte er jetzt Gewalt, und kühn und wild wie er

war, bedurft' es keiner Ueberwindung bei ihm, um die Waffen, erfunden gegen die Thiere zu kämpfen, jetzt gegen Wesen seiner Gattung zu kehren. Laßt nun Ackerbauer und Hirten sich vereinigen, um Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, — da stürzt der Haufe Jäger rasch aus dem Dickicht des Waldes hervor, mit wilder Geberde, trotzigem drohendem Auge; fürchterlich tönt sein Schlachtruf aus Wald und Thal zurück; wie einen leichten Stab schwingt er die schwere Keule; ungestüm und wüthend bricht er, wie ein reißender Strom, auf die Schaaren der Vereinigten ein, schmettert nieder hie und da wie ein Blitz; — wird, kann da der Schwächere, Furchtsamere, minder Behende bestehen, er, der vielleicht beim schrecklichen Anblick des ungewohnten Feindes schon Fassung und Muth verlor? — — Der Hirt unterlag!

Wir kennen nun die ersten Eroberer, die freilich im eigentlichsten Sinne den Namen der Völkerdränger, allein unsern Haß eben so wenig, als die Hirten unsere Beschimpfung ver-

dienen. Als Sieger maßten sie sich natürlicher Weise eines Rechts über die Besiegten an, zwangen sie, ihnen Lebensmittel zu liefern, ihnen zu dienen, und wurden mit einem Worte — ihre Herren. Ein ganz neues Verhältniß, das wir hier entstehen sehen, — Herr und Diener, Herrscher und Unterthan.

Nimrod, der erste Regent, dessen in der Urgeschichte Meldung geschieht, war — wie es heißt — ein gewaltiger Jäger *). Er eroberte

*) Genesis 10, 8. fgg. Vgl. damit Kap. 6. V. 4. wo es heißt: „Es waren damals Tirannen auf Erden, denn da die Kinder Gottes den Töchtern der Menschen beiwohnten, und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt, und berühmte Leute.“ Sobald man weiß, daß unter den Kindern Gottes die Nachkommen Seths, unter den Kindern der Menschen aber die Nachkommen Kains verstanden werden, kann wegen des eigentlichen Sinnes dieser Stelle gar kein Zweifel bleiben. Kain war nämlich der Stammvater einer Jägerhorde,

mit seinen Horden, wohin er kam, und unterwarf sich alles.

wie Seth eines Hirtenvolkes. Die letzteren fürchteten die ersten, was Wunder daher, wenn Hirtenfamilien, die sich mit Jäger-Nomaden befreundeten, ein besonderes Ansehen erhielten, und Kinder solcher Familien erst keck und dann unbändig wurden. — Den Ausdruck Tirannen erklärt Luther durch Riesen, und mich däucht im Geiste des Alterthums sehr richtig. Furcht und Angst vergrößern alles, und es war daher natürlich, daß sich ein furchtsames Volk seine Unterdrücker als Giganten dachte. Vielleicht liegt der Grund davon auch in einer gewöhnlichen Täuschung der Phantasie, welcher zu Folge sich der — selbst gebildete — Mensch einen Helden nicht allein groß am Geiste sondern auch am Körper denkt, welche Phantasie den Ungebildeten noch weit mehr täuschen mußte, der in den meisten Fällen wirklich nur den Körper prädominiren sah. Daher der allgemeine Glaube an Riesen bei rohen Völkern. Man hat sich

Glücklicher Fortgang eines Unternehmens, ja selbst die glücklichste Vollendung desselben befriedigt aber den Menschen nicht, vielmehr wird dies ihm nur ein neuer Sporn muthiger vorwärts zu dringen, und immer weiter zu streben. Der Reiche strebt nach immer größern Schätzen, der Berühmte nach immer größerm Ruhme, der Eroberer immer mehr Länder an sich zu reißen, und vergebens singt der Dichter und predigt der Weise dem Menschen die Zufriedenheit, von der sich freilich nicht läugnen läßt, daß sie die Mutter alles Glücks sei; — diese Zufriedenheit scheint mit der Natur des Menschen zu streiten, und Locke Recht zu haben, der die Unzufriedenheit (uneasiness) für das Triebrad aller menschlichen Unternehmungen ausgiebt.

Aus diesem Grunde begnügte sich der neue Eroberer nicht mit dem, was er gewonnen hatte,

aber nichts weiter darunter zu denken, als — Straßenräuber, s. was Ramler in seiner Mythologie S. 296 über den Riesen Cacus sagt.

und kann nur wenig darauf, dies zu erhalten, und auf die beste Weise zu benutzen. Das herumschweifende Leben hatte zu vielen Reiz für ihn; Eroberungen zu machen schien ihm so rühmlich, und doppelt rühmlich, weil es gefährlich war *), weshalb er nun immer neue Streifzüge unternahm. Wie Livius von den Galliern erzählt, daß sie den Römern sagten, ihr Recht bestehe in ihren Waffen, und alles sei des Starken Eigenthum, so dachten jene Menschen, und dem gemäß handelten sie.

Uiberall, wo sie Hirtenvölker trafen, war ihnen der Sieg leicht und gewiß, allein sie mußten, da sie ohne Plan und Ziel umherschweiften, auch auf Fischervölker stoßen, und da galt es Kampf, und Hartnäckigkeit gegen Hartnäckigkeit. Hier war der Sieg schwer und ungewiß, ja er

*) Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum animum et iners videtur sudore acquirere, quod possis sanguine parare. Tacitus de mor. Germ. c. 14.

schien sich meist auf die Seite der Küstenbewohner zu lenken. Dazu liefert uns freilich die älteste Geschichte keine Belege, allein wenn uns Hawkesworth in seiner Sammlung von Reisen die Küstenbewohner überhaupt zwar gesellig, aber äußerst grausam gegen ihre Feinde schildert, und wenn uns nachher die Geschichte und neuere Erfahrung zeigen, daß Unabhängigkeit unter den Menschen sich nur an den Küsten erhielt, daß die berühmtesten Freistaaten ursanfänglich nur dort sich bildeten; so scheint dies jene Behauptung hinlänglich zu begründen und zu bewähren.

Hiebei bilde man sich nur nicht ein, daß ungeheure Kriegsschaaren gegen einander zogen. Es waren einzelne Horden gegen einzelne Horden, die sich bekriegten, wie die Nordamerikanischen Wilden einander noch jetzt bekriegen. Man kann sich von solchen Kriegen ungefähr einen Begriff machen, wenn man liest *), wie Abraham mit 318 Knechten ein königliches Heer über-

*) Genesis 14, 14 fgg.

fällt, überwindet, ihm die Beute und seine Gefangenen abnimmt, und wie der König nachher selbst diesen Abraham nicht mit den Waffen in der Hand, sondern bloß durch Vorschläge zu einem Vergleiche bringt, bei welchem der Hirten-Nomad Abraham eine weit stolzere Sprache führt, als der König.

Allerdings ist die Scene jetzt sehr verändert und fast entstellt. Verschwunden ist die friedliche Ruhe, dahin die heitere Unbefangenheit und Sorglosigkeit der früheren Tage, alles kämpft jetzt feindselig gegen einander an, alle Kräfte sind im wilden Aufruhr. Verfinstert sind die sonst heitern Gesichter, Unruhe klopft ängstlich in des Menschen Brust, Mißtrauen belauert jeden Schritt, den der andere thut. Die Sonne hat sich hinter schwarzes Gewölk verborgen, ein tobender Sturm heult durch das stille Thal, reißt die feste Eiche aus ihren Wurzeln, und drängt den Strom aus seinen Ufern. Soll der arme Spaziergänger nicht zagen, nicht mißmüthig sein über das fürchterliche Toben der em=

pörten Natur, nicht die vorige sanfte Stille, den heitern unbewölkten Himmel zurück sich wünschen? Freilich wird er das, denn o! es war ihm so wohl dabei! So seufzte der Mensch nach den vorigen glücklichen Tagen, in denen ihm auch so wohl gewesen war, denn so ist er ja überhaupt, daß er erst dann den Werth eines Gutes ganz empfindet, wenn es verloren ist.

Uiberall athmet dieses heimliche Sehnen nach dem verlornen Glücke der ersten — goldenen Zeit in den Darstellungen der frühesten Menschengeschichte, und in den Gesängen der ältesten Dichter. Folgendes griechische Epigramm drückt es in aller Kürze so wahr als schön aus:

Kühnheit, die du die Menschen mit süßer Speise gelockt hast,
Mit dem schnöden Gewinn in den gewisseren Tod!
Ach! du hast von der Erde die glücklichen Tage vertrieben,
Da uns das Todtenreich noch unbekannt war wie das Meer!

Sollen auch wir in diese Klage stimmen, da wir die Erde als eine Bühne der abscheulichsten Auftritte, den Menschen als ein wildes unbändiges Thier erblicken? Sollen auch wir jammern, daß die frohe lächelnde Kindheit des Menschengeschlechts dahin, sein heiterer Frühling vorüber ist? — Nein, das wollen wir nicht! Soll doch das Kind nicht ewig Kind bleiben, sollen die Blüthen doch zur Frucht reifen, und so muß ein schwülerer Sommer auf den lieblichen Frühling folgen! Und sind doch auch die Stürme nothwendig in der Natur, sie reinigen die Luft von giftigen schädlichen Dünsten, und treiben die Wolken zusammen, die dann Segen auf die dürstenden Felder hernieder gießen. Sollen Tausende eines Spaziergängers halber tödliche Stickluft athmen, seinetwegen Tausende verschmachten? — Warlich, eine solche Forderung wäre doch sehr unbillig!

Der Sturm, der in der Menschenwelt ausbrach, war so nothwendig und heilsam, wie ein Sturm in der sich selbst vergiftenden materiellen

Schöpfung; durch die jetzt überall herrschende Gährung unter den Menschen wurde, wie bei jungem Moste, die trübe erdige Hefe ausgestossen, und der Wein lauterer, heller und klarer. Dies ergiebt sich aus den Folgen!

Der Mensch war bisher, zwar nicht frei, — denn frei ist nur derjenige, den nichts hindert, nach selbstgegebenen Gesetzen zu handeln — aber er war unabhängig gewesen, inwiefern er, der von Umständen und Verhältnissen geleitet wird, dies sein kann. Immer bleibt er abhängig von der Natur, abhängig von seinen Bedürfnissen, abhängig von Menschen, weil er sie braucht, allein er war bis jetzt doch so abhängig noch nicht von ihnen, daß er etwas, das er sein nannte, einem andern aufgeopfert hätte, oder aufopfern hätte müssen. Unbekümmert um andere handelte er bloß seinen Trieben gemäß, gieng sein eignes Interesse ihm über alles, wurde und war er im höchsten Grade selbstisch, Egoist. Nur im höchsten Drängnisse der Noth, nur im Augenblicke der sonst unvermeidlichen Gefahr

opfert der Mensch etwas von dem Seinigen auf, schließt er sich fester, inniger an den andern an, sucht er jemanden, an den er sich anschließen könne. Indem er jetzt mit verdoppeltem Gewicht seine Abhängigkeit fühlt, doch aber gern seine Unabhängigkeit behaupten möchte, wird er, der Abhängig-Unabhängige, anhänglich an Wesen seines Gleichen. Leicht wird es ihm nun, einem Gute, das ihm lieb war, um eines Andern willen, zu entsagen, etwas hinzugeben, aufzuopfern, denn — durch dieses Entsagen und Aufopfern sichert er sich ja ein Gut, das ihm köstlicher als jedes andere ist. Zeigt sich der Mensch hiebei freilich auch als Egoist, so wollen wir darüber nicht gleich schreien, sondern bedenken, daß er seiner ganzen Natur zu Folge stets Egoist bleibt, und daß Egoismus ihn zu allen Thaten und Unternehmungen spornt. Genug, daß jener grobe thierische Egoismus dadurch verdrängt wird, der gar auf nichts außer sich Rücksicht nimmt, und daß wir hier erkennen, wie herrlich alles in dem stillen Gange der ewigen Natur eingeleitet, vorbereitet und herbeigeführt worden, um den

Egoismus im Menschen, diesen alten Adam, mit dem Wohlwollen für andere, dem Mitleiden bei ihren Schicksalen, das nur aus der Erinnerung an ähnliche selbsterlittene Schicksale entspringt, aufs innigste in ihm zu verschmelzen.

Wir fragen nun, was es war, das der Mensch aufopferte, und das er dadurch zu gewinnen strebte? Dieses läßt sich am besten dadurch ausmitteln, daß wir einen kurzen Blick auf das thun, was er bereits hat. — Von der Gefahr, durch Hunger umzukommen, hat er sich durch seine Arbeitsamkeit befreit, nothdürftig bekleidet ist er auch, eine Wohnung hat er sich ebenfalls verschafft, die Süßigkeit der Liebe genießt er. Wir sehen ihn mithin im Besitze alles dessen, wovon den Naturbedürfnissen gemäß das Glück seiner physischen oder animalischen Existenz abhängt. — Und dennoch will er mehr? Ob er will, das weiß ich nicht, aber er muß weiter, darf und kann nicht auf der Stufe stehen bleiben, auf der er jetzt ist.

„Das Thier — sagte einst mein Freund *) — befindet sich, aller Veranstaltungen unerachtet, die zu einem angenehmen Genusse seines Lebens für dasselbe gemacht worden sind, doch nicht völlig wohl, denn das einengende beängstigende Gefühl der Furcht vor Feindes Ueberfall mischt Bitterkeit in den süßesten Genuß." Eben so verhält es sich mit dem Menschen. Er hat jetzt ziemlich alles, wobei sich glücklich leben ließe, zumal wenn man kein besseres Leben kennt, allein es fehlt ihm eins, und das Eine quält und martert ihn unaufhörlich, verbittert und vergällt ihm jede Freude, — ihm fehlt ruhiger Genuß dessen, was er hat, Sicherheit seiner Besitzthümer. Wie jedes Thier seinen natürlichen Feind hat, so ist auch gegen ihn jetzt einer aufgetreten, und der Feind des Menschen ist der Mensch **).

*) Bd. 1. S. 213.

**) Pufendorf sagt in seinem Werke de officio hominis et civis S. 52 fg. „Sic igitur homo jam est animal sui conservandi studiosissimum, per se egenum, sine auxilio

Das Thier weiß seinem Feinde durch Instinkt angeregt zu entgehen, oder seiner natürlichen Waffen zur Vertheidigung gegen denselben sich zu bedienen, der Mensch aber, der von Natur nichts kann, geräth dadurch sehr in Noth, aber — o wahrlich, der Noth sollten wir Altäre bauen! — er wird dadurch weiser, thätiger, vollkommener und, ich darf es wohl hinzusetzen, auch glücklicher.

Der Mensch, der jetzt Sicherheit für sich, und alles, was er sein nannte, verlangte, konnte

sui similium servari impotens, ad mutua commoda promovenda maxime idoneum; idem tamen juxta malitiosum, petulans et facile irritabile ac ad noxam alteri inferendam pronum non minus quam validum. Unde colligitur, eidem, ut sit salvus, necessum esse ut sit sociabilis, i. e. ut cum sui similibus conjungatur. Was die Bosheit in dem Menschen anlangt, so werden wir freilich nach dem, wie ich die Sachen gestellt, und stellen zu müssen geglaubt habe, etwas mildern müssen. Gegen das Uibrige ist nichts einzuwenden.

dies nur erhalten, indem er Gewalt mit Gewalt abzutreiben suchte. Aber der Schwächere gegen den Stärkeren? Wie konnte er das ausführen? Es boten sich drei Wege dar, auf denen es möglich war, entweder mußten so viele der Schwächeren sich zu diesem gemeinsamen Zwecke vereinigen, daß der Stärkere der Uibermacht unterlag, oder sie mußten sich unter den Schutz von Stärkeren begeben, die andern das Gleichgewicht hielten, oder sie mußten endlich solche Anstalten treffen, wodurch es dem Stärkeren unmöglich wurde, in das Gebiet, das sie bewohnten und bebauten, einzudringen, wie etwa die Chineser den räuberischen Uiberfällen der Tartaren durch die Mauer wehrten, welche sie um ihr ganzes Land zogen. Einen andern Ausweg giebt es nicht *).

*) Man kann ungefähr hieraus ermessen, inwiefern unsere neuern vel quasi Politiker und Staatenstürmer, die gern das Oberste zu unterst, und das Unterste zu oberst kehren möchten — vielleicht weil sie dann selbst oben zu

Welchen von diesen dreien nun diese Men-
schen auch wählten, so traten sie dadurch unmit-

schwimmen hoffen — Recht haben, wenn sie keck behaupten, alle Fürsten stammten aus Räuberfamilien ab, und wären Usurpatoren der Rechte und des Glücks der Menschen. Allerdings waren einige der ersten Fürsten Räuber, aber nicht alle. Allerdings sind manche Staaten durch Unterjochung entstanden, aber viele, die meisten durch Uibereinkunft. Allerdings wären Staaten und Regierungen entbehrlich, aber jetzt nicht, und es ist die große Frage, ob in Millionen Jahrhunderten, — ob je? Der wahre Philosoph sagt nie ein einseitiges Urtheil, und wenn es ihm selbst zum Vortheil gereichte. Wie ganz anders urtheilt Fichte, wenn er spricht: „Der Staat geht auf seine eigene Vernichtung aus: es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen. Jetzt ist der Zeitpuukt sicher noch nicht; aber es ist sicher, daß auf der a priori vorgezeichneten Laufbahn des Menschengeschlechts ein solcher Punkt liegt,

telbar aus dem sogenannten Stande der Natur heraus, und in den bürgerlichen Stand. Gewiß der wichtigste von allen Schritten, die je der Mensch that, und insofern unserer besondern Aufmerksamkeit vor allen würdig.

Hatte der Mensch bisher nur seinem Privat-Interesse gelebt, so mußte er jetzt einem gemeinsamen Zwecke sich fügen; hatte er bisher bloß seinen Trieben gemäß gehandelt, — so mußte er jetzt stets nach dem allgemeinen Willen handeln; hatte er bisher allein auf sich, und höchstens was ihn zunächst umgab, Rücksicht genommen, so mußte er jetzt auf das Ganze Rücksicht nehmen, von dem er ein Glied war. Dies alles folgt nothwendig aus dem bürgerlichen Vereine, den

wo alle Staatsverbindungen überflüssig sein werden. Es ist derjenige Punkt, wo statt der Stärke oder der Schlauheit die bloße Vernunft als höchster Richter allgemein anerkannt sein wird." Fichte hat Recht, aber ich werde diesen Zeitpunkt schwerlich erleben, unsere Enkel auch nicht.

Staatl. Bibliothek Passau

er eingegangen hatte. Eine Mehrheit verband sich nämlich zu einem gemeinsamen Zwecke, zur Erhaltung der Sicherheit, und dabei mußte einer für alle, alle für einen stehen. Demnach machte eine also verbundene Mehrheit gleichsam eine Einheit aus, welche kollektive Einheit ein Staat genannt wird. Die Vereinigung der Menschen in Staaten ist das Mittel, dies ergiebt sich hieraus, um innerhalb eines größern oder kleinern Bezirkes das Eigenthum eines jeden, der darin wohnt, vor allen Angriffen von außen zu sichern, und ihn das Seinige ruhig genießen zu lassen *).

*) Wenn Plato im dritten Buche seiner Republick sagt: die Menschen haben sich ihrer Bedürfnisse (χρεια) wegen in Staaten versammelt, die sie beim Zusammenwohnen (ξυνοικια) durch gegenseitige Hilfsleistung (κοινωνια) leichter befriedigen konnten:“ so hat er, wie alle, die ihm dieses nachsagen, Unrecht, denn er verwechselt bloße Gesellschaftlichkeit mit Staatenverein. Die erstere begründen Natur, Zufall und

Streben nach einem gemeinsamen Zwecke aber läßt sich ohne Uibereinkunft derer, die diesen Zweck zu erreichen sich vorsetzen, läßt sich ohne allgemeinen Willen nicht denken. Jeder Einzelne mußte seine Stimme dazu gegeben haben, und gab sie unter diesen Umständen gewiß gern.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, von diesem allgemeinen Satze läßt sich hier eine doppelte Anwendung machen. Wer nämlich für sich und das Seinige Sicherheit vor Feindes Angriff will, muß auch das Mittel dazu, den Staatenverein wollen. Wer

Trieb, der letztere entsteht lediglich durch Uibereinkunft, was ich mir selbst von despotischen Staaten ohne Sophismen zu behaupten getraue. Sonst treffen in meiner Darstellung die Meinungen zweier Antipoden, Hobbes's und Rousseau's, wunderbar zusammen. Der erstere sagt: „societatis civilis initium esse a mutuo metu," der letztere: man müsse dabei „toujours remonter à une premiere convention." du contrat social livr. 1. ch. 5.

aber — dieses ist die zwote Anwendung —, diesen will, muß auch wollen, daß der Staat bestehe und erhalten werde.

Wie kann er das? Dieses ist die Frage, welche sich uns jetzt eben so natürlich aufdringt, als sie sich jenen Menschen aufdringen mußte, und die wir nun zu beantworten versuchen wollen.

Was man auf den ersten flüchtigsten Blick sogleich sieht, ist, daß der Staat nicht bestehen könne, wenn jeder Einzelne nach wie vor nach seinen Trieben, seiner Willkühr handeln will. Mithin muß vor allen Dingen die Willkühr jedes Einzelnen in so weit eingeschränkt werden, daß dadurch das Ganze keinen Schaden leidet, und an der Erreichung seines Zwecks nicht gehindert wird. Sagte also vorher jeder Einzelne zu sich selbst, so gefällt es mir zu handeln, und ich will den sehen, der mich in meiner beliebigen Handelnsweise stören will, so sagten nun Alle zu einem, das Ganze zum Einzelnen, im Namen Aller und also auch seinem eignen, so sollst du handeln, denn wenn du anders han-

delst, können wir dabei nicht bestehen, und unsern Zweck nicht verfolgen, vielweniger erreichen.

Im erstern Falle hielt jeder sich für befugt, alles zu thun, was sein Glück befördern, seinen Wohlstand erhöhen könne, ohne daß ein anderer ihn dabei stören dürfe, und hielt sich ferner für befugt, jeden, der ihn dabei zu stören wagen würde, durch jedes ihm nothwendig scheinende Mittel davon abzuhalten. Dieses heißt mit andern Worten, jeder glaubte ein Recht zu haben, sich so glücklich zu machen, als möglich, er hielt es für Rechtswidrig, wenn ein Anderer ihn störte, und erwartete, daß jeder dieses sein Recht anerkennen und respektiren werde. Maßte er also sich ein Dürfen an, so schrieb er dem Andern ein Sollen zu, d. h. sich ein Recht, andern eine Pflicht. Daraus aber entstanden gewiß jedesmal schlimme Folgen, so oft das Recht des Einen mit dem Rechte des Andern in Zusammenstoß gerieth, und jeder nur sein Recht, keiner seine Pflicht anerkennen wollte, und es würden dieser schlimmen Folgen noch meh-

rere geworden sein, wenn der Mensch von Natur zu einem wilden Thiere bestimmt gewesen wäre, und seine Abhängigkeit von andern, das Gefühl der Unentbehrlichkeit Anderer hier nicht seinen starren Sinn geschmeidigt hätte. Unter diesen Umständen aber konnte keiner so ganz auf seinem vermeintem Rechte bestehen, als er sonst zweifelsohne würde gethan haben, und so kam bald die Billigkeit, jene holde Tochter des Rechts und der Pflicht, Zwillingsschwester der Gerechtigkeit, und glich in solchen Fällen die Streitigkeiten gütlich aus, wodurch sich allmählig jedem der Grundsatz einprägen mußte: „Befördere deinen Vortheil auf alle mögliche Weise, aber siehe zu, daß es mit dem möglichkleinsten Nachtheil Anderer geschehe," welchem Grundsatze man auch wahrscheinlich in den meisten Fällen gemäß handelte. In den meisten, sag' ich, und gebe dadurch schon nicht wenig zu, was ich jedoch zur Ehre unserer Gattung thun zu müssen glaube. Die Menschen sind ja doch wirklich keine Bäre, wie bärenhaft sie auch bisweilen auftreten mochten und mögen, und darum glaub'

ich sogar noch einen Schritt weiter gehen, und annehmen zu dürfen, daß sie sich in den Verhältnissen, in welchen wir sie jetzt annehmen, endlich bis zu dem noch ädlern Grundsatze erhoben, den der Gesetzgeber der Bramanen aufstellte: „thue niemals einem andern etwas, was du nicht willst, daß er dir thue!" ein Grundsatz, welchen die Stimme des Mitleids dem Menschen diktirt zu haben scheint.

Diese beiden Grundsätze mögen nun, zumal wenn man keine bessern kennt, gut genug sein, und es mag sich unter Menschen, die ihnen genau nachlebten, ganz erträglich wohnen lassen, wie etwa in O-Taiti, allein eben in diesem Darnachleben liegt es. Was sichert dem Nachbar, daß sein Nachbar darnach leben werde? Was verbürgt ihm, daß er darnach leben müsse? Hängt es nicht von der Laune, den Einfällen, der Stimmung, kurz, von der Willkühr des Nachbars ab, ob er darnach leben wolle? *) Keine Sicherheit,

*) Der Mensch will, das ist sich jeder unmittelbar bewußt. Er darf, d. h. er hat Rechte,

keine Bürgschaft für dies alles, so lange Menschen bloß in zufälligen Gesellschaften bei, und weniger mit als neben einander lebten! Nur wenn sie in einen Staat zusammentreten, also mit einander leben, ist Garantie dafür, und hier finden wir, was die Menschen aufopferen mußten, wenn sie Bürger eines Staats wurden, und der Unterschied zwischen dem Leben im sogenannten Naturstande und im Staate springt hier aufs klärste in die Augen.

ebenfalls. Aus diesem Wollen und Dürfen geht sein Thun hervor. Das gegenseitige Thun Mehrerer bestimmt jeden zum Sollen, d. h. legt ihm Pflichten auf. Er will, was er soll, inwiefern er moralisches Wesen ist, er muß, was er soll inwiefern er im Staate lebt. Der Wille verpflichtet, der Staat zwingt, er hat Zwangsrecht, jener nicht. Dieses sind Unterschiede, welche man jetzt häufig übersieht, aber nicht übersehen sollte. Ob der Mensch kann, was er will und soll, ist eine Frage, die weiter hinten vorkommt.

Sobald sich nämlich eine Mehrheit von Menschen, um einen gemeinsamen Zweck zu erreichen, in einen Staat vereinigte, mußten sie vor allen Dingen die beiden Punkte fest bestimmen, was ist es, das wir wollen, und wie erreichen wir es am sichersten? Uiber das Erste konnte keine Streitigkeit entstehen, das Letztere aber ins Reine zu bringen, kostete vielleicht um desto mehr Mühe. Am Ende aber konnte man nicht anders, als dahin sich vereinigen, daß das Ganze und jeder Einzelne nie den Zweck der Vereinigung aus den Augen verlieren dürften, daß jeder, so viel an ihm sei, dazu beitragen müsse, die Erreichung des Zweckes zu befördern. Dadurch erhielt jeder bestimmte Obliegenheiten, gewisse Pflichten, die er streng zu befolgen unnachläßlich verbunden war. Sein eigenliebiges Recht, seine Willkühr wurde dadurch eingeschränkt, seine Ungebundenheit gieng verloren, seine Unabhängigkeit war das Opfer, das er dem Staate brachte, bringen mußte und doch freiwillig brachte.

Dabei aber mußte jedem bald äußerst fühlbar werden, wie nothwendig es sei, seine Obliegen-

heiten und Pflichten genau zu kennen, und sie seinem Gedächtnisse so tief einzuprägen, daß sie ihm nie unkenntlich würden, er sie nie aus den Augen verlöre. Kein anderes Mittel gab es hiezu, als diese Pflichten eines jeden Staasbürgers ihm darzustellen, sie zu verzeichnen, und ihm genau bekannt zu machen. — Siehe da, die Gesetzgebung! Siehe da den Unterschied des Naturmenschen und des Staatsbürgers! Jener pocht bloß auf seine Rechte, dieser erkennt Pflichten an; jenen bestimmt bloße Willkühr, bloßer Trieb, dieser handelt nach Gesetzen *). Gesetze waren das Gängelband, an dem der im moralischen Sinne so

*) Man sagt von Drako's Gesetzen, sie seien mit Blute geschrieben gewesen, weil sie so äußerst streng und grausam waren. In diesem Sinne dürfte man es aber von beinahe allen ersten Gesetzgebern sagen. Moses, Karl der Fünfte, Peter der Erste sind Beispiele, selbst Manko Kapaks sanftere Gesetze sind davon nicht frei. Wie nothwendig aber eine solche Gesetzgebung bei barbarischen Nationen war,

wenig noch festwandelnde Mensch jetzt einherschritt, der Zaum und das Gebiß, das seinen wilden Begierden und Leidenschaften angelegt wurde, und nur Gesetze waren es, durch deren Vermittelung der vereinigte Staat sich vor Feinden von außen sicherte, und Ruhe und Friede auch im Innern ihre sanften Einflüsse verbreiteten, denn nur die Gesetze sind es, die jedem einzelnen Staatsbürger die Garantie geben, daß seine ihm allgemein zuerkannten Rechte von keinem andern werden gekränkt werden, und er unter dem Obdach des allgemeinen Schutzes sicher wohnen könne.

Wie aber, leisten sie dieses wirklich, die Gesetze? Ist ihre Kraft wirklich so stark, ihr Ansehn wirklich so groß, ihr Einfluß wirklich so mächtig, daß keiner von allen, denen die Gesetze gegeben wurden, es gewagt haben sollte, ihnen entgegen, bloß seinem Privatinteresse gemäß zu handeln? Wäre dieses, so müßten sich die Menschen wenigstens sehr geändert, sehr verschlim-

hat unter andern gezeigt Michaelis in seinem mosaischen Rechte.

mert haben, denn unsere Prozesse, unsere Polizeianstalten, unsere Criminalgerichte, bezeugen mehr als zu deutlich, wie Menschen, Staatsbürger, die Gesetze theils zu umgehen, theils jesuitisch auszulegen, theils gar umzustürzen versuchen. Die Randglossen in den Gesetzbüchern, die Cautelen, Exceptionen, Erläuterungen, Einschränkungen und Ausdehnungen jedes auch noch so einfachen Gesetzes sind deutliche Beweise, welch ein unsicheres, unzuverlässiges, betrügerisches Geschlecht die Menschen im Ganzen seien, und wie toll sie hausen würden, wenn die Gerechtigkeit nicht mit Schwert und Strick bewafnet über ihren Häuptern schwebte. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Menschen vor uns besser gewesen seien, als die jetzigen, vielmehr eine Menge von Gründen, die uns bewegen müssen, sie sogar noch für ein wenig schlimmer zu halten. Denn es ist bloß der Trieb nach Willkühr zu handeln, völlig ungebunden zu sein, ganz in Anarchie zu leben, der die jetzigen Menschen vermag, den Grund der Gesetze zu untergraben, um wie viel mehr mußte sich dieser Trieb nicht bei Menschen äußern, die jeder Ein-

schränkung noch so ganz ungewohnt waren, um wie viel weniger mußten die sich an Gesetze kehren, sobald die Gesetze ihrem Vortheil nicht entsprachen!

Gleichwohl war es so äußerst, so dringend nothwendig, das Ansehen der Gesetze zu erhalten, denn wie wollte und konnte man sich da Sicherheit vor dem äußern Feinde versprechen, wo Zwistigkeit und Unsicherheit im Innern herrschte. Hier war nun kein anderer Rath, als solche Veranstaltungen zu treffen, daß jeder thun mußte, was er sonst vielleicht nicht gethan hätte, nicht thun wollte. Man führte ein Zwangsrecht ein. Wer aber sollte dieses ausüben? Alle? Dies wäre zu schwierig gewesen. Man übertrug deshalb Personen, die wahrscheinlich selbst in besonderm Ansehen standen, zu denen man besonderes Zutrauen hatte, den Aeltesten, Erfahrensten, Klügsten, Tapfersten, Kühnsten, das Geschäft, über das Ansehen der Gesetze zu wachen, und das Zwangsrecht über jeden, der Gesetzwidrig handeln würde, auszuüben, den Uibertreter der Ge-

setze zu bestrafen. So entstanden im Staate Obrigkeiten, Regierungen, die ein besonderes Ansehen, Recht der Majestät erhalten, und, wenn sie ihre Pflicht genau erfüllen sollten, von den gewöhnlichen Berufsgeschäften der Bürger befreit werden mußten.

Nach dieser Übersicht befinden wir uns nun im Stande, genau zu bestimmen, was denn ein Staat eigentlich sei und sein solle. Ein Staat, ist eine durch Vertrag entstandene Gesellschaft von Menschen, die ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit halber sich vereinigt *), dazu erforderlichen Ge-

*) Staatsgesellschaft ist nicht bloße conjunctio plurium ad obtinendum eundem finem, sondern unio Vereinigung. Mehrere machen in Beziehung auf einen gewissen Zweck ein Ganzes, eine moralische Einheit, aus. Es entsteht dadurch eine universitas, corpus. Die Individuen in einem Staate, ohne Hinsicht auf ihre moralische Einheit betrachtet, werden Volk

setzen sich unterworfen, und gewissen Personen die Macht ertheilt haben, sie zur Befolgung dieser Gesetze selbst zu zwingen.

Dem Glücke der Menschen, sehen wir, geht dadurch nicht das allermindeste ab, denn nur um dieses zu erhalten, zu behaupten, und zu erhöhen, wurden Staaten errichtet, Gesetze entworfen, Regirungen eingesetzt *). Weit entfernt, daß die Gesetze Tirannen wären, sind sie

genannt. Wer im 1. Bd. S. 390 die in der Note angezogene Stelle aus Pufendorf nachsehen will, wird sie jetzt genau würdigen können. P. verwechselt dort bloße Gesellschaftlichkeit mit Staatenverein. Die Stelle ist richtig, sobald das einzige Wort civilem wegfällt. S. was oben über Plato gesagt wurde.

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier die Worte eines berühmten, von mir sehr verehrten Staatsmannes, des Herrn Fox, anzuführen: „Der Zweck aller Regirung ist ohne Zweifel die Glückseligkeit derer, welche regirt werden.

vielmehr Wohlthäter der Menschen, die ihnen die ächte Freiheit sichern, welche nicht in Gesetzlosigkeit und Unbändigkeit besteht; und daß die Machthaber in den Staaten nicht Unterdrücker derselben werden können, dafür ist insofern gesorgt, als die Gesetze höher sind, denn die Machthaber. Wenn nun aber den Bürgern des Staats Friede von außen, Ruhe und Wohlstand von innen gesichert ist, sind sie da nicht weit glücklicher, als sie vordem waren, als sie in ihrem vorigen Zustande je zu werden hoffen konnten? Diese glücklichen Folgen aber, woher sind sie entstanden, als von jenem allgemeinen Aufruhr in der Menschenwelt? Und ist es also billig, über etwas zu klagen, das so selige Tage herbeiführt?

Andere mögen vielleicht anders denken; dieses ist aber meine Meinung, und ich sage sie hier laut. Was sollen wir von einer Regirung denken, deren Glück aus dem Unglücke ihrer Unterthanen entspringt? deren Größe aus dem Elende vieler Menschen hervorwächst?"

Allein dies sind bei weitem die herrlichen Folgen noch nicht alle, welche das Zusammentreten der Menschen in Staaten nach sich zog. Ihrer sind viel mehrere, und ich will sie so genau als möglich darzustellen mich bemühen.

Ich beginne mit dem, was der Mensch durch seinen Eintritt in einen Staat für sein physisches Glück gewann, wobei ich am füglichsten von dem obigen Satze ausgehe, daß die Menschen vorher mehr neben, jetzt aber mit einander leben. Mit einander, d. h. keiner allein für sich, sondern zugleich für den andern, einer für alle, alle für einen. War vorher jeder Ackerbauer zugleich sein Maurer, Zimmermann, Schneider, Schuhmacher, Strumpfwirker u. s. w. alles in eigner Person selbst gewesen, wo es ihm gieng wie Theokrits Fischer, welcher sagt

— — es verkürzen
Unsre Sorgen den Schlaf, dann scheinen die
Nächte uns Endlos;

so veränderte sich dies zu jedes Einzelnen, und zum allgemeinen Vortheil gar sehr. Bei Men=

schen, die in einem Staate zusammenleben, müssen nothwendig die Arbeiten und Geschäfte sich theilen, und dies gieng wahrscheinlich so.

Wie, so lange die Erde um die Sonne wandelte, und Menschen diesen wandelnden Schauplatz bewohnen, jede eingetretene Noth immer den Vortheil neuer nützlicher Erfindungen, oder Verbesserungen der alten gewährte, so geschah dieses auch hier, wo Angriff die Vertheidigung, Angriffswerkzeuge die Vertheidigungswerkzeuge nothwendig machten. Home *) schildert das Entstehen, den Fortgang und die allmählige Verbesserung dieser Werzeuge sehr richtig in folgenden Worten. „Stämme von Bäumen mit Zweigen durchflochten — sagt er — machten die ersten Festungswerke; und hierauf folgte eine Mauer, welche mit einer Brustwehr zum Abschießen der Pfeile auf die Belagerer versehen war. Da aber die Brustwehr nur den halben Leib bedeckt, so wurden Löcher in der Mauer in einer gewissen Entfernung von einander gelassen,

*) in a. W. Bd. I. S. 107. fgg.

die nicht größer waren, als daß ein Pfeil durchgehen konnte. Die Belagerer hatten kein anderes Mittel, als die Mauer niederzureißen: ein Mauerbrecher wurde zuerst vom Perikles gebraucht, und von den Carthagenern bei der Belagerung von Gades vollkommen zu Stande gebracht. Damit man sich aber auch dieser fürchterlichen Maschine widersetzen könnte, so wurde die Mauer mit vorgerückten Brustwehren gebauet, um auf den Feind Steine und Feuer zu werfen, welches ihn in einer Entfernung enthielt. Eine hölzerne Hütte auf Rädern, welche nahe an die Mauer geschoben wurde, setzte die Leute, welche mit dem Mauerbrecher arbeiteten, in Sicherheit. Diese Erfindung wurde dadurch unwirksam gemacht, daß man die Mauer mit einem tiefen und breiten Graben umgab. Die Belagerer waren nun genöthigt Maschinen zu erfinden, um Steine und Wurfpfeile auf diejenigen zu werfen, welche die hervorstehende Brustwehr besetzt hatten, damit sie Gelegenheit erhielten den Graben auszufüllen. Diese Maschinen veranlaßten eine neue Erfindung zur Verthei-

digung; anstatt einer runden Mauer baute man sie mit hervorragenden Ecken wie die Zähne einer Säge, damit ein Theil den andern beschützen könnte. Diese Gestalt einer Mauer wurde hernach verbessert, indem man auf die hervorragenden Ecken runde Thürme setzte; und diese Thürme wurden dadurch verbessert, daß man sie viereckicht machte. Die Alten hatten keine vollkommnere Form nöthig, indem sie zur Vertheidigung wider alle damals bekannte Wurfpfeile hinlänglich war. Die Erfindung der Kanonen erforderte eine Mannichfaltigkeit und Abwechslung in der Kriegsbaukunst. Die ersten Kanonen wurden von eisernen Stäben gemacht, die einen holen Cylinder bildeten, und mit kupfernen Ringen umlegt waren. Die ersten Kanonenkugeln waren von Stein, die eine sehr große Mündung erforderten. Eine Kanone wurde auf eine kleinere Gestalt heruntergesetzt, als man statt des Steines Eisen zu Kugeln brauchte; und diese verderbliche Maschine wurde dadurch noch verbessert, daß man sie von gegossenem Metalle machte. Zum Widerstande gegen ihre Stärke wurden

Basteien, Hornwerke, Kronwerke, halbe Monden u. s. w. erfunden; und die Kriegsbaukunst wurde ein System, welches auf Grundsätzen und allgemeinen Regeln beruhet. Allein alles vergeblich: es sind dadurch zwar solche Festnngen entstanden, welche die Belagerungen sehr blutig gemacht haben; aber die Artillerie ist auch zu gleicher Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, und die Kunst des Angriffs so verbessert worden, daß man nach der allgemeinen Meinung keine Festung unüberwindlich machen kann. Die einzige unüberwindliche Vertheidigung ist eine gute Nachbarschaft unter Fürsten, die bereit sind, sich zu vereinigen, wenn einer von einer stärkern Macht angegriffen wird. Und nichts zielet mehr auf die Beförderung einer solchen Vereinigung, als die beständige Erfahrung, daß man sich nicht auf Festungen verlassen könne."

Diese Stelle, in welcher in Ansehung unserer Darstellung so vieles anticipirt ist, habe ich aus dem Grunde hier ganz angeführt, weil sie statt aller zum Beispiele dienen kann, wie nur

aus Noth alle Erfindungen gemacht, und durch immer neue Noth verbessert wurden. Dieses aber nur beiläufig, denn eigentlich soll sie uns hier zu einem ganz andern Beweise dienen.

Wer sollte die Vorkehrungen machen, welche die Sicherstellung vor feindlichem Uiberfall erforderte? Dieses war die Frage, welche sonder Zweifel die vereinigten Staatsbürger jetzt unter einander aufwerfen mußten, denn so viel sah man gewiß ein, daß Ordnung dabei äußerst nothwendig sei. Daß alle gemeinschaftlich daran hätten arbeiten sollen, gieng nicht gut an, denn der Ackerbau wäre dabei vernachläßigt worden, und die Viehzucht gänzlich eingegangen. Da man nun aber auf zwei Punkte Rücksicht zu nehmen hatte, auf hinlängliche Anschaffung aller zum Lebensunterhalte erforderlichen Mittel, und auf Sicherung des Genusses derselben, so mußten sich die Menschen in diese beiden Geschäfte theilen, ein Theil mußte vor Anschaffung der Lebensmittel, ein anderer aber vor Sicherung derselben sorgen. Dabei erforderte die Billigkeit,

daß Ackerbauer und Hirt den Ertrag ihres Feldes und ihrer Heerden mit denjenigen theilten, die ihnen den Genuß des ganzen Ertrags sicherten. So entstand aber eine neue Trennung unter den Menschen, und wir kommen nun auf das, was wir suchten, auf Verschiedenheit der Stände, die nothwendig mit dem Staatenverein eintreten mußte. Die, welche vor der Hand aus der Masse der Gemeinheit ausgehoben waren, diejenigen Arbeiten zu verrichten, durch welche ein feindlicher Angriff entweder gänzlich verhindert, oder doch sehr erschwert und weniger schädlich gemacht würde, wurden wahrscheinlich auch bald ganz allein zur Vertheidigung ihrer Mitbürger, und zum Streite gegen den Feind gebraucht, woraus erhellet, daß der Stand des Kriegers der erste von allen gewesen, der nach und unmittelbar durch den Staatenverein entstand.

Wenn Home bei Angabe der Vertheidigungswerkzeuge, die der Mensch jetzt Nothgedrungen erfand, sagt: Stämme von Bäumen mit Zweigen durchflochten und mit Erde unterstützet mach-

ten die ersten Festungswerke, hierauf folgte eine Mauer; so ist dieser Umstand wichtiger und von größern Folgen, als man vielleicht beim ersten Anblicke nicht glaubt. Sehr bald mußte man nämlich die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Bollwerke einsehen, und deshalb war man in Zeiten darauf bedacht, sie zu verfertigen, und höchstwahrscheinlich zuerst und am meisten an den Grenzen des Bezirkes, den man bewohnte. Solche Schutzmauern konnten aber zu doppelten Behufen dienen, einmal den Feind abzuhalten, indem man ihn daraus unangenehm bewillkommte, dann aber auch, wenn der Feind dennoch in den Bezirk (Gau, pagus) eingedrungen war, zum Zufluchtsorte der bedrängten Bewohner des Gefildes. Indeß aber die Krieger auszogen, den Feind zu vertreiben, oder zu unterjochen *), be-

*) Die Gewohnheit der Wilden, ihre Feinde so barbarisch zu behandeln, oder zu Sklaven zu machen, hat keinen andern Grund, als fernneren feindlichen Angriffen durch Furcht Einhalt zu thun.

schäftigten sich vielleicht die eingeschlossenen Flüchtlinge mit Verfertigung von allerlei Arbeiten und Geräthschaften, welche ihr jetziges und anderweitiges Bedürfniß erforderte. Dadurch kam man nachher auf den Gedanken, **Städte** zu errichten, und durch die Errichtung derselben vermehrte sich die Verschiedenheit der Stände noch mehr.

Bei der so großen Verschiedenheit, die unter den Menschen in Ansehung ihrer körperlichen Kräfte und geistigen Anlagen herrscht, mußte mancher sich nur wenig zum Ackerbaue schicken, an dem Hirtenleben keinen Geschmack finden, zum Krieger zu feig und Muthlos sein, hingegen gelangen ihm andere Geschäfte, die er bei Ruhe vollenden konnte, wozu er weniger Körperkraft, als Geschicklichkeit, Witz und Erfindungsgeist brauchte, ungemein gut. Natürlich beschäftigte er sich mit diesen am meisten und am liebsten, seine Arbeiten gefielen andern, sie wünschten sie auch so zu haben. Allein sie konnten sie nicht eben so gut, vielleicht auch nicht eben so schnell zu Stande bringen, deswegen wendeten sie sich

an den, der dies konnte, gaben ihm von ihren Nahrungsmitteln, und nahmen dagegen von seiner Arbeit. Der gute Erfolg des einen lockte mehrere, sich auch bloß mit solchen Arbeiten zu beschäftigen, zu denen sie die mehreste Lust und Geschicklichkeit hatten, und kein Wunder, wenn auch ihnen ihr Unternehmen gelang.

Diese Menschen aber, als die des Schutzes der andern am meisten bedürftigen, waren der höchsten Wahrscheinlichkeit zu Folge die ersten Städter, und die Städte wurden mithin der Aufenthalt der Ausschließungsweise sogenannten Handwerker. So sind denn jetzt folgende Stände entstanden, der Stand der Regirenden, der Krieger, der Ackersbauer, Hirten, und Handwerker. Die letztern, welche unter sich eine allgemeine Klasse ausmachen, trennten sich wieder insofern von einander, als jeder ein besonderes Gewerbe trieb.

Wäre es mir nicht allzuwohl bekannt, daß es auf der ganzen Erde nicht eine einzige Anstalt oder Einrichtung gäbe, die nicht wenigstens

ein Philosoph getadelt hätte, so würde ich es geradezu unbegreiflich finden, wie man auch diese Folge des Staatenvereins, die Entstehung verschiedener Stände unter den freilich ursprünglich, d. h. so lange sie in thierischer Rohheit leben, sich einander gleichen Menschen, so hart habe tadeln, so bitter auf sie losziehen, so schrecklich, als die Quelle alles Unheils und Elends, habe beschuldigen können, da doch die Vortheile, welche für jeden Einzelnen, wie für das Ganze, daraus entspringen, so ungemein groß sind, und so klar am Tage liegen, daß es fast unmöglich scheint, sie nicht zu sehen.

Nicht der Städter, nicht der Handwerker allein war es, dem diese Einrichtung angenehm war, weil er sich dadurch von dem Zwange entbunden sah, Geschäfte zu treiben, zu denen er keine Neigung hatte, sondern auch dem Ackerbauer und den übrigen gereichte sie gar sehr zum Vortheile. Verringerten sich denn nicht in eben dem Grade seine Sorgen, seine Last, seine Mühseligkeit, als andere solche Geschäfte für ihn be=

trieben, die er sonst, neben seinem Hauptgeschäfte, auch noch zu treiben sich gezwungen sah? Wurde sein Leben dadurch nicht weit bequemer, leichter, angenehmer, da er jetzt die Stunden der Ruhe, der Erholung, dem Vergnügen unter den Seinigen, oder mit seinen Nachbarn, widmen konnte, die er sonst verdrüßlich, unter Kümmernissen und angestrengter Arbeit verseufzt hatte? Und ein Geschäft mußte immer leiden, eins immer hintanstehen, denn alle gleich gut besorgen konnt' er nicht. Jetzt aber bloß auf den Anbau des Feldes eingeschränkt, wie viel mehr Gelegenheit hatte er da, immer neue Vortheile wahrzunehmen, immer genauer zu beobachten, das Alte immer mehr zu verbessern! Eben so gieng es mit allen übrigen Gewerben, denn indem jeder sich nur auf ein einziges einschränkte, zu einer wie weit größeren Vollkommenheit mußte er es darin bringen! So bot denn immer eins dem andern die Hand, und alles gerieth schneller und besser, eilte mit unaufhaltsamen Schritten der möglichsten Vollendung entgegen, und —

Kürzer wurden die Nächte den Arbeitseligen Menschen.

Wer alle diese Vortheile, alle die froheren Tage, die den Menschen daraus entstanden, noch länger übersehen will, der mag es auf seine Gefahr!

Wie aber hier die Menschen ihre Arbeit gegen einander austauschten, so theilten sie auch ihre Güter gegen einander aus, durch welchen Tauschhandel jeder Fleißige gewissermaßen Antheil an dem Glücke des Andern hatte, eine Gütergemeinschaft, welche unter den Fleißigen ewig bestehen wird.

Hiebei blieb es jedoch nicht stehen, denn bei der größeren Muße, die jetzt den Menschen zu Theil ward, bei ihrem erhöhten Wohlstande, bei den ruhigern Sorgenfreieren Tagen, die sie verlebten, bei ihren nun so sehr verädelten geistigen Fähigkeiten, mußte sich bald etwas in ihnen regen, das ihnen sagte, der Geist sei ihnen wohl zu etwas noch besserem beschieden, als zum bloßen Diener der Bedürfnisse, zum Proviantmeister des

Magens. Der Mensch will erst bloß sein, dann wohlsein; erst bloß das Bedürfniß befriedigen, dann angenehm befriedigen; erst bloß haben, dann bequem und dann schön und gut haben. So strebt er immer weiter, umfaßt immer mehr mit seiner Phantasie, findet im leichten Spiele derselben ein eignes Vergnügen, und verbessert und verschönert um sich her, wo und wie er nur kann. — Dadurch entstanden die Künste, die wir bereits in ihrem rohesten Anfange gesehen haben, die aber unter den jetzigen Umständen erst verfeinert, erhöht und ausgebildet werden konnten. Vieles wurde zur Kunst, was es bisher gar nicht gewesen war, z. B. Baukunst, die endlich zur schönen Baukunst wurde, die Gartenkunst u. a. m. Mehrere wurden vereinigt, um so desto angenehmer zu wirken, und in den Stunden der Erholung in die erschlafften Nerven und Geister gleichsam neue Spannung zu bringen, z. B. Tanz- und Tonkunst, Gesang und Mimik u. s. w.

Freilich mag der erste Tonkünstler kein Händel, der erste Mahler kein Raphael, der erste

Tänzer kein Vestris, die erste Sängerin keine Mara, der erste Bildhauer kein Apelles gewesen sein, und in dem ersten Schauspiele traten vielleicht bloß zwei Harlekins auf *); allein die jetzigen Umstände weckten doch vorerst den Geist zu Künsten auf, und waren die einzig günstigen, unter denen diese zarten Blüthen gedeihen konnten. Wurde auch der Hirt z. B. schon frühzeitig durch den Schatten eines Menschen auf die Idee gebracht, Contoure oder vielmehr Schattenrisse zu entwerfen; so würde er doch nie eine Landschaft wie Salvator Rosa, ein Thierstück wie Wouwermann, eine Magdalena wie Correggio hervorgebracht haben. Solche Kunstwerke konnten nur entstehen, wenn es — Künstler gab, d. h. Menschen vom Gefühl für das Schöne durchdrungen, mit hohem Schwunge der Phan-

*) Ignotum tragicae genus invenisse Camoenae
Dicitur, et plaustris vexisse poëmata Thespis,
Quae canerent agerentque peruncti faecibus ora.

Hor. de art. poët. 275.

tasie, leichter lebhafter Thätigkeit aller Seelenvermögen, leicht gerührter Empfindsamkeit, und rastlosem feurigem Streben das darzustellen, was die Seele in der Stunde der Weihe dachte, das Herz empfand. Soll es aber solche Künstler geben, so kann es nur unter der Bedingung sein, daß ihr Geist nicht von dem Drucke der Bedürfnisse niedergebeugt wird, welche Bedingung hinwiederum eine andere voraussetzt, Menschen nämlich, die den hohen Werth der Künste fühlen, und die Künstler schätzen können, Menschen — denen Kunst Bedürfniß ist, und solche Menschen können allein in einem Staate entstehen.

Welche Wirkungen auf die Gemüther der Menschen die ersten Kunstwerke und Künstler gemacht haben, und wie deshalb diese letztern vorzüglich geachtet werden mußten, davon haben sich noch einige Sagen aus dem fabelhaften Alterthum erhalten. Orpheus, heißt es, bändigte Löwen und Tiger durch den süßen Zauber seines Saitenspiels, Felsen und Wälder folgten dem

Sänger nach. Auf Amphions zauberischen Lautenschlag fügten Steine sich von selbst zusammen, und bildeten eine Mauer um Theben. Laßt uns diese Sagen von dem Fabelhaften, Wunderbaren, Hyperbolischen entkleiden, und sehen, was uns von reiner Wahrheit dabei übrig bleibt.

Was die erste derselben betrifft, so sind, so viel ich weiß, die Interpreten alle darüber einig, daß unter Löwen und Tigern Menschen zu verstehen seien, die roh und unbändig waren, wie die Thiere des Waldes, und noch mit nichts als den Häuten derselben bekleidet, streitend mit ihnen um die Wohnungen in Hölen und Wäldern. Orpheus Kunst wirkte auf sie, wie nach Ovid alle Kunst wirkt:

Sie macht die Sitten sanft und lehrt uns
menschlich sein.

Sie legten ihre Rohheit ab, und sanftere Empfindungen hoben ihre Brust. Sie verließen ihre vorigen Wohnörter, und suchten andere, dem Menschen angemessenere. Sie wurden geschmeidiger, umgänglicher, freundschaftlicher.

Dies war die erste Wirkung der holden Kunst, dieser geliebten Tochter der Menschlichkeit (humanitas).

Amphion macht uns mit einer andern bekannt, er zeigt uns, wie die Kunst vollendete und erhielt, was sie angefangen hatte. Ich trage nämlich auf die Kunst überhaupt über, was hier dem Künstler zugeschrieben wird, nehme auf keine Erklärung über das von ihm bewirkte Wunder Rücksicht, sondern erkläre mir es selbst also: die Menschen hatten sich in Staaten vereinigt, Staatsmitglieder sich in die Städte versammelt, und alle waren dadurch in eine vortheilhaftere bequemere Lage gekommen. Dem Städter war wie dem Landmanne jetzt mehrere Muße zu Theil geworden, allein dem Städter war der Anblick der schönen ewig jungen, ewig neuen, in allen ihren abwechselnden Gestalten stets reizenden Natur, das Concert der Vögel, das harmonische Rauschen des Wasserfalls und Stromes, das alles, was dem Landmanne Erquickung, Erholung und Freude gewährte, war

ihm benommen, und wurde ihm gewissermaßen entfremdet. Sollte nun nicht Uiberdruß, Ekel und Reue ihm sein Loos unerträglich machen, so mußte irgend ein neuer Gewinn den Verlust des Alten ihm ersetzen, und dieser neue Gewinn war — die Kunst. Kunst war ihm also jetzt Bedürfniß, dringend hatte er dies Bedürfniß gefühlt, ihm abzuhelfen sich innigst gesehnt, und schon getrauert, daß er dies nicht könne. Da trat er auf, der Künstler, der Gottbegeisterte, der Gottgesendete, führte an seiner Hand die entflohene Freude wieder in die Mitte seiner Mitbürger ein, und goß neues frisches Leben in jedes Herz, söhnte den Mißmüthigen mit seinem Loose wieder aus, stillte den Gram der Sehnsucht, band die Flügel der schweifenden Wünsche, und machte durch seine Kunst auch das Leben in der Stadt süß. — Auf Amphions Lautenklang fügten sich die Steine von selbst zu einer Ringmauer um die Stadt, — hat dieses nun keinen Sinn?

Allein die jetzige Muße der Menschen brachte außer den Künsten auch noch etwas anderes her=

vor. Fühlen und vergnügt sein will der Mensch allerdings, und es ist sehr gut für ihn, daß er beides kann, allein es genügt ihm nicht, befriedigt ihn nicht, füllt nicht alle seine Leere aus, denn er hat nicht Herz allein, sondern auch Geist. Handeln muß er, Vergnügen haben will er, aber er will auch — wissen. Was ist das? fragt er bei ihm selber, so oft er einen neuen Gegenstand erblickt. Wie ist das? treibt ihn seine Wißbegier weiter zu fragen, und nun sucht und forscht er, bis er gefunden hat. Ist er aber dann allein mit sich in einer Stunde ruhiger Einsamkeit, wo die Stille von außen seiner innern Stille freundlich zusagt, so läßt sich die Betrachtung bei ihm nieder, und er hängt nun ernstlicher anhaltender den Gedanken, die ihn sonst besuchten, nach. Die Erfahrung und Beobachtung stehen ihm zur Seite, und er sucht jetzt aufzulösen das große Räthsel „wozu ist das alles, was ist? warum ist das alles?" Oft wirft er auch wohl die Fragen auf „warum und wozu bin ich selbst? Und gerade so wie ich bin? Und warum dies ganze Menschenleben so? Alles

dies Thun und Unternehmen und Wagen der Menschen?"

Ernsthaft denkt er allen diesen großen Gedanken nach, anhaltend und im Zusammenhange denkt er darüber, und kann und mag nicht rasten, bis er nicht die Ursachen und Gründe dessen, was ist, aufgefunden hat. So erringt sich der ruhige Mensch in diesen der Betrachtung geweihten Stunden der Muße die Weisheit, legt den Grund zu den Wissenschaften, und der Königin von allen, der Philosophie.

Und da, da wirft er vollends alle seine Niedrigkeit ab, erhebt er sich über alle Stufen der Sinnlichkeit, und schwingt sich empor zur erhabnen Würde der Geister! Nur wenig noch mit den Thieren verwandt, steht er jetzt ädler, reiner, herrlicher da, nun ganz erst den hohen Namen Mensch verdienend!

Diejenigen, welche ihre jetzige Muße zum Anbau der Wissenschaften verwendeten, wurden die größten Wohlthäter ihrer Brüder, theils durch den Nutzen, den mehrere Wissenschaften

im Leben und für das Leben gewährten, z. B. die Mathematik, Astronomie, Heilkunde, Politik u. s. w. theils, und ich behaupte am meisten, durch die Darstellung der Wissenschaften selbst, ohne Hinsicht auf Nutzen und Vortheil, den sie für das Leben haben mochten. Hatten die Künste die rohe Natur verädelt, so verädelten die Wissenschaften den rohen Menschen. Er, der vors erste durch Zwang vermocht wurde, wenn auch nicht eben gut, doch unschädlich zu sein, er, dessen Neigungen nachher sanfter, dessen Leidenschaften gemäßigter durch die Einflüsse der Kunst geworden waren, wurde nun durch die Wissenschaften mit der ganzen Erhabenheit seines Wesens vertraut, lernte seine Uibermacht über die Natur, und sein Emporragen über die ganze ihn umgebende Sinnenwelt kennen. Er begann nun seine Würde zu fühlen, und den Menschen, oder besser den Charakter der Menschheit, in sich zu ehren — und wo ist der stumpfsinnige Mensch, dem ich nun erst noch lange beweisen müßte, wie großen, wichtigen und schönen Einfluß dieses auf den Menschen, und all' sein Thun

und Lassen haben mußte! Er fieng an zu fühlen, daß er seiner Natur nach das wohl solle, was er bisher gemußt hatte, und mehr Mensch geworden, als vorher, weniger selbstsüchtig und mehr Philantrop, fieng er auch an zu wollen, was er sollte. So gieng ihm eine ganz neue Welt auf, es eröfneten sich vor ihm die Pforten der moralischen Welt, und wurde er auch nicht gleich im strengen Sinne sittlich, so wurde er doch ächt rechtlich, und wer dies ächt und ganz ist, hat, um sittlich zu werden, schon die ersten und größten Schritte gethan *).

*) Der sittliche Mensch hat allein Tugend, der rechtliche bloß nicht negative Tugend, d. h. keine Laster. Der sittliche Mensch handelt gut, der rechtliche unterläßt bloß das Böse, oder thut nichts Unerlaubtes. Der Unterschied ist wesentlich und beträchtlich, wird aber von vielen, hauptsächlich Gegnern der kritischen Philosophie, übersehen. Für Kant war nichts so schlimm, als daß er für Pflicht und Sittlichkeit keine andern Benennungen in der

Welche Vortheile, die der Staatenverein den Menschen gewährte! Welche selige Folgen, die er herbeiführte! Glücklicher, thätiger, weiser

Sprache vorfand. Weil Pflicht von pflegen, Sittlichkeit von Sitte d. h. Gebrauch abstammt, (Moral von mos, Ethick von ἦθος) so wurde man leicht zu dem Wahne verleitet, derjenige verdiene den Namen eines sittlichen Menschen, der nicht gegen die Konvention anstößt. Aber — distinguendum est! Wer bloß thut, was er muß, d. h. was ihm positive Gesetze des Staats befehlen, hat noch lange nicht gehandelt, wie er soll, d. h. sich durch seine Freiheit zum gut handeln bestimmt. Hätte Kant dieses muß (des Staates — in der Rechtslehre) und soll (der Gesinnung — in der Moral) genauer bestimmt; so könnte man ihn mit Recht in nichts tadeln, als daß er — unsre Sprache nicht erfunden hat. Dieses Schwankende in den Hauptbegriffen wird für viele noch lange ein Stein des Anstoßes bleiben.

und vollkommner ist der Mensch dadurch geworden, wer wagte dies zu läugnen? Und wer, wenn er diese Reihe schöner Folgen überblickt, jammerte noch über jene Stürme, die so schrecklich in der Menschenwelt ausbrachen!

Ich könnte hiebei stehen bleiben, denn ich habe zu Gunsten der Staaten schon genug gesagt, allein noch einen Umstand muß ich doch berühren, weil er, in gehöriges Licht gestellt, die vorher angegebenen Folgen, welche der Staatenverein nach sich zog, begreiflicher macht. Wenn ich nämlich vorhin sagte, der Mensch sei jetzt weniger selbstsüchtig, und mehr Philantrop geworden, so gehört auch dieses zu den schönen Folgen des Staatenvereins. Denn da jetzt eine Mehrheit von Menschen einen gemeinsamen Zweck auszuführen hatte, und deshalb so genau verbunden war, daß sie nicht anders als für eine Einheit gelten konnte, so nahm schon dadurch unmittelbar jeder an dem Anderen einen größeren Antheil, als sonst, wo das Interesse jedes Einzelnen so — vereinzelt war. Jetzt aber war eine

Beleidigung, die der eine von einem Fremden erhielt, Beleidigung für alle, die Kränkung des einen kränkte alle, bei der Beraubung des einen sahen sich alle für beraubt an, und suchten in Masse an dem Beleidigenden, Kränkenden, Raubenden Rache und Genugthuung zu nehmen, kurz, die Sache des Einzelnen war jetzt immer Sache des Ganzen, so wie die Angelegenheiten des Ganzen immer jedem Einzelnen am Herzen lagen. Dadurch wurde ein Gemeingeist unter den Menschen herrschend, welcher immer mehr und mehr die kleinliche Sucht nach Beförderung des eigenen Vortheils verdrängte, und der Philantropie in den Herzen der Menschen immer größeren Raum gewann. Dieser Gemeingeist mochte nun esprit de corps, oder Nationalgeist sein, oder wohl gar hin und wieder in Nationalstolz ausarten, genug, die schönen Folgen desselben sind immer unverkennbar.

Von welcher Seite wir nun auch immer den Zutritt der Menschen in Staaten betrachten mögen, so zeigt sich uns immer das Eine

Resultat: — der Mensch ist dadurch erst wirklich zum Menschen geworden.

Allein nun laßt uns den Faden der Menschengeschichte weiter verfolgen.

Vielleicht ebenfalls aus Drange der Noth, vielleicht von den Vortheilen, welche die Staatenbewohner genossen, gereizt, traten die Menschen bald überall in Staaten zusammen. Uiberall entstanden neue Staaten, und überall wurden nun die Menschen das, was sie, wie gezeigt worden ist, dadurch werden mußten, und ärnteten überall dieselben Vortheile ein. Die Industrie wurde belebter dadurch, der Wohlstand erhöht, die Kultur vergrößert, die Sitten gemildert. Nur sahen freilich diese Staaten und ihre Bewohuer, je nachdem ihre Lage und Lebensart u. s. w. verschieden waren, einander unähnlich, man kam zwar überall weiter, aber nicht überall auf gleiche Weise, und nicht in demselben Punkte; denn wenn hier be sonder

dieser Zweig der Industrie belebt wurde, so wurde es an einem andern Orte ein anderer.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen aber diejenigen Staaten, welche, wahrscheinlich von Fischervölkern, an den Küsten der Meere und Seen errichtet wurden. Wie in jedem Staate immer mehr und mit glücklicherem Erfolge an Verbesserung alles dessen gearbeitet wurde, was dazu diente, den Wohlstand seiner Mitglieder zu erhöhen, und wie überall bei Muße und Beobachtung die alten Erfindungen nützlicher, anwendbarer und vortheilhafter eingerichtet, und ganz neue dazu gemacht würden, so geschah es auch hier mit Fischfang und Schifferei. Hatte man sich vorher etwa auf einem Baume, wie Geßners erster Schiffer, nur unter andern Umständen, den rauschenden Fluthen anvertraut, so fieng man jetzt an diesen Baum auszuhölen, ihm die Gestalt eines Fisches zu geben, und statt der Bauchflossen Ruder, statt der Schwanzflossen ein Steuer anzubringen, welchen Ursprung und Anfang der Schiffsbaukunst Home nicht mit Unrecht

muthmaßt. Je mehr aber diese Baukunst vervollkommnert wurde, — und sie konnte nur von Staatsbürgern zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht werden, weil sie eine Menge Werkzeuge und Materialien erfordert, die, wo die Gewerbe noch nicht getrennt sind, entweder gar nicht, oder nur sehr schlecht vorhanden sein können, — je mehr, sage ich, diese Baukunst vervollkommnert wurde, um so mehrere und grössere Vortheile gewährte auch die Schiffahrt. Denn jetzt konnte man mit minderer Kühnheit und größerer Sicherheit sich auf den Ocean wagen, konnte ihn weiter beschiffen, als vordem, und am Ende sogar Reisen auf diesem Elemente unternehmen. Der erste aber, der kühn genug war, längs den Küsten des festen Landes hin *) eine solche Reise zu wagen, hat der Menschheit einen

*) Robertson in seiner Geschichte von Amerika Bd. I. Buch I. hat es außer allen Zweifel gesetzt, daß die ersten Reisen zu Wasser, selbst Hanno's berühmte Erdumsegelung, nichts anders als Küstenfahrten gewesen seien.

unschätzbaren Dienst geleistet, und den Grund zu allem dem Wohlstande, dem Glück und der Kultur gelegt, dessen die Menschen sich jetzt erfreuen, und künftig erfreuen werden.

Denn wenn dieser Mensch auch nur zuerst eine Reise von funfzig Meilen machte *), wie viel Neues mußte ihm da nicht aufstoßen, wie sehr seine Einsicht sich vermehren, seine Denkungsart sich verändern! Und wenn er glücklich zurückkehrte, wie sehr mußte sein Beispiel nicht andere zur Nachahmung reizen, die nun ihren Vorgänger noch zu übertreffen suchten! Sei es immerhin, daß nur Gewinnsucht, und Hang zum Abentheuerlichen sie lockten, daß der erste Gewinn dieser Unternehmungen nur Märchen und Albernheiten waren, dem schärferem Blicke zeigt

*) Dies ist wohl nicht wenig angenommen, wenn man bedenkt, wie verhältnißmäßig klein die Seefahrten eines Odysseus und Aeneas waren, die doch im Alterthume so großes Aufsehen erregten.

sich im Hintergrunde eine reizende Perspektive. Sind es nicht diese Abentheurer, denen wir eine genauere Kenntniß der Welt und Menschen, der Sterne des Himmels, und der Produkte der Erde, wichtige Aufschlüsse in der Physik und Begründung mehrerer Theile der angewandten Mathematik; sind nicht sie es, denen wir, da sie den Handel begannen, den ganzen jetzigen Flor der Erde, und den glücklicheren Zustand ihrer Bewohner mittelbar zu verdanken haben? Ohne Handel und Schiffahrt wären unsere Philosophen, wenn nicht immer, doch gewiß weit länger, Schwärmer geblieben *), die Menschen

*) Ich habe in den Aktenstücken in der Sache des Fichteschen Atheismus S. 23. fg. dargethan, daß in den ältesten Zeiten die Phantasie den übrigen Seelenvermögen der Menschen weit vorausflog, und fliegen mußte. Dabei aber läßt sich keine gereinigte Philosophie denken. Um nicht gar zu weit zurück zu gehen, dürfen wir uns aber nur erinnern, ob nicht genauere Welt- und Men-

überhaupt hätten stets an einer schädlichen Einseitigkeit gekränkelt *), der Aberglaube wäre nicht gestürzt, der Wahrheit nicht gehuldiget worden. Welche Vortheile für den Menschen

schenkunde seit funfzig Jahren das Meiste zu unserer Aufklärung und mithin auch der neuern Philosophie beigetragen haben. Ein Herder, Meiners, Feder, Ferguson, Voltaire u. a. trafen also gewiß den Punkt recht gut, wo sie am besten wirken konnten, und unsere neuesten Philosophen transscendiren ein wenig zu sehr, wenn sie auf jene Männer so verächtliche Seitenblicke werfen, allein hanc veniam dant petuntque vicissim.

*) Ein eigenes Beiwort, welches Homer dem Odüsseus beilegt, der

Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat,

ist πολυτροπος, der Vielgewandte, über welches einzige Wort sich hier ein ganzer Commentar machen ließe.

in jeder Hinsicht, für sein thierisches, und sein höheres geistiges Leben!

Freilich kamen sie nicht auf einmal, sondern nach und nach, denn jeder erste Versuch ist kein Meisterwerk, und nicht gleich auf die Aussaat folgt die Aernte. Wir haben im Verlaufe dieser Darstellung schon zu oft gesehen, daß jeder Erfindung Gefühl des Mangels, jeder Verbesserung Einsicht der Untauglichkeit des Alten vorhergehen, als nicht zu wissen, daß überall nur successives Vorwärtsschreiten herrsche, und daß durch Fehltritte aufmerksam, thätig und weise zu werden, Bestimmung des Menschen, des Einzelnen wie seiner Gattung, sei. Um sich aber einen ungefähren Begriff von diesen Fortschritten zu machen, so vergleiche man ein indianisches Boot, dem ungefähr die Schiffe entsprechen möchten, welche die Flotte der Griechen vor Troja ausmachten, mit einem englischen Kriegsschiff, die Schiffahrt eines Odüsseus mit der Entdeckungsreise Cooks, die Nachrichten eines Strabo und Mela von der Erde und ihren

Bewohnern mit denen eines Newton, Condamine und Forster, die Mährchen eines Plinius über die Natur und ihre Produkte mit den Berichten eines Linne', Buffon und Banks, den Handel der Phönizier mit dem Handel der Engländer, und so manches andere der Art mehr. Man wird sich dadurch überzeugen, wie langsame Fortschritte man machte, daß aber auch diese doch immer Fortschritte waren, vom Guten zum Bessern, und vom Bessern zum Möglichbesten. So bleibt keine Generation auf der Stufe von Einsicht und Kultur stehen, auf der sie bei ihrem Auftreten gestellt wurde, jede strebt weiter und immer weiter, und auf die Schultern der Vorhergehenden sich stellend, was Wunder wenn je die folgende den Horizont der Einsicht sich immer erweitern sieht!

Diesen Fortschritt vom Schlimmen zum Guten, und vom Guten zum Bessern werden wir sogleich bei einer andern Ansicht wiederum wahrnehmen.

Wenn vorhin gesagt wurde, daß überall neue Staaten entstanden seien, so haben wir uns unter diesen Staaten nicht Reiche zu denken, wie das persische unter Cyrus, das macedonische unter Alexander, das römische unter August, oder das spanische unter dem fünften Karl, der sagen konnte, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. Von den jetzt entstandenen Staaten konnte man vielleicht auf einer Tagereise mehrere durchwandern, und man kann von den damaligen Kriegsheeren ungefähr einen Schluß auf ihre Größe machen. Dieser Umstand aber, verbunden mit einigen andern, die mit dem Staatenvereine nothwendig eintraten, veranlaßten besondere Verhältnisse unter den Staaten und ihren Bürgern, welche Verhältnisse wir jetzt werden kennen lernen.

Es ist bekannt genug, daß bei den meisten, wo nicht allen, rohen Völkerschaften, worunter ich hier überhaupt solche verstehe, welche bloß civil, aber noch nicht human sind, die Ausdrücke Ausländer und Feind gleichbedeutend sind. Den

Grund dieser häßlichen Synonimie erinnere ich mich nicht irgends angegeben gefunden zu haben, allein er ist gar nicht schwer aufzufinden. Wenn nämlich die Menschen nur aus Furcht vor feindlichem Uiberfall von außen in Staaten zusammentraten, was war natürlicher, als daß sie nun auf alle und jede, die nicht mit ihnen verbunden waren, mißtrauische Augen richteten, und den Grundsatz aufstellten, wer nicht mit ihnen sei, sei wider sie. Dieses Mißtrauen gegen alle, die nicht mit ihnen waren, mußte in eben dem Grade wachsen, als der Gemeingeist unter den Staatsbürgern zunahm, denn je größere Patrioten sie wurden, je mehr Nationalgeist unter ihnen herrschte, desto schlimmere unverträglichere Nachbarn wurden sie für fremde Staaten. Traf es sich nun, daß zu dem Mißtrauen sich der Neid gesellte, so konnte es nicht fehlen, daß Nationalgeist mit der Habsucht im Bunde nicht ein böses Spiel hätte bereiten sollen, und wie sonst Individuen gegen einander auftraten, so traten jetzt Staaten gegen Staaten auf, und der Krieg mit seinem verheeren-

den Gefolge zog blutig über die blühenden Gefilde der Erde.

Was halfen denn aber nun die Staaten? — Sie halfen allerdings, denn dieses haben wir schon ausgemacht, nur freilich, daß sie das Unmögliche nicht möglich machen konnten. Und wenn wir jetzt den Blick nicht bloß starr auf die mit Blut und Gehirn und verstümmelten und erschlagenen Menschen bedeckten Felder richten, und nicht bloß auf das Winseln der Sterbenden, das Aechzen der Verwundeten, das himmelstürmende Geheul der Gefährdeten hören, sondern über diese Scenen des Entsetzens und Grauens hinaus den Blick in die ferne dämmernde Zukunft richten; so finden wir auch von diesen Kriegen — die glücklichen Folgen.

Des gegenwärtigen Kampfes, der List und der Gewalt des Krieges Folge mußte am Ende wohl Unterjochung einer der streitenden Partheien sein. Dadurch schmolzen zwei kleinere Staaten in Einen größeren zusammen, und vor diesem

einem größeren zitterten die übrigen kleinen. Entweder wurden sie nun wirklich von dem übermächtigen angegriffen, oder die kleineren suchten dem Angriffe des größern dadurch zuvorzukommen, daß ebenfalls mehrere sich vereinigten, um ihm das Gleichgewicht zu halten, allein wie dem auch war, so war der Erfolg immer derselbe, es entstanden nämlich jezt größere Reiche. Dadurch verlor sich aber mehr und mehr jene kleinliche Aengstlichkeit, das Herz des Menschen wurde weiter, es umfaßte mehr, liebte mehr. Man gewöhnte sich dadurch allmählig die benachbarten Staaten nicht bloß zu fürchten oder zu hassen, sondern respektirte sie. Hatte also, wie im Naturstande jeder einzelne Mensch, so im Anfange der Staaten jeder Staat nur auf sein Recht gepocht, zwar andern Staaten Pflichten gegen sich zugeschrieben, sich selbst aber von denselben frei gesprochen; so fieng jezt jeder Staat an, die Rechte des andern anzuerkennen, und es entstand, wie nach dem Naturstande ein Civil- öffentliches und Privatrecht, so hier ein Staats- und Völker-Recht, wodurch jedes Staates Rechte

allgemein sanctionirt, und seine Pflichten gegen andere näher bestimmt wurden.

So lange nur Unbändigkeit und Willkühr herrschten, war ein solches Recht völlig ungedenkbar, es läßt sich also daraus schließen, um wie vieles die Menschen auf dem Pfade der Rechtlichkeit vorwärts gekommen sein mußten, wenn sie solche Einrichtungen treffen konnten und trafen.

Ein anderer Vortheil noch, den solche Kriege gewährten, besteht darin, daß dadurch mehrere Völker, wie durch den Handel, in Verkehr mit einander kamen, und indem sie auf diese Weise fremde Gegenden, fremde Menschen und fremde Sitten kennen lernten, von der Einseitigkeit ihres Urtheils über Welt und Menschen erlößt wurden. Ja indem so mehrere Nationen ihre Begriffe, Kenntnisse, Lebensarten, Verfassungen u. s. w. gegen einander austauschten, jede von der andern annahm, was sie Gutes Brauchbares und Vorzüglicheres hatte, gewann jede dadurch an Glück und Kultur. Man erin=

nert sich hiebei vielleicht des wechselseitigen Einflusses der Juden und Aegypter auf einander, und daß die Juden, oder vielmehr ihr Gesetzgeber Moses, ihre Polizei, Gesetzgebung, mehrere reinere Religionsbegriffe u. a. m. in Aegypten während ihrer dortigen Gefangenschaft erlernt haben. Kurz, diese Kriege hatten bei jenen Menschen ganz dieselben Folgen, welche in aufgeklärten Zeiten die Reisen gebildeter Menschen zu haben pflegen, allein diese mußten sie auch haben, wenn ein Staats- und Völker-Recht kein frommer Wunsch bleiben sollte.

Unter diesen Umständen, in denen die Menschen sich jetzt befanden, wo so viele ihrer Vervollkommnerung entgegen stehende Hindernisse schon mit bestem Erfolge überwunden waren, machten sie nun noch eine Erfindung, die sie fast mit Gewalt aus der Barbarei vollends herausriß, und ihren Zustand in eben dem Maasse glücklicher machte, als er vollkommner dadurch wurde, ich meine die Erfindung der

Schreibekunst, oder bestimmter, der Buchstabenschrift.

Das Verlangen, seine Gedanken und Gefühle andern mitzutheilen, war bekanntlich die Veranlassung zur Erfindung der Sprache gewesen, die anfänglich wahrscheinlich bloße Zeichen- und Augensprache war, und später erst Tonsprache wurde. Arm und roh, wie sie in ihrem ersten Ursprung war, gnügte sie doch den damals noch Geistarmen Menschen. Allein im Verlaufe der Zeit, wo alle Anlagen des Menschen immer mehr sich entwickelten, alle Umstände so mächtig zusammenwirkten ihn zu kultiviren, wo die Masse seiner Kenntnisse so sehr sich mehrte, größer seine Bedürfnisse, nothwendiger sein Umgang mit Menschen, vielseitiger alle seine Verhältnisse im Leben wurden, da wurde auch reicher und gebildeter seine Sprache, wie sein Geist.

Bei den größeren Verwickelungen im Leben der Menschen, wie wir zuletzt es aufgestellt haben, bei den vielfachen Verbindungen, in die

sie jetzt traten, fühlten sie aber auch immer mehr die Nothwendigkeit eines Mittels, das unter Entfernten die Stelle der Sprache verträte. Sie verfielen auf mancherlei, und man erinnert sich hiebei der Qvipo's der Mexikaner *), der Wampums der nordamerikanischen Indianer **), der Hieroglyphen u. a. m. Solche Mittel aber, als zu mancherlei Irrungen Veranlassungen gebend, konnten bei verwickelteren Verhältnissen den Menschen nicht mehr gnügen, und sie mußten auf andre denken. Sie kamen nun auf Erfindung der Schrift, gewisser festge=

*) Schnüren auf mancherlei Art verknüpft und verschlungen, welche die Indianer so fertig, als wir die Schrift lesen.

**) Ebenfalls eine Art von Denkschnüren, aus Muschelstückchen von verschiedenen Farben zusammengesetzt, die den Indianern sogar statt Urkunden dienen. S. Loskiel's Geschichte der Brüder = Mission in Nord = Amerika S. 34 und 173.

setzter willkührlicher Zeichen, welche als Simbole der Töne dienten. Möglich, ja wahrscheinlich sogar, daß man, wie die Chinesen, zuerst für jedes einzelne Wort ein eignes Zeichen erfand, aber gewiß auch, daß diese als zu unbequem und schwer verständlich bald verworfen werden mußten, und die Menschen nöthigten, auf andere Mittel zu sinnen; und dies andere bequemere Mittel war die Erfindung so vielerlei Zeichen, als der Mensch einzelne Laute hervor zu bringen vermag, — Buchstabenschrift.

Die besten Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Schrift in Phönizien erfunden worden, und nennen einen gewissen Taaut (Thot, der Hermes der Griechen, Merkur der Römer) als Erfinder derselben *). Phönizien aber war ein

*) Philo von Biblos in dem Vorberichte zum Sanchoniathon sagt: „των ὑφ᾽ ἡλιον γεγονοτων πρωτος εστι Τααυτος ὁ των γραμματων ἑυρεσιν ἐπινοησας, και της των ὑπομνηματων γραφης καταρξας.“ beim Eusebius Praep. Evang. B. 1. K. 9.

Handelsstaat, Hermes der Gott oder Beschützer des Handels, und gesetzt nun auch, jene Nachrichten seien nicht buchstäblich wahr; so ergiebt sich doch daraus mit vollester Gewißheit, daß die Menschen — durch den Handel genöthigt worden, diese Erfindung zu machen, ein Umstand, aus welchem man abnehmen kann, was für Umstände oben haben gemeint sein können, unter denen der Mensch bei dieser Erfindung sich befunden habe.

Gesegnet sei Taaut, oder wie sonst der Erfinder der Buchstabenschrift hieß! Wenn auch sein Name untergegangen wäre im Strome der Zeit — und sind nicht fast alle Namen der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts in ein neidisches Dunkel begraben, indeß die Geschichte so viele gekrönte Ungeheuer und Missethäter, freilich zu ihrer Schande! verewigt hat? — wäre auch der Name des Erfinders dieser Kunst den Enkeln unbekannt geblieben, das Denkmahl, das er sich errichtet hat, wird stehen, so lange die Erde von Menschen bewohnt ist. Vermittelst seiner Kunst spricht der Freund über Länder und Meere dem

entfernten trauernden Freunde Trost und Ruhe ins Herz; seine Kunst ist es, durch die das Andenken der guten und ädeln Menschen der Vorwelt unter uns lebt, und den Enkeln heilig sein wird, was Achtungwerthes unter uns geschah; und daß überall mehr der Irrthum fiel, und die Wahrheit siegte; daß die Aufklärung schnellere Fortschritte gewann und sich von Jahr zu Jahr mehr ausbreitete, indem die Neuern nun immer die Alten, die Weisen einer Nation die Weisen einer andern benutzen konnten; daß die Menschen dadurch menschlicher und glücklicher wurden, indem an die Stelle der Brutalität die sanfte Humanität trat: dies alles, und vieles andere noch, ist sein Werk, segenreiche Folge seiner Bemühung!

Nur vergesse man hiebei nicht, daß, wie jede andre Blume, so auch die schöne Blüthe der Humanität, nur allmählig ihrer Vollendung naht, denn sonst dürfte man leicht sich wundern, daß nicht früher und schneller die Menschheit auf jene Höhe stieg, die sie erklimmen kann, und gewiß

auch soll. Noch war manches Hinderniß zu bekämpfen und zu besiegen, vieles noch den Menschen zu thun übrig, und diese Hindernisse mußten erst bekämpft und besiegt, dies noch Uibrige mußte erst gethan werden, bis der Mensch sich auf die errungenen Lorbeeren niederlegen, und ausruhen konnte von den Thaten seines Lebens.

Bis jetzt haben wir die Menschen ungefähr durch einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden verfolgt, und der Schauplatz, auf dem sie ihre Rollen bis daher spielten, erstreckt sich nicht über Asien, einen Theil der nordwestlichen Küste von Afrika, und einen ganz kleinen Theil der östlichen Spitze von Europa. So weit hatte die Vermehrung der Gattung *), und die Verminderung der

*) Was die älteste Urkunde von der sehr langen Lebensdauer der ersten Menschen sagt, ist bekannt. Darüber haben einige gespottet, andere haben es vertheidigt, noch andere einen Mittelweg gesucht, auf dem sich die Ehre der Ur-

Lebensmittel sie getrieben, allein bald mußten beide Umstände in neuem Zusammenwirken sie

kunde retten ließe, ohne der jetzigen Erfahrung zu widersprechen. Ich bin nicht Willens mich darauf einzulassen, allein eine neuere gründlichere Naturforschung, und bessere Einsicht in die Physiologie und Pathologie des menschlichen Körpers haben außer Zweifel gesetzt, einmal daß die früheren Menschen weit länger gelebt haben können und müssen, als die jetzigen, und dann daß sie in Ansehung der Körperkraft mit uns siechen entnervten weichlichen Menschen nicht zu vergleichen seien. Wie manches nun auch die Fabel zu gewissen Thaten eines Herkules hinzugesetzt haben mag; so ergiebt sich aus jenen beiden Umständen zur Gnüge, daß damals auch die Vermehrung der Menschengattung ungleich beträchtlicher gewesen sein müsse, als sie jetzt nicht mehr sein kann. S. hierüber mit mehrerem Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern Bd. I. Vorl. 3.

noch weiter treiben, und wir wollen sogleich sehen, wie?

Zu diesem Behufe laßt uns eine nur leichte Skizze entwerfen, in der wir die ganze Beschaffenheit der damaligen Menschenwelt, gleichsam mit einem einzigen Blicke, noch einmal überschauen können.

Es waren viele Staaten entstanden.

Diese Staaten aber glichen einander nicht alle, und unterschieden sich am meisten durch ihre Regirungsform. Es gab monarchische und aristokratische Staaten. An demokratische läßt sich nicht denken, und es ist wohl überhaupt die Frage, ob es je welche gegeben habe, da die sogenannten demokratischen Staaten immer mehr oder weniger aristokratisch waren, und ein souveraines Volk — wenn dieser Ausdruck mehr als eine schöne Phrase sein soll — sich nur in einem ganz andern Sinne denken läßt, als man es gewöhnlich nimmt.

Die monarchischen Staaten waren Zweifelsohne von Eroberern aus den kühnen Jägervölkern

organisirt worden. Einer, der durch seine Tapferkeit sich vorzüglich unter ihnen ausgezeichnet hatte, warf sich zum Oberherrn auf, die andern machten seine Vasallen und Trabanten, und stützten seinen Thron. Wenn dieses nun allerdings das Ansehen hat, als seien jene Staaten durch Zwang errichtet worden; so dürfen wir doch dabei nicht vergessen, daß gewiß späterhin die Freiheit diesem Zwange zusagte, und daß mithin auf diese Art unter dem Monarchen und seinen Unterthanen das Statt fand, was die Lehrer des Naturrechts einen stillschweigenden Vertrag nennen. Den Staatsbürgern konnte es aber am Ende einerlei sein, ob sie selbst eine Regierung einsetzten, und Krieger aus ihrer Mitte wählten, oder ob andere die Mühwaltung der Regirung und des Kriegens für sie übernahmen, wenn nur sonst alles gieng, wie es sollte. Und da sie allen Umständen zu Folge einmal in den Staat treten mußten; so macht die Art, wie sie hinein traten, keinen allzubedeutenden Unterschied. Genug, daß auch sie der glücklichen Folgen des Staatenvereins theilhaftig wurden.

Von den aristokratischen Staaten ist hier wenig zu erinnern, denn sie kennen wir schon hinlänglich aus den obigen Schilderungen.

Es hatten aber nicht alle Menschen sich in Staaten versammelt, sondern viele, und hauptsächlich Jägervölker, schweiften immer noch als Nomaden umher.

Weniger glücklich indeß, als ehedem, denn durch die Staaten hatten die Menschen eine sichere Schutzwehr für ihr Eindringen erhalten, und ihre Uiberfälle und Räubereien waren ihnen erschwert. Je weiter also die Staaten sich ausbreiteten, je stärker und mächtiger sie wurden, desto weiter wurden sie von dem jetzigen Schauplatze verdrängt, und genöthigt sich mehr und mehr vorwärts auszubreiten. Sie zogen tiefer nach Norden und Osten herauf, und waren wahrscheinlich diejenigen, die zuerst den Norden und Osten Europens, und ich setze hinzu Amerika, das wohl ehedem mit Europa zusammengehangen haben muß, bevölkerten.

Bisher von aller Polizirung, und der Kultur jeder Art weit entfernt, Barbaren in jedem Verstande, in ihren Sitten und Gebräuchen und ganzer Lebensart; an nichts denkend als an den Augenblick; jeden Tag nur für diesen Tag lebend: waren aber auch diese Menschen jetzt durch die Umstände genöthigt, einige Schritte zur Kultur zu thun. Auch sie errichteten eine Art von Regirungsform unter sich, und erkannten die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Gesetzmäßigen Lebens; und waren ihre Gesetze gleich barbarisch wie ihre Sitten; hatte gleich ihre Regirung keinen andern als kriegerischen räuberischen Zweck; so thaten sie dadurch doch immer einen Schritt vorwärts, und das war einstweilen schon genug. Viele Tartaren, und die Beduinen-Araber gleichen noch jetzo jenen Menschen, und setzen uns in den Stand uns von dem Zustande derselben einen richtigen Begriff zu bilden.

Aber auch aus den Staaten wanderten Menschen aus, und Kolonien giengen in entfernte Gegenden, wozu doppelte Ursachen sie nöthigten.

Einmal, wie bereits gesagt worden, ein ungleiches Verhältniß zwischen der Vermehrung der Menschen, und der Verminderung der Lebensmittel, und dann des Krieges fürchterlicher Drang. Diejenigen, welche tiefer landeinwärts wohnten, zogen wahrscheinlich nach entferntern Gegenden des festen Landes, die Küstenbewohner setzten über das Meer. Und so wurden bald Asien völlig, Afrika zu einem größern Theile, die Inseln des Mittelmeers, Kleinasien und Europens südliche Grenzen bevölkert und angebaut.

Wenn indeß die Nomaden-Horden im Osten und Norden als nicht viel besser denn die ädelsten Raubthiere umherzogen, so legten die andern Ausgewanderten auf den Inseln des Archipelagus und auf der südlichen Küste Europa's Flecken und Städte an, machten das Land urbar, verwandelten wüste Gegenden in lachende Gefilde, kurz, verpflanzten mit sich auch ihre Kultur. Losgerissen aber von ihrem Mutterlande, getrennt von vielen Menschen, die ihnen dort so nützlich waren, beraubt vieler Vortheile,

deren sie dort genossen, waren bei diesen Kolonisten große und schnelle Fortschritte in der Kultur, wenigstens im Anfange, nicht wohl möglich. Sie befanden sich in dem Zustande von Menschen, die ehemals ein großes Vermögen besaßen, und viel damit ausrichteten, jetzt aber um dieses Vermögen gekommen sind, und von vorn anfangen müssen. Gesetzt auch, sie wüßten die Einrichtung noch so gut zu treffen; so können sie doch in Ermangelung der Mittel zur Ausführung nicht anders als langsam vorwärts schreiten.

Aber sie schritten doch vorwärts, denn die Umstände nöthigten sie dazu. Die Umstände waren dieselben, die wir schon kennen, und auch die Folgen waren dieselben. Die Kolonisten vereinigten sich in Gesellschaften, erst kleineren, dann größeren, und so sehen wir im Verlauf der Zeit auch hier sich Staaten bilden, und die Menschen aller der glücklichen Folgen theilhaftig werden, welche der Staatenverein ihnen gewährt.

Ein mildes sanftes Klima, ein reiner heiterer Himmel, die reizende beinahe bis zum Ui=

berfluß fruchtbare Gegend hatten auf Europens und Kleinasiens Kolonisten einen äußerst vortheilhaften Einfluß, der sich bald in ihrem heitern Charakter, ihren reizbaren Gefühlen, ihrer sorglosen Laune, der Leichtigkeit in allem, was sie unternahmen und vollführten, äußerte. Diese Pfleglinge des sanftesten Himmels, gleichweit von der Indolenz der Anwohner des Aeqvators und dem kalten Stumpfsinne der Anwohner des Pols entfernt, selbst im Zusammenleben des Staates noch immer von der Hand der Natur und ungeschminkter Einfalt geleitet, mit aufgeschlossenem Herzen für alle Schönheiten, leicht gerührt und deshalb wohlwollend, — diese denke man sich jetzt unter Gesetzen stehend, ohne mühsam unter hartem Joche zu keuchen, aller Vortheile der Staatenverbindung, und unter diesen einer sanften ädeln Muße, genießend, und sage nun selbst, was daraus werden konnte und mußte!

— — Griechenland!! — —

O, wer kennt es nicht, das herrliche Land der Freiheit mit seinen Helden, Weisen, Dichtern und

Künstlern, das Land, wo ein Solon Gesetze gab, ein Plato die Wonne der Menschheit, die Entschleierung Psyche's lehrte, ein Euripides Geist und Herz vermählte, ein Sokrates die Grazien lehrte und in Marmor bildete!

Aber — — es ist nicht mehr! dahin ist der Schmuck seiner Tempel, Altäre und Palläste! Dahin der Zauber des Pinsels eines Zeuxis! Dahin sind eure Meisterwerke, Praxiteles und Phidias! Bogenstücke, zerschlagene Marmorsäulen, Götterköpfe und Heldenarme, liegen in verwirrtem Gemisch unter Nesseln und Dornen umher, und Uhus heulen, wo Uraniens Altar stand!

Wahrhaftig die Verwandlung ist empörend genug, um einem gefühlvollen Dichter, der sich in Griechenland einheimisch machte, zu verzeihen, wenn er beim Anblicke derselben in bittre Klagen über ein grausames Geschick ausbricht; denn so klagt ja wohl jeder, der sich ein stilles Gärtchen pflanzte, in dessen Schatten ihm so wohl war, wenn er es von einem Wolkenbruch plötzlich verheert, und weggerissen die geliebten

Bäume findet. Verzeihen aber sag' ich, und gebe dadurch zu verstehen, daß ich nicht gänzlich mit dem klagenden Dichter einverstanden bin. Es dürfte auch wohl hier der Fall sein, der im Menschenleben so oft schon eintrat, daß man etwas als ein Uibel beklagt, was in der Folge der Zeit uns als die größte Wohlthat erscheint. Laßt uns daher auch hier mit kaltem Blute untersuchen, allein vor allen andern Dingen ausmitteln, woher wohl diese Verwandlung entstanden sei.

Wenn Wunsch der Sicherheit die Menschen in Staaten trieb, so waren es Liebe zu Bequemlichkeit und Vergnügen, die sie darin erhielten. Regirung, gemilderte Sitten, Künste und Wissenschaften waren die Mittel, welche Bequemlichkeit und Vergnügen beförderten. Kein Wunder, daß diese Mittel sehr hoch geachtet wurden; achtete man aber die Mittel, um wie mehr nicht diejenigen, ohne welche diese selbst nicht möglich waren. Glückliche Menschen, wenn

ihr den Regenten = und Sittenlehrer, den Weisen und den Künstler immer gleich hoch geachtet hättet, allein darin eben versahen sie es, daß sie auf dieser goldnen Mittelstraße sich nicht hielten. Aber gestehen wir es nur, daß dieses eben das Schwere sei, woran von jeher die Menschen mit ihren besten Unternehmungen gescheitert sind, und lange noch scheitern werden.

Die den Staatsbürgern zu Theil gewordene Muße war allerdings ein Wünschenswerthes Gut, allein statt sie als Mittel zu betrachten, fieng man an sie als Zweck anzusehen, und wünschte nun — nichts als Muße. Sie mit dem bloßen göttlichen Nichtsthun hinzubringen, war indeß doch nicht wohl möglich, man suchte sie also mit Vergnügen auszufüllen, wobei der Künstler und die Kunst bald den Vorrang über alles Andere bekamen. So entstand aus Verfeinerung Ueberfeinheit, und mit dieser zog die verheerende Seuche des Luxus in den Staat ein.

Um wie vieles aber wurden dadurch die natürlichen Bedürfnisse des Menschen nicht mit

künstlichen vermehrt, und wem wären die Folgen der künstlichen Bedürfnisse unbekannt! Sobald der Luxus Bedürfniß geworden war, und alle die quälenden Sorgen herbeiführte, welche ein unbefriedigtes Bedürfniß zu begleiten pflegen, wie natürlich war es, daß das Streben aller Kräfte sich dahin richtete, das neue Bedürfniß zu befriedigen. Da dieses nun auf keine andre Weise möglich war, als durch Besitz der dazu erforderlichen Mittel; so mußte begreiflicher Weise Streben nach Reichthum als nicht der letzte Zweck des Lebens betrachtet werden. Sobald der Reichthum zum Vermögen wird, ist natürlich der Reichste auch der Vermögendste, und es entsteht Aristokratismus des Reichthums.

Unter allen sind diese Aristokraten die schlimmsten, weil ihr Emporstreben nur durch Niederdrücken von hundert andern möglich ist. Um dieses Niederdrücken aber zu verbergen, wurden tausend Künste angewendet, unter welchen die bei weitem die gefährlichste war, daß man unter der Maske des Patriotismus seine wahre Absicht verbarg.

Bald mußte in den Staaten bei den Menschen die Begierde entstehen, sich in Achtung zu setzen, und Einfluß zu haben, eine Begierde, welche gewiß anfänglich aus so reiner Liebe für den Staat entstand, als reine Liebe unter den Menschen überhaupt möglich ist, allein jetzt aus einer trüberen Qvelle floß, nämlich um der Vortheile theilhaft zu werden, welche damit verbunden waren. So boten sich denn jetzt Liebe zu Bequemlichkeit und Vergnügen, und Wunsch nach Achtung und Ehre gegenseitig die Hände, und so wie Reichthum und Ehrgeiz vertraut nach einem Ziele wandelten, war es nur zu bald dahin gediehen, daß die Reichen Machthaber wurden. Denn Reiche lassen sich nicht ohne Arme denken; Arme wünschen an den Vortheilen der Reichen Theil zu nehmen; und so sinken allmählig wahre Ehre und Vaterlandstugend im Preise, und es ist bald alles feil zu haben.

Der also erhobene Reiche und Ehrzeizige mußte aber alles aufbieten, um sich auf seiner Höhe zu erhalten. Das Mittel, dessen sie hiezu sich glücklich zu bedienen wußten, war kein

anderes, als daß sie das Auge des Staatsbürgers vom seinem wahren Zwecke mehr und mehr ablenkten. In einem ewigen Zirkel von Zerstreuungen rastlos umhergetrieben, galt dem Bürger Vergnügen bald als der höchste Zweck, das Ansehen der Gesetze wurde immer kleiner, und in dem Maaße, als dieses kleiner wurde, wuchs das Ansehen der Machthaber. Da dieses aber sich nicht auf des Staates wahren Zweck, sondern auf Volksgunst stützte; so stand auch meist nicht der Weiseste und Gerechteste, sondern der Schlaueste und Glänzendste an der Spitze, der, um da stehen zu bleiben, bald durch Feste und Spiele das Volk bezauberte, bald durch Erregung der Eifersucht auf andere Staaten den seinigen in Krieg verwickelte, und so die Blicke von sich ablenkte.

So erzeugte Liebe zu Bequemlichkeit und Vergnügen den Luxus; dieser den Hang nach Reichthum einer= und einen Kleinigkeitsgeist anderer Seits, aus welchen hinwiederum die niedrigste Sinnlichkeit und Weichlichkeit hervorgien=

gen. Wunsch nach Achtung erzeugte den Ehrgeiz, aus dem Ehrgeize entsprang Sklaverei, aus Maskirung der Sklaverei Sittenlosigkeit und Frivolität. Sank aber durch dieses der Staatsbürger von seiner Würde als Mensch, so verlor durch jenes der Staat seine innere Kraft; und was Wunder nun, daß er stürzte, sobald ein kühnes mächtiges, unentnervtes Volk auf ihn losstürmte.

Auf diese Weise stürzte Griechenland von seiner Höhe herab durch stufenweise Entnervung und Verderbniß, übermäßige Ungleichheit, Uippigkeit und zügellose Sitten.

Die Scenen, welche einer solchen Katastrophe eines Staates vorangehn, sind allerdings Greuelvoll und empörend genug, denn hier der härteste Druck der Armuth und des Mangels, dort der ausschweifendste Leichtsinn in Verschwendung des Uiberflusses; hier die niedrigste Sklaverei, dort der tollste Despotismus; hier die bescheidne Redlichkeit in Bettlerlumpen, dort das glänzende Laster in Purpur; hier der stille Weise

mit Schmach und Hohn belastet, dort der schändliche Sophist mit der Lorbeerkone beehrt; — dies sind in der That zu grelle Kontraste, als nicht mit Widerwillen das Auge davon wegzuwenden. Und bei wem schlug dieser Widerwille in tiefere Wurzeln, wen empörten diese Scenen mehr, als Rousseau! Waren es nicht eben diese Scenen, die ihm, als er sie in der luxuriösesten Hauptstadt Europens neuerdings sah, bis zur Ungerechtigkeit verleiteten? Denn was anders als Ungerechtigkeit kann man es nennen, wenn er die Fortschritte der Menschen zur Kultur, die Wissenschaften und Künste als die Quellen des menschlichen Elends nennt?

Freilich bieten diese Scenen sich dem Auge des Beobachters in allen Staaten nur dann dar, wenn Wissenschaften und Künste, und überhaupt Kultur im höchsten Flore standen, und man erinnert sich hiebei gewiß der Zeiten des Perikles in Athen, des August in Rom, Ludwig des Vierzehnten in Paris; allein nichts destoweniger waren sie an sich nicht die Ursache, weder

des Verfalls der Staaten, noch des Verderbens und Elends der Menschen.

Wenn ein Sturmwind wüthet, und Häuser umstürzt, und die Bewohner derselben unter den Trümmern begräbt; so kann man freilich sagen, daß diese Menschen nicht würden umgekommen sein, wenn es überhaupt keine Häuser gegeben hätte; aber sollen wir sie deswegen alle niederreißen? So ungefähr wär' es nach des Genfers Sinne, der ganz den Vortheil einer Sache übersah, weil sie auch Nachtheil brachte. Indeß — so sieht man leicht — würden die Häuser sehr unschuldig dazu kommen, denn ohne Sturmwind wäre jenes nicht eingestürzt. Das einstürzende Haus war allerdings Ursache des Todes der Menschen; sein Einstürzen selbst aber wiederum Folge einer andern Ursache; und Rousseau's ganzer Fehlschluß besteht darin, daß er für erste unmittelbare Ursache nahm, was doch nur erst die Folge einer andern war.

Wir haben gesehen, daß das Verderben der Menschen in ihren Sitten eingeschlossen war,

und bei verdorbenen Sitten arteten freilich auch die Wissenschaften und Künste aus. Der Philosoph fragte nicht mehr, „was ist wahr?“ sondern „was wird man wohl gern hören?“ nicht, „bringt dies der Menschheit“ sondern „bringt es mir Vortheil?“ Der Künstler strebte nicht mehr für Geist und Herz zu arbeiten, sondern stellte dar, was der Sinnlichkeit am süßesten schmeichelte; achtete wenig mehr des Aedeln und Erhabenen, sondern scheute sich sogar nicht, dies der Frivolität seines Zeitalters zum Opfer darzubringen; — mit einem Worte, Talent und Kunst strebten nach keinem andern, als dem armseligen Zwecke, die Sophistik der Leidenschaft über die strengen Aussprüche der Vernunft zu erheben, und bei abgestumpften Nerven, wo möglich, noch einen Kitzel zu erzwingen. Freilich traurig genug, und allerdings wahr, daß dies alles nicht wenig dazu beitrug, den höchsten Grad des Verderbens und Elends nur um so schneller herbeizuführen, allein so gewiß dies ist, eben so gewiß ist es doch auch von der andern Seite, daß Wissenschaften und Künste, und

überhaupt Kultur hierüber nicht härter anzukla- gen sind, als jener Sturmwind, oder ein Messer, mit dem ein Kind nicht das Brod, sondern sich selbst, schnitt.

Eine Einwendung indeß erwart' ich hier noch, jedoch ohne zu fürchten, nämlich, ob auch solche Umstände, als die eben geschilderten, nicht fähig sind, den Glauben an die Glückseligkeit der Menschen zu erschüttern? — Ich antworte, Nein. Denn was Apathie und Stumpfsinn bei dem ersten rohen Menschen, das angenehme Gefühl der Sicherheit in Vergleichung mit dem vorigen bangen Zustande immerwährender Furcht bei dem halb aufgeklärten ersten Staatsbürger bewirkten, that hier die holde Gauklerin Phantasie: sie zeigte dem Menschen überall Vorzüge seiner Lage, die eine kalt abwägende Vernunft freilich vielleicht nicht gefunden hätte. Laßt uns nicht sagen, daß dieses aber Täuschung sei, denn wer wüßte noch nicht, wie oft die Täuschungen der Einbildungskraft den Menschen mehr beglücken, als die Wirklich-

keit. Lähmt dem Menschen die Flügel seiner Phantasie, und ihr habt ihm ein sehr ädles Organ verstümmelt, habt ihn um tausende seiner nicht unbedeutendsten Freuden betrogen. — Und zugegeben, was sich nicht läugnen läßt, daß allerdings mancher einzelne unter den jetzigen Umständen zu seufzen gezwungen war, was folgt daraus? Weder etwas anders noch etwas schlimmeres, als was von jeher und überall geschah, daß mancher Einzelne litt um des Ganzen willen, denn für das Ganze zeigt sich auch hier im Hintergrunde der Zeit nicht unbeträchtlicher Vortheil.

Der erste war der Krieg selbst; eine Aussage, die man jetzt wohl nicht mehr allzu paradox finden dürfte, da man ihn als eine heilsame Erschütterung der Völker, und als ein großes Mittel zu Fortschritten der Menschheit auf dem Wege der Vervollkommnerung kennt; da man weiß, daß er die menschlichen Kräfte erweckt und belebt, und mithin so lange noch für das menschliche Geschlecht nothwendig zu sein scheint, als es

nicht zu derjenigen Reife gediehen ist, bei welcher es seine Kräfte durch bloße friedliche Uibung derselben ganz kennen lernen, und lediglich durch seinen Verstand in völlige Thätigkeit gesetzt werden könnte.

Ein anderer Vortheil ist, daß einerseits das luxuriöse entnervte Volk dadurch zurückgezogen wird in die Schranken der Mäßigung und Sitten, die rohen Eroberer hergegen viel verlieren von ihrer Unbändigkeit und Wildheit; und indem so Sieger und Besiegter wechselsweise auf einander einwirken, beide auf jene Mittelstraße einlenken, welche der einzige richtige Standpunkt der Humanität ist. „Und — sagt ein berühmter Schriftsteller bei Gelegenheit des Sturzes eines großen Staates — wenn nun auch das große ungeheure Aas lag und moderte; so verlor sich doch, was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Namen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen, giengen aus den Trümmern der alten Welt hervor; und nun fieng sich der Zirkel wieder

an. Und so verlor die menschliche Gattung überhaupt nichts dabei, denn andere Völker, die bisher noch in der Wildheit ihres kindischen Alters herumliefen, bestiegen dadurch ihre Jugendstufe, und wandelten auch nun festen Schrittes dem nämlichen Alter entgegen."

Dieselbe Erscheinung mit denselben Folgen bietet sich dem Beobachter in der Menschengeschichte noch oft dar, und zwar so oft, daß der Gemeinsprnch, es geschehe nichts Neues unter der Sonne, dadurch zur Wahrheit zu werden scheint. Immer und überall gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen, und gleiche Folgen; ein und dasselbe Schauspiel mit nur kleinen Veränderungen auf verschiednen Bühnen aufgeführt. Dieser Umstand berechtigt mich, in meiner weiteren Darstellung nicht jede neu auftretende Nation und jeden neu entstehenden Staat von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange zu verfolgen, sondern gestattet mir für alles eine bloße Skizze zu entwerfen, ein Gemählde gleichsam, worin jede Nation und jeder Staat sich erkennen.

Hier ist diese Skizze.

Neue Kriege, neues allzugroßes Anwachsen der Menschenmenge in irgend einer Gegend, neue Noth daselbst nöthigten immerwährend die Menschen zu neuen Wanderungen. So flüchtete sich Elisa nach Karthago, Aeneas nach Italien. So drangen aus dem Osten und Norden Schwärmer von Nomaden immer weiter nach Europa herein, die Hunnen, Alanen, Sueven, Alemannen u. a. So setzten die Mauren nach Spanien über, die Gothen aus Schweden in die Lombardei, und so entstand die bekannte große Völkerwanderung.

Dadurch aber entstanden überall neue Staaten; Karthago, Rom, Germanien, Spanien u. s. w. erhuben sich; sei es nun, daß solche Ausgewanderte eine noch unbewohnte Gegend friedlich anbauten, oder mit den Waffen in der Hand schon bestehende Staaten stürzten. Diese letztern stürzten aber immer nur dann, wenn sie schon an sich der großen Krisis ihrer Auflösung, oder dem Punkte der Uiberfeinheit, nahe waren. Und was Wunder, wenn die Eroberer dem

Bilde glichen, das der philosophische Robertson von den Hunnen und Alanen entwirft. „Sie — sagt er — die in den Gegenden wohnten, welche man als das besondre Gebiet der Knechtschaft bezeichnet hat, genossen der Freiheit und Unabhängigkeit in einem so hohen Grade, der sich kaum mit dem Stande einer gesellschaftlichen Vereinigung, oder mit der zur Erhaltung derselben nothwendigen Unterordnung vergleichen läßt. „Was Wunder, daß vor ihnen die Staaten sanken, wenn bei ihnen, wie Tacitus von den Germaniern sagt, Sitten mehr denn anderwärts Gesetze galten und wirkten.

Die friedlich errichteten Staaten bestiegen nach und nach alle Stufen bis zu ihrer Reife, wie alle andere, denn wir erblicken sie erst in einer ruhigern Kindheit, dann in stürmischer feuriger Jugend, und späterhin in Mannskraft. Diejenigen aber, welche durch Eroberungen mit schon gebildeten Nationen in Verbindung kamen, eilten schneller ihrer Vollendung zu.

Diese aber wie jene giengen langsamer oder eilten rascher auch dem vernichtenden Augenblicke

entgegen. Staaten stürzten durch Staaten, oder sanken ohnmächtig in sich selbst zusammen. Aus Republiken wurden Monarchien, aus Monarchien Republiken. Thronen wurden gestürzt, und Thronen wurden erhoben. Völker, welche die ersten Rollen auf dem großen Schauplatze gespielt hatten, mußten am Ende Bedientenrollen übernehmen, und unbedeutend gewesene traten in hohem Glanze hervor. Nichts blieb, nichts bestand; überall war Veränderung und Verwandlung.

Keine jedoch ohne Ursache, denn überall herrscht motiver Stufengang, und alles entwickelte sich aus sich selbst.

Kein Wort indeß von den Revolutionen wilder unpolizirter Völker, denn gewiß hat Hume Recht, wenn er sagt: „daß die Ebentheuer barbarischer Nationen, wenn sie auch aufbehalten wären, doch denen wenig oder gar keinen Unterricht ertheilen könnten, welche in aufgeklärteren Zeiten geboren sind. Gemeiniglich — fügt er hinzu — machen die Zerrüttungen eines

gesitteten Staates den lehrreichsten und interessantesten Theil seiner Geschichte aus; aber die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Staatsveränderungen der barbarischen Nationen werden so sehr von dem Eigensinn gebildet, und endigen sich so oft in Grausamkeit, daß sie uns durch ihre Einförmigkeit mißfallen, und es ist vielmehr für die Gelehrsamkeit ein Vortheil, wenn sie in Stillschweigen und Vergessenheit liegen."

Wichtiger, interessanter und lehrreicher sind die Katastrophen der übrigen Staaten.

In den Republiken gieng alles so lange gut, als nur Nationalgeist die Oberhäupter des Staats belebte; und so lange noch die Sitten nicht verdorben waren, kannten diese immer kein anderes Interesse als Staats- und Volkswohl. Hatten aber die Sitten von ihrer Reinheit verloren, so trat Privatinteresse an die Stelle des Nationalgeistes. Nun fieng sich das Interesse der Oberhäupter an zu durchkreuzen; Eifersucht entbrannte; Ehrgeiz erwachte; Fak-

tionen entstanden; der Geist der Zwietracht verkehrte die Ordnung der Dinge; Erbitterung grollte in den Herzen; Ausschweifungen wurden begangen; Bürgerkriege brachen aus. Dahin waren Ordnung und Ruhe, Gesetz und Sicherheit, Ansehn der Regirung und Glück. Alle Bande würden locker und aufgelöst; Willkühr herrschte; die traurigste Anarchie war da.

Dies alles konnte auf die Länge nicht von Dauer sein. Die Faktionen ermüdeten endlich in den Kämpfen; der Geschickteste oder der Glücklichste behielt die Oberhand; mitten im Triumphe kündigte er sich als Schützer der Republik an; und er, dieser Beschützer, ward Monarch.

Was ihn auf diese Stufe gehoben hatte, mußte ihn auch darauf erhalten, — Gewalt. Gefährliches Gut, sobald es in Knaben= oder Despotenhände kam! Wer wüßte nicht, wie oft sie schon gemißbraucht worden ist! Der Monarch wollte nicht mehr stark durch sein Volk, sondern durch sich selbst, sein; nicht des Volkes wegen

sei er, beredeten ihn die eigne Eitelkeit und seine Schmeichler, sondern seinetwegen das Volk da. So wurde bald die große Familie von dem, der ihr Vater sein sollte, gezwungen zu seufzen. Es weint das thörichte undankbare Volk, und soll nicht weinen, denn diese Thränen sind Ankläger dessen, der sie erpreßte. Darf man diese Ankläger dulden? Nein, denn sie stören die Ruhe des Monarchen. Man straft das Volk, weil es weint.

So tritt der Despotismus mit seinen schrecklichen Folgen ein *), schrecklich für den Staat und seine Bewohner, doch schrecklich auch für den Despoten selbst.

Wo käme dem Despoten ruhiger Schlaf her? Argwohn hat sein Herz vergiftet, Mißtrauen lauert in seinen tiefen funkelnden Augen. Er sieht überall Feinde, in jedem Besseren einen

*) Und wie bald er selbst in einer Republik eintrete, haben neuerliche Beispiele sattsam bewiesen.

Minutenweiser seiner Sterblichkeit. Er mißt die Menschen nach sich, wie könnt' er ihnen Gutes zutrauen? Zwar bewacht eine Leibwache seinen Schlummer, aber auch dieser Leibwache, — kann er ihr trauen? Ist sie unbestechbar? Ließ nie sich noch ein Diener erkaufen? Sind nicht des Menschen Haus- und Tischgenossen seine schlimmsten Feinde? — Da fährt er auf, der gekrönte Henker, aus dem ängstlichen Traume; er sah sie, die Rache, wie sie anstürmte gegen ihn, wie sie schrie nach seinem Blut und Leben, wie sie ihn faßte, wie sie ihn würgte. — Wie er zittert, wie er bleich ist, der Despot, wie er nach Fallthüren unter sich, nach dem Schwert am Haare über sich, nach Gift und Dolche um sich blickt! Jedes rauschende Blatt, jedes knisternde Bret, jedes nicht leise genug gesprochene Wort schreckt ihn, — — — und er will Ruhe, Ruhe, was sie auch koste! Er ist feig geworden, aus Feigheit wird er grausam, denn nicht Liebe, nicht Achtung, sondern Furcht soll ihn aufrecht halten. Das Blut der Aedeln fließt, denn man darf dem Wütherich nur verdächtig sein, um den Tod

verdient zu haben. So beraubt er die Nation ihrer Zierden, macht aus seinem Lande ein einziges großes Trauerhaus, wo die noch Lebenden schon als halbe Leichen umhergehn.

Nur zu, Wütherich, nur zu! Wisse aber, das Volk trägt Druck und Noth nur bis zu einem gewissen Grade, wie eine Saite sich nur bis zu einer gewissen Höhe spannen läßt. Spanne die Saite zu hoch, und sie zerreißt; drücke das Volk zu hart, und es zersprengt seine Fesseln, wirft ab das schmähliche Joch. Jetzt zittere mit Recht, deine Stunde hat geschlagen, der Todesengel schwebt mit dem Würgschwert über dir, die Schatten deiner Ermordeten mit blutigen Locken in Schaaren um ihn. Die Revolution wird in einem Augenblick gedacht, beschlossen und ausgeführt. — — —

Gehören die Verschwornen zu den Angesehenen im Staate, so verwandelt sich die Monarchie in Aristokratie; ist es die Menge, in Demokratie. Beide Regirungsformen bestehen, bis der Übermuth der Aristokraten, oder die Unbe=

sonnenheit der Demokraten dem Volke die monarchische Regirungsform wieder Wünschenswerth machen, und sich so von neuem auf den Trümmern der Republik ein Thron erhebt.

Dies ist es das fürchterlich angenehme Schauspiel, welches die Menschen bis auf den heutigen Augenblick hienieden aufgeführt haben. Welken und Aufblühen, Untergang und Auferstehen, Tod und neues Leben wechseln auch in ihm, wie in dem ganzen Kreise der uns bekannten Schöpfung. Denn wenn hier Reiche sanken, erhoben dort sich neue; und immer war des einen Staates Unglück des andern Glück: so daß es scheint, das Glück habe auf der Erde die Runde machen wollen.

Nun laßt uns aber noch die Folgen ein wenig in Augenschein nehmen, welche dieses alles für Welt und Menschen hatte.

Der Schauplatz, auf dem spätere Nationen ihre Rollen spielten, glich nicht überall jenem

an Reiz, Anmuth und Fruchtbarkeit, auf dem die ersten Menschenfamilien auftraten; er konnte auch dies, und brauchte es nicht. Er konnte nicht, vermöge der ganzen Einrichtung der Erde, ihrer Gestalt, des Platzes den sie im Sonnensystem einnimmt, und der Bahn die sie durchläuft. Er brauchte es nicht, weil die Bedingungen nicht mehr dieselben waren. Denn war nun der Untergang der Gattung zu fürchten, wie im Anfange? Waren die Menschen nicht über die schwächsten Kinderjahre hinaus? Konnten sie nicht schon für sich selbst stehen und sorgen? Rückten sie nicht immer der Mündigkeit näher?

Doch es dürfte wohl gut sein, diese Punkte einzeln zu beleuchten. Fragen wir nur dazu, was z. B. Teutschland sonst war, was es jetzt ist? Sollte man in der Schilderung, die Tacitus und andere von diesem Lande entwarfen, es wohl jetzt erkennen *)? Strenge Kälte, wüster

*) Quis Germaniam peteret? informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque?

Boden, rauher Himmel, lauter Sümpfe und unausgetrocknete Seen, Wälder, die den Boden der Wärme und des Lichts berauben, — dies sind die Züge, die sie zu ihrem Gemählde dazu nahmen. Im Elsaß — erzählt uns ein anderer Geschichtschreiber — war sonst im September die ganze Gegend schon mit dichtem Schnee bedeckt *). In Britannien hauseten sonst Renn- und Elennthiere, die wir jetzt nur noch am Pole finden.

In alle diese Gegenden wurden die Menschen von der Noth getrieben. Sie lebten dort, sie pflanzten sich dort fort. Wild anfänglich, wie wir die Jägernomaden überhaupt kennen gelernt haben, bis sie bei immer vermehrtem Anwachsen der Volksmenge auch außerhalb ihrer Wälder sich zu verbreiten anfiengen, und da-

c. 2. In universum horrida aut paludibus foeda.

*) Aequinoctio quippe auctumnali exacto, per eos tractus superfusae nives opplevere montes simul et campos. Amm. Marc. XVII. 1.

durch in Verkehr, gleichviel ob friedlichen oder kriegerischen, mit andern schon kultivirten Völkern kamen. Der Erfolg solcher Collisionen der Völker ist bekannt, — Fortschritte in der Kultur, Verfeinerung der Sitten, Vermehrung der Kenntnisse u. s. w. Die Wilden legten ihre Rohheit ab, wurden sanfter und menschlicher.

Mit ihnen verädelten sich zugleich auch die Gefilde, welche sie bewohnten. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die Seen abgeleitet; die Wälder ausgehauen; der Boden urbar gemacht. Die Sonne beschien gleichsam eine neue Schöpfung, und da nun ihr wärmender Strahl in den dichten Wäldern kein Hinderniß mehr fand durchzudringen, so wurde auch das Klima gemäßigter, die dichten finstern Dunstwolken verschwanden, und ein heiterer Himmel lachte über schöne Fluren, die sonst Wildniß oder Einöde gewesen waren, und auf gebildetere Menschen, die sonst den Charakter ihrer Wohnplätze an sich getragen hatten.

Auf diese Weise wurden immer mehr Gegenden und Menschen kultivirt, und verschönert;

die Erde gewann eine freundlichere Gestalt, und die Menschen bewiesen auch hier ihr Vorrecht, aus der Erde zu machen, was sie konnten. Und waren sie nicht gezwungen recht viel daraus zu machen? Und zeigt sich nicht auch hier zugleich das Gesetz für die Menschheit, alles aus und durch sich selbst zu werden, durch eigne Kraft immer vorwärts zu streben, besonders durch Anwendung der Geisteskraft, und so durch Verbesserung sich immer selbst zu verbessern?

Und hat der Mensch nicht fast überall die Erde, wie sich selbst, verwandelt? Was hat er aller Orten gethan, und was ist er geworden! Freilich, da er nach und nach über die ganze bewohnbare Erde sich auszubreiten genöthigt war — wozu seine Natur ihn bestimmte, und was gewiß nicht Absichtlos geschah —, so sieht er an verschiedenen Orten sehr verschieden aus, denn auch er ist, wie jedes andere Erdengeschöpf, ein Kind des Zufalls und der Umstände; allein er ist doch nie da stehen geblieben, wo er ursprünglich stand, hat überall mächtig gewirkt auf die

Natur und sich, und beide wirkten wechselsweise auf einander. Steht er nun auch hier und dort noch auf einer niedern Stufe der Kultur, ist er sogar verschiedentlich noch weit entfernt von der Menschheit schönem stolzem Ziele; so ist doch kein Zweifel, daß er im Verfolg der Zeit, unter veränderten Umständen und Verhältnissen, bei der Noth gewaltigem Drange, überall vorwärts schreiten, und sich dem Ziele unaufhaltsam nähern werde.

Die Folgen davon aber, daß der Mensch über die ganze Erde sich verbreitete, sind selbst nichts weniger als unbedeutend, denn welchen Gewinn zog der Mensch daraus durch den Handel für seine physische Glückseligkeit, welchen durch den bessern Anbau der Wissenschaften, die vermehrte Summe seiner Kenntnisse, für die Vervollkommnerung seines Geistes! Jedoch, diese Folgen liegen zu klar vor den Augen, als uns lange bei ihrer Aufzählung zu verweilen *).

*) Sie sind größtentheils schon zu Anfange dieses Bandes angegeben.

In welchem Kreise der Mensch wirkte und wirkt, auf welcher Stufe der Kultur er stand oder steht; so ist doch ferner auch nicht zu verkennen, daß seine Glückseligkeit dabei nie vernachlässigt oder hintangesetzt worden sei. Denn können wir füglich die Menschen in folgende drei Hauptklassen eintheilen, 1) in solche, die unter der Vormundschaft der Sinne und sinnlichen Triebe stehen, 2) solche, bei denen die Einbildungskraft mächtiger ist, als die Sinne, die Vernunft aber schwächer als die Einbildungskraft, und 3) in solche, bei denen die Vernunft sich die Oberherrschaft über Sinne und Einbildungskraft errungen hat; so ist dabei unverkennbar, wie die Glückseligkeit der Menschen immer dem Grade ihrer Kultur angemessen ist, und wie beide immer Hand in Hand mit einander wandeln. Der bloß sinnliche noch halb thierische Mensch genießt auch als solcher, und ist glücklich dabei, weil ihm keine höheren ädleren Freuden bekannt sind. Der Mensch, den die Einbildungskraft an magischer Hand durch ihre Feenpalläste leitet, ersetzt die Wirklichkeit durch

Traum, und es ist ihm wohl bei dem holden Traume, denn er entzückt ihn, als wäre er Wirklichkeit. Ob aber der Mensch, den die kalt abwägende, unpartheiisch prüfende, nie einseitig urtheilende Vernunft an starker mächtiger Hand durch die bunten Scenen dieses Lebens führt, ob auch der glücklich sei, diese Frage laßt uns nicht aufwerfen, weil sie Hochverrath wäre gegen die menschliche Natur, und das Aedelste in dieser, — gegen die Vernunft selbst.

Eine andere Ansicht bestätigt uns die Anordnung der Welt zur Glückseligkeit ihrer Bewohner nicht weniger, denn wie ist es möglich über die Bevölkerung der Erde und der einzelnen Länder nachzudenken, ohne dabei eines wohl berechneten Planes gewahr zu werden, der ganz auf Menschen-Glückseligkeit abzweckt?

Zuerst gleich ein Wort über einen Vorwurf, den man in dieser Hinsicht, ich weiß nicht ob der Vorsehung oder dem Menschengeschlechte gemacht hat. „Wie entartet — heißt es da — sind die Menschen! Nur Pygmäen wandeln jetzt

noch auf dem Schauplatze umher, auf dem ehedem unsre Ahnen als Riesen, kraftvoll und stark einherschritten! Damals war es noch kein Wunder, einen Hausvater umringt von seiner Schaar von funfzig und mehreren Kindern zu sehen, indeß man bei uns mächtig staunt, wenn irgend ein seltener Vater von seinen zwanzig Kindern spricht. O unsers erbärmlichen schlappen Kastraten-Jahrhunderts, das so ganz die Worte des Dichters wahr zu machen scheint, welcher sang:

Bald wird der Affe grinzend am Baume stehn,
Des Menschen spotten, sich brüstend das Meisterstück
Der Schöpfung nennen, und Pygmäen
Werden die Fabel vom Menschen plaudern!"

Hat man zu dieser Klage Recht oder nicht, das ist jetzt die Frage.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Menschen sonst an Größe, körperlicher Kraft, Zeugungsvermögen, und Lebensdauer unsre Zeitgenossen weit übertroffen haben mögen. Allein

es ist nicht in dem Grade wahr, als manche uns bereden wollen, es ist nicht alles wahr, was die Fabel uns berichtet, denn auch hier dürfte es gehen, wie bei den Patagonen, die in einer glaubwürdigen Schilderung gewaltig zusammenschrumpften. Die Enaks aber, die Simsons, die Herkules u. a., würden sie wegen ihrer Größe, Stärke und Thaten so berühmt im Alterthume geworden sein, wenn alle andere Menschen ihnen geglichen hätten? Sie waren damals eine Seltenheit, wie in neuern Zeiten ein August der Starke von Sachsen es war; und jene zum Maaßstabe für ihre Zeitgenossen zu nehmen, wäre also eben so unrecht, als wenn man von August auf alle Sachsen schließen wollte. Hieraus aber sieht man, daß man wohl Ursache hat, sich von den Menschen der Vor- und Urzeit keine übertriebene Vorstellung zu machen, obwohl es keinem Zweifel unterworfen ist, das wir den Maasstab für sie nicht aus einer unserer Residenzstädte, sondern allenfalls nur bei den Huronen suchen müßten. Wie bei diesen, so bei jenen vereinigten sich alle Umstände, ihre körper-

liche Größe und Kraft zu vermehren, Aufenthalt auf dem Lande, viel Bewegung in der freien Luft, frugales Leben, Mangel an Ausbildung des Geistes, Mangel an künstlichen Speisen und Getränken und dem Luxus jeder Art; da bei uns hergegen sich fast alles vereinigt, unsre Körper schwächer und siecher zu machen, Aufenthalt in den Städten, sitzende Lebensart, künstlichere Speise und Getränk, Ausbildung des Geistes, Wissenschaft, Kunst und Luxus. Vielleicht aber, — und ich möchte beinahe sagen gewiß — war in dem Plane der Vorsehung hierauf gerechnet, denn wahrscheinlich sollte das Menschengeschlecht sich in der Folge der Zeit nicht eben so stark vermehren, als im Anfange *), weil der Zweck der ersten star-

*) Mir kommt diese Behauptung weit weniger schrecklich vor, als eine andere, die aber dennoch von Philosophen behauptet worden ist, nämlich, daß Krieg, Pest, Hungersnoth, Erdbeben und Lauwinen, nebst allem, was verheerend auf dieser Erde wüthet, deshalb sehr weis-

ken Vermehrung erreicht war, — Ausbreitung des Menschengeschlechts über die ganze bewohnbare Erde, und alles was diese nebst der Noth aus dem Menschen machen sollte. — Einen Menschen!

Wie der Mensch zum Menschen werde, das haben wir gesehen, und nun frag' ich: „Wenn es Bestimmung des Menschen ist, alle Rohheit und Wildheit abzulegen; minder durch Körper = als durch Geisteskraft seine Herrschaft hienieden auszuüben; in der Verädlung seines Geistes ununterbrochen und Grenzenlos vorwärts zu schreiten; und nicht eher rasten zu können, als bis er die oberste Sprosse auf der Leiter der Kultur erstiegen hat, wo sich Wahrheit und Sittlichkeit umarmen: wie ist es da wohl möglich, daß der Mensch, der nun schon seit Jahrtausenden diesem Ziele muthig näher schritt, als

lich von der Vorsehung uns beschieden worden, weil sonst zu befürchten stände, die Menschen würden sich so stark vermehren, daß sie verhungern müßten.

physisches Wesen seinen rohen Ahnen gleichen könne? Der Geist des Menschen ist abhängig von der Organisation des Körpers, der Körper hinwiederum von dem Geiste; beide stehen in der innigsten genauesten Wechselwirkung mit einander. Der Körper kann dem Geiste hinderlich sein, und die handfesten Böotier waren nicht ihrer Weisheit halber berühmt; aber es ist auch im Gegentheile erwiesen, daß der Geist dem Körper hinderlich sei *), und zwar viel=

*) Es ist ein Problem, das aufzulösen der neuern Erziehung vorbehalten schien, den Geist mit dem Körper stets gleichen Schritt halten zu lassen, und die neuere Erziehung thut wohl daran, es aufzulösen. Nur bitt' ich die Erziehungskünstler, nicht zu vergessen — und ach! die Herren haben so vieles vergessen, daß ich fürchte, es werde ihren Zöglingen am Ende nichts zu vergessen übrig bleiben — daß sie gewiß auf Lösung dieses Problems nie gekommen wären, wenn es nie Männer gegeben hätte, die der obigen Schilderung entsprachen. Diese

leicht dieser dem Körper hinderlicher, als umgekehrt. Aeußerst fein mag und muß das Medium sein, vermittelst dessen Geist und Körper korrespondiren; nicht mit Unrecht vielleicht vermuthen es die Physiologen in der feinsten Läuterung des Nervensaftes, dessen Einfluß und Wirkung auf die Organisation des Körpers uns bekannt ist. Je angestrengter der Geist wirkt, je anhaltender und strenger er sich mit Denken beschäftigt, je lebhafter das Interesse wird, das er an den Gegenständen seines Nachdenkens und Forschens nimmt, je mehr mithin unvermerkt der Kopf das Herz in den Consensus zieht, und die Leidenschaften der Hofnung und Furcht, der Liebe und Abneigung dabei erregt werden; desto angespannter werden alle Nerven, desto heftiger erschüttert alle Fibern, desto rascher klopfen alle Pulse des Denkers, seine ganze Organisation

Männer mußten vorarbeiten auf Kosten ihrer Gesundheit und ihres Lebens, und das können wir, die wir freilich weit klüger sind, ihnen ja wohl vergeben.

geräth in höheren Schwung, die Stirn glüht, das Herz zittert, eine Art von Fieber durchschleicht den Körper. Muß so nicht auf die höchste Anspannung Erschlaffung folgen, muß der Geist sich mithin nicht auf Kosten des Körpers erheben, muß dieser letztere dabei nicht leiden, kann er ungeschwächt bleiben? Es wäre nach allem, wie es einmal ist, wahrhaftig eine sonderbare Anforderung, daß Kant ein Athlet wie Milo, Rousseau ein Held wie Simson, Pope ein Gatte wie Herkules sein solle. Mehr oder weniger aber nehmen die meisten Menschen der jetzigen kultivirten Welt an diesen Umständen eines Kant, Rousseau, Pope Theil, denn kultivirter, geistiger — wenn ich so sagen darf — sind sie doch alle, und können demnach, zumal beim Zutritt der vorhin angeführten andern Ursachen, ebenfalls den ersten Huronen nicht mehr gleichen *).

*) Was Lessing von seinem Freunde Mylius sagt, kann man mit einiger Veränderung — versteht sich mehr oder weniger — auf die ganze Generation anwenden. Lessing aber sagt: „Was

Genug aber! Im Plane der Vorsehung war gewiß die Zeit vorher bestimmt, wo das Faust-recht (ich setze hinzu auch das Recht der Kanonen) durch das ädlere Recht der Vernunft verdrängt werden sollte, und bis zu der Zeit mußten die Menschen manche Verwandlung erleiden,

für Schwierigkeiten hat ein Genie, in einem Lande als Teutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hilfsmittel zurückgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühsamen und feiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte?"

auch — wie wir gesehen haben — an ihrer physischen Natur. Diese Verwandlungen aber wären immer der Zeit und den Umständen angemessen, und was die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts dabei betrifft; so sieht man bald, daß auch sie mit diesen Umständen, und mit dem Zwecke, den zu erstreben, die Vorsehung den Menschen hienieden aufgegeben hat, in sehr richtigen und genau abgemessenen Verhältnissen steht.

Wie sehr aber dieses alles auch auf die Glückseligkeit der verschiedenen Geschlechter einfließe, die in mancherlei Perioden hier auftreten, ihre Rollen spielen, und wieder abtreten, dies bedarf in der That keiner weitläufigen Auseinandersetzung, weil es sich fast von selbst ergiebt. Nimmt man nun noch hinzu, daß bei dieser größeren oder geringeren Fortpflanzung der Menschen nicht allein im Ganzen ein Plan zu entdecken sei, sondern daß sie immer auch mit den einzelnen Ländern des Erdbodens in sehr abgemessenen Verhältnissen stehe; so wird

man um so mehr Ursache finden, diese Einrichtung zu bewundern, und immer mehr von der Klage abstehen, als ob auf Menschen-Glückseligkeit hienieden keine Rücksicht genommen sei.

Es ist in diesem Betrachte einer besondern Aufmerksamkeit würdig, was Home sagt *): „Im Betreff der Bevölkerung kann der Uiberfluß an Lebensmitteln als die vornehmste Ursache davon durch folgende Berechnung erläutert werden. Die südlichen Provinzen von China bringen jährlich zwei Aernten von Reis, und bisweilen auch drei hervor; und ein gutgebauter Acker liefert Unterhalt für zehn Menschen. Die Bauern gehen fast nackt; und die Vornehmern tragen einen einzigen Rock von Baumwolle gemacht, wovon auf einem Acker so viel erbaut wird, als zur Bekleidung von vier- bis fünfhundert Personen nöthig ist. Und daher kommt es, daß China und andere Reisländer so bevölkert sind **).

*) a. a. O. Versuch 2.

**) Diese Stelle erinnert mich an eine andere des Herrn v. Pauw a. a. O. Bd. 1. S. 209.

Das Land der Negern ist, ungeachtet der großen jährlichen Entführungen der Menschen aus die-

„Die Entvölkerung des Landes Labrador, der Küsten der Hudsonsbay, von Samojeda und Grönland, deren Einwohner vornehmlich von der Fischerei leben, scheint die Meinung des Herrn v. Montesqvieu zu widerlegen, der geglaubt hat, daß die öligten Theile des Fisches mehr, als alle übrigen Arten von Nahrung, jene unbegreifliche Materie, die zur Zeugung dient, hergäbe: es muß eine von den Ursachen sein, fügt er hinzu, warum man eine unendliche Menge Volks in Japan und China findet, wo man fast nichts als Fische speißt. Hierauf könnte man zwar antworten, daß die nördlichen Geschlechter eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, weil die überaus große Kälte ein Hinderniß der Vermehrung dieser Fischesser ist: aber da es ausgemacht ist, daß man in China zwanzig bis dreißigmal mehr Reis, als Fische, verzehrt, so scheint es, daß man die Bevölkerung dieses Reichs mehr dem Gebrauche

sem Lande nach Amerika ohne merkliche Verminderung der Anzahl dennoch sehr gut bevölkert, und die Beispiele sind daselbst nicht selten, daß ein Vater von seinen verschiedenen Weibern 200 Kinder erzeugt. Die Lebensmittel müssen also daselbst außerordentlich häufig sein, um einen Mann in Stand zu setzen, daß er so viele Kinder ernähren kann. Es würde ungemein viele Kunst und Mühe erfordern, um Europa so volkreich zu

des Reises, als einer andern Nahrung zuschreiben müsse. Es giebt so viel Ursachen, die in einem Lande mehr als im andern zur Vermehrung der Menschen beitragen, daß die vielen oder wenigen Fische, die daselbst gegessen werden, nicht für eine hauptsächliche oder einzige Ursache gehalten werden können. Der lange Friede, den die Japaner und Chinesen genießen, hat nicht wenig zu ihrer Bevölkerung beigetragen; während die traurigen Kriege, welche die europäischen Mächte unter einander führen, das menschliche Geschlecht in Strömen von Blut vertilgen.

machen: anderthalb Acker Waizen ist bloß zureichend, um eine einzige Familie von Bauern zu ernähren, und ihre Kleidung erfordert noch mehrere Acker."

Man erkennt hieraus, welch ein genaues Verhältniß zwischen der Bevölkerung eines Landes und den Nahrungsmitteln seiner Bewohner statt finde. Man denke sich z. B. die außerordentliche Zeugungskraft der Neger an den Lappländern *); was hätte, da nun rings um sie polizirte Staaten waren, die nicht so leicht mehr überwunden und unterjocht werden können, als die ersten kleinen, was hätte aus ihnen in ihren kargen starren Steppen werden sollen? Und ist es denn so ganz unwahrscheinlich, daß die Natur, wie Montesqvieu irrig behauptete, eine vermehrte Zeugungskraft eben so gut an die Nahrung von Fischen, als vom Reise hätte knüpfen können; eine Zeugungskraft wenigstens, die den

*) Scheffer, und nach ihm mehrere, behaupteten, die Lappen seien von Natur unfruchtbarer.

andern verhindernden Ursachen der vermehrten Bevölkerung, als das Klima, die Jagd, ein kümmerliches Leben u. a. m. sind, kräftig genug entgegen gewirkt hätte?

Es ist nicht geschehen, und bringt man nun noch folgende Umstände mit in Anschlag; so wird man sich noch mehr überzeugen, daß die Glückseligkeit der Menschen im Plane der Vorsehung wirklich nicht vergessen worden.

Eine fortgesetzte Vergleichung der Geburts- und Sterbe-Listen in verschiedenen Städten und Ländern, zeigt uns, wenn nicht außerordentliche Unfälle, als Uiberschwemmungen, Theurung, Krieg, Pest u. a. m. eintraten, Jahr für Jahr ein immer gleiches Verhältniß zwischen den Gebornen und Gestorbnen.

Ebenfalls finden wir bei diesen Vergleichungen auch, daß die Anzahl der gebornen Mädchen die der Knaben fast immer um den dritten Theil übersteigt, ein Umstand, der schon mehrere auf die nicht unwahrscheinliche Vermuthung gebracht

hat, daß dieses darum geschehe, weil von Männern durch besondere Unglücksfälle Verhältnißmäßig immer weit mehrere hinweggerafft würden, als von Weibern *).

Doch genug über diesen Gegenstand, denn wir haben noch einer andern Einwendung zu begegnen, die man hier vielleicht machen könnte.

„Wie? — dürfte nämlich jemand sagen — so wäre aber ein ewiger Zirkel von Aufsteigen und Zurücksinken der Nationen und Staaten, der

*) Mehreres über diesen Gegenstand findet man in Süßmilchs göttlicher Ordnung in Vermehrung und Verminderung des menschlichen Geschlechts, das ich aber hier nicht benutzen konnte, weil ich es nicht zur Hand hatte. Was die letzte Behauptung betrifft; so glaube ich sie vom Herrn Oberkonsistorialrath Zöllner gelesen zu haben. Es ließe sich aber noch fragen, ob im gewöhnlichen Laufe der Natur nicht auch der Mädchen

Plan den die Menschen realisiren sollen? Und ihr ganzer Zweck wäre kein anderer als ihre erste Bärennatur abzulegen, um nach und nach in Affen auszuarten, damit neue Bäre sie mit leichterer Mühe vertreiben könnten? Und dieses Spiel dauerte so lange fort, bis die Affen entweder an den Folgen der rasendsten Schwelgerei sich selbst verzehrten, oder die Bäre diese und sich selbst in langen blutigen Kämpfen aufrieben, und nun die ausgestorbne Erde mit ihren wieder verwilderten Gefilden als ein öder trauriger Kirchhof um die Sonne zöge? Denn was anders könnte wohl aus diesem blutigen Shakspeareschen Trauerspiele, dieser verworrenen mörderischen Haupt- und Staats-Aktion des Menschenlebens anders erfolgen, als dieses? — Fürwahr noch ist der Plan zu allem dem Thun und Treiben dieser sonderbaren Geschöpfe, die man Menschen nennt, so schön eben nicht sichtbar, daß man sonderliche Ursache hätte,

mehrere sterben, als der Knaben? Ich erinnere an die gefährliche Periode der Mannbarkeit bei den Mädchen.

dem Dichter Unrecht zu geben, der das Menschenleben als ein Märchen von einem alten Weibe erzählt, voll Schwall und Bombast, schildert."

Dieser Klage müssen wir noch begegnen, bevor wir über den Plan, welcher der Menschengeschichte zum Grunde liegen möchte, reden können.

Nein — so antworten wir — es ist ungegründet, daß alles sich im ewigen Zirkel umhertreibe, denn bei aufmerksamerem Anblick werden wir gar bald die Tangente gewahr, auf der die Geschichte der Menschen, ausbiegend von der Zirkellinie, sich bloß vorwärts bewegt, ohne nun auf den Punkt des Auslaufens wieder zurückzukehren. Darauf müssen wir also jetzt nothwendig unsre Blicke wenden.

Daß die Menschheit vorwärts geschritten sei, ist eine Thatsache, die klar am Tage liegt, und nicht bezweifelt werden kann. Allerdings ist es auch wahr, daß die Menschen hie und da zurückgegangen sind, allein vors Erste wurde durch den Fall und Rückgang einzelner Menschen, Nationen

oder Staaten, die Menschheit selbst nicht aufgehalten, und dann waren auch wohl, was man für Stillstands oder gar Rückgangspunkte hielt, mehr Ruhepunkte oder kurze Pausen, nach denen man immer muthig und doch sicherer wieder vorwärts schritt.

Was wir als unbezweifelt gewiß annehmen müssen, ist, daß nichts, was einmal Gutes auf der Erde gewirkt war, gänzlich verloren gieng, sondern es wirkte, obschon allmählig nur und oft unerkannt, immer fort. Keine gute Einrichtung, keine wirkliche Verbesserung, keine einmal aufgefundene Wahrheit blieb ohne Nutzen für die Folgezeit, sondern wir finden vielmehr, daß oft in späten Jahrhunderten erst die Saat der Vorzeit herrlich aufgieng, und mit reicher Aernte den Enkeln wucherte. Wie oft war nicht die Erinnerung an diese oder jene Einrichtung der Vorzeit, oder an diese und jene Wahrheit eines Weisen, dessen Asche längst verstäubt war, die Mutter fruchtbarer Thaten und großer Begebenheiten in der neuern Zeit.

Wir dürfen nicht vergessen, daß träges Verharren bei dem, was schon erworben ist, wider die Natur des Menschen streitet, und wie sehr er auch nach Ruhe lechzt, so wird doch lange noch der Wunsch manches Schwärmers, daß alle Erdbewohner in einem Arkadien lebten, nicht erfüllt werden, weil jener Sehnsucht nach Ruhe unerachtet, in der Brust des Menschen auch eine rastlose Unruhe klopft, die ihn zu Thaten treibt, und es ihm zur Götterwonne macht überall um sich her, und ins Unendliche fort zu wirken. Dieser Thatendurst kann eine falsche Richtung bekommen, aber er wird sie nicht immer behalten, und früher oder später beugt man von dem Umwege wieder auf die rechte Bahn ein, die gerade zu dem Ziele hinführt. Dann benutzte man immer die Anstalten, öfters auch die Fingerzeige der Vorzeit, und wenn man nun noch die Erfahrungen der Vor- und Mitwelt zu Hilfe nahm, der Weltgeschichte sich als sibillinischer Bücher bediente, selbst aus dem Schaden Anderer Nutzen zog, so sich immer besser zu werden und besser zu machen bemühte; — so war

es doch wirklich wohl kein beständiger Zirkel, in dem sich die Menschen drehten.

Und finden wir nicht, daß man in den meisten Künsten und Wissenschaften, in allen Gewerben, die zum Vortheile des Lebens dienten, weiter gekommen, daß man die Sitten immer mehr sich zu verbessern bemüht, Menschenglück und Staatenwohl auf richtigere Grundsätze zurückgeführt hat? Werden nicht selbst die Kriege menschlicher geführt, haben nicht Staats- und Völkerrecht eine vernünftigen Wesen würdigere Gestalt erhalten? Ist nicht der Aberglaube großentheils verschwunden? Haben sich nicht die Kenntnisse vermehrt, und auch in eben dem Verhältnisse sich zugleich weiter ausgebreitet?

Bedenken wir aber, daß dieses alles die schöne Frucht eines Saamens sei, der in den finstersten Jahrhunderten des mönchischen Aberglaubens, in den Zeiten der Barbarei und Dummheit gepflanzt wurde; so müssen wir immer mehr von der Meinung zurückkommen, als ob das menschliche Geschlecht in gewissen Perio-

den und an gewissen Orten nur vorwärts schreite, um dann desto schmähliger wieder zu fallen.

Freilich wird, was schon geschehen ist, noch öfters geschehen, allein doch nicht ganz so, und nicht stets so, denn drei wichtige Erfindungen des Mittelalters bürgen uns dafür, daß keine Zeit je eine Periode der Barbarei oder der Dummheit, oder des gänzlichen Verfalls der Menschen wieder herbeiführen, sondern daß vielmehr ruhigere Tage auf die Stürme folgen, und die Menschen unaufgehaltener ihrem Ziele zueilen werden. Diese drei wichtigen Erfindungen aber sind — das Schießpulver — der Kompas — und die Buchdruckerkunst. Sie haben in der Menschengeschichte größere und schönere Revolutionen erregt, als nie der kühnste Eroberer, oder der weiseste Regent.

Ohne Kompas hätte Kolumbus es nie gewagt, seine kühne Entdeckungsreise zu übernehmen, und so wäre Amerika vielleicht noch lange nicht, vielleicht nie entdeckt worden. Wie vieles aber hat die Entdeckung dieser neuen Welt der

alten nicht in jedem Betrachte genutzt, für den Handel, für die Auswanderung von Europa, für Aufklärung des Geistes *) u. a. m. und zwar dreidoppelt genutzt, da diese Entdeckung gerade in die große Epoche der Reformation traf, welche Collision wahrhaftig mehr dazu beigetragen hat das tiefgewurzelte System des Irrthums in den Köpfen der Menschen zu erschüttern, als noch kein Gelehrter sich hat einfallen lassen. Es würde mich aber zu weit führen, wenn ich hier in ein genaues Detail davon eingehen wollte.

Ohne die so oft verwünschte, und vielleicht nie nach Würden geschätzte, Erfindung des Schießpulvers wäre die Humanität sicher bei weitem noch dahin nicht gediehen, als wir sie jetzt sehen, und der freie große kühne Weltbürgersinn wäre für immer von dem engbrüstigen kleinlichen Nationalgeiste, bei dem, so nützlich er ist und Anfangs war, die Menschen doch nicht stehen bleiben sollten, erstickt geblieben. Der erhabne Name Menschheit wäre zum lee-

*) Man sehe zurück auf die Note S. 145. fg.

ren Schall ohne Sinn und Bedeutung geworden. Man gehe nur zurück in der Weltgeschichte, untersuche wann die barbarischen Kriege aufgehört haben, und die den Menschen entehrende schreckliche Synonomie der beiden Wörter Ausländer (Barbar) und Feind ungebräuchlich geworden, um alle diese Aussagen nichtsweniger als zu paradox zu finden.

Was die Buchdruckerkunst anbetrifft; so hat man ihr von jeher immer mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Vortheile welche sie für die Menschheit gewährt, sind aber auch zu augenscheinlich. Wir haben nun nicht mehr zu befürchten, daß ein unsinniger Omar zu Folge eines ächt türkischen Dilemma *) die Früchte der Nachtwachen unserer ädlen Weisen im frommen

*) Als der Kalif Omar sechs Monathe lang die Bäder von Alexandrien mit der — Bibliothek dieser Stadt heizen ließ, bediente er sich folgenden Syllogismus: „Entweder enthalten diese Bücher was im Koran steht, oder etwas anderes. Ist das Erstere; so braucht man sie nicht: enthal-

Eifer dem Feuer opfern werden, denn wenn gleich neue Omars im Norden und Süden auftreten sollten, die jeden besseren Gedanken und jede kühne Wahrheit ihren Priestern und dem Vulkan zu opfern geschworen hätten; so ist es doch nun nicht mehr möglich, sie ganz von der Erde zu vertilgen, weil sie in einer Stunde vertausendfacht, bald in allen Ländern verbreitet, der tollen Wuth solcher Gedankenzwinger, Wahrheitshasser, und Geistkranken ohne Mühe entgehen. Heil dir, von den Mönchen und ihren Creaturen verlästerter, und von heiligen Dummköpfen dem Teufel geweihter Faust! Daß die Sonne der Wahrheit in voller Glorie jetzt am Horizonte der Menschheit strahlt, sie bald ihre Mittagshöhe erreichen, den dicken Nebel des Irrthums, Priesterwahns, Fanatismus und Aberglaubens bald ganz verdrängen wird; daß die Menschen im Ganzen an Wahrheit Sittlichkeit und mithin auch ächter Menschlichkeit gewonnen haben, und

ten sie andere Dinge; so sind sie verdammlich — also, verbrenne man sie!

immer mehr gewinnen werden, das alles danken sie dir!

Ohne die genannten drei Erfindungen wären wir noch schwerlich weder so kultivirt durch Künste und Wissenschaften, noch so civilisirt in unserm geselligen Betragen, noch auch so humanisirt als moralische Wesen, wie wir doch sind. Sie haben außerordentlich, und man möchte beinahe sagen Beispiellos, gewirkt, um die letzte Periode der Menschengeschichte, in der jeder Mißton sich in Harmonie auflösen soll, herbeizuführen. — Welche diese Periode sei, fragt man? Man erlaube mir, sie mit den Worten eines Kant zu schildern.

„Man kann — sagt er — die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine innerlich- und, zu diesem Zwecke, auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie

alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann.

„Es kommt nur darauf an — fährt er fort — ob die Erfahrung etwas von einem solchen Gange der Naturabsicht entdecke. Ich sage: etwas weniges; denn dieser Kreislauf scheint so lange Zeit zu erfordern, bis er sich schließt, daß man aus dem kleinen Theil, den die Menschheit in dieser Absicht zurückgelegt hat, nur eben so unsicher die Gestalt ihrer Bahn und das Verhältniß der Theile zum Ganzen bestimmen kann, als aus allen bisherigen Himmelsbeobachtungen den Lauf, den unsre Sonne sammt dem ganzen Heere ihrer Trabanten im großen Fixsternsystem nimmt; obgleich doch, aus dem allgemeinen Grunde der systematischen Verfassung des Weltbaues, und aus dem Wenigen, was man beobachtet hat, zuverlässig genug, um auf die Wirklichkeit eines solchen Kreislaufes zu schließen. Indessen bringt es die menschliche Natur so mit sich: selbst in Ansehung der allerentferntesten Epoche, die unsre Gattung treffen soll, nicht

gleichgiltig zu sein, wenn sie nur mit Sicherheit erwartet werden kann. Vornehmlich kann es in unserm Falle um desto weniger geschehen, da es scheint, wir könnten durch unsere eigene vernünftige Veranstaltung diesen für unsere Nachkommen so erfreulichen Zeitpunkt schneller herbeiführen. Um deswillen werden uns selber die schwachen Spuren der Annäherung desselben sehr wichtig. Jetzt sind die Staaten schon in einem so künstlichen Verhältnisse gegen einander, daß keiner in der innern Kultur nachlassen kann, ohne gegen die andern an Macht und Einfluß zu verlieren; also ist, wo nicht der Fortschritt, dennoch die Erhaltung dieses Zwecks der Natur, selbst durch die ehrsüchtigen Absichten derselben ziemlich gesichert. Ferner: bürgerliche Freiheit kann jetzt auch nicht sehr wohl angetastet werden, ohne den Nachtheil davon in allen Gewerben, vornehmlich dem Handel, dadurch aber auch die Abnahme der Kräfte des Staats im äußeren Verhältnisse zu fühlen. Diese Freiheit geht aber allmählig weiter. Wenn man den Bürger hindert, seine Wohlfahrt auf alle ihm selbst be-

liebige Art, die nur mit der Freiheit anderer zusammen bestehen kann, zu suchen; so hemmt man die Lebhaftigkeit des durchgängigen Betriebes, und hiemit wiederum die Kräfte des Ganzen. Daher wird die persönliche Einschränkung in seinem Thun und Lassen immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion nachgegeben; und so entspringt allmählig, mit unterlaufendem Wahne und Grillen, Aufklärung, als ein großes Gut, welches das menschliche Geschlecht sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vortheil verstehen. Diese Aufklärung aber, und mit ihr auch ein gewisser Herzensantheil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach bis zu den Thronen hinauf gehen, und selbst auf ihre Regirungsgrundsätze Einfluß haben. Obgleich z. B. unsere Weltregirer zu öffentlichen Erziehungsanstalten, und überhaupt zu allem, was das Weltbeste betrifft, vorjetzt kein Geld übrig haben, weil alles auf den künftigen Krieg

schon zum Voraus berechnet ist; so werden sie doch ihren eigenen Vortheil darin finden, die obzwar schwachen und langsamen eigenen Bemühungen ihres Volks in diesem Stücke wenigstens nicht zu hindern. Endlich: wird selbst der Krieg allmählig nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem durch seine Gewerbe so sehr verketteten Welttheil auf alle andere Staaten thut, so merklich; daß sich diese durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten, und so alles von weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieser Staatskörper für jetzt nur noch sehr im rohen Entwurfe dasteht, so fängt sich dennoch gleichsam schon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen ge-

legen ist, an zu regen; und dieses giebt die Hofnung, daß, nach manchen Revolutionen der Umbildung endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand, als der Schooß, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zu Stande kommen werde."

Dieses nun wäre das Merkwürdigste, was in einem Zeitraume von sechs Jahrtausenden die Menschen auf diesem dunkeln wandelnden Sterne gewirkt und geleistet; und dieses die Stufe, die sie durch eigne Kraft und Anstrengung nach manchem mißlungenem Versuche, der aber doch von neuen sie nicht abhielt, nicht ohne Gefahr und Mühe erstiegen haben. Es ist nun die Frage, ob alles dieses, was die Menschen versuchten und leisteten, nichts weiter als das regellose Spiel des blinden Zufalls sei, oder ob sich darin so viel Regelmäßigkeit und Ordnung zeige, daß man dadurch vernünftiger Weise auf

einen Plan zu schließen befugt sei; und wenn ein solcher Plan sich entdecken ließe, ob in ihm auch auf die Glückseligkeit der Menschen gerechnet worden?

Um diese Fragen gehörig zu beantworten, wird es nothwendig sein, daß wir uns einige Punkte aus unsern vorhergegangenen Untersuchungen wieder in das Gedächtniß zurückrufen. Wir müssen jetzt von dem Satze ausgehen, dessen Wahrheit uns die Analogie der ganzen uns umgebenden Natur verbürgt, von dem Satze nämlich, daß:

„aus der eigenthümlichen Organisation jeder Gattung lebender Erdenwesen, dem Baue und der Beschaffenheit ihres Körpers, der Verbindung und Stellung der einzelnen Theile desselben, dem Kreise in den sie versetzt ward, der Thätigkeit mit der sie wirkt, daß sich aus diesem allem nur sichere Schlüsse auf ihre Glückseligkeit zie-

hen lassen; daß sich nur aus der Betrachtung des ganzen Wesens eines Geschöpfes die Bestimmung desselben, d. h. das was es hienieden kann und soll, angeben lasse*)."

Hiebei erinnern wir uns der Untersuchungen, die von uns schon über die Natur des Menschen angestellt worden sind, so wie der endlichen Resultate, die wir daraus gezogen haben. Wir fanden folgende unserer besondern Erwägung würdige Momente:

1) Der Mensch ist vermöge seiner physischen Organisation genau von denselben Bedingungen abhängig, als alle andere Thiere, d. h. er verlangt nach Wohlsein, wie diese, hat Bedürfnisse, wie diese, und kann nur durch Befriedigung seiner Bedürfnisse in den angenehmen Zustand des Wohlseins gelangen.

*) Bd. 1. S. 246.

2) Obschon er aber auch mit Organen versehen ist, die ihn in den Stand setzen, sich diesen angenehmen Zustand zu verschaffen; so mangelt ihm doch der ohne vorhergegangnen Unterricht davon zu machende Gebrauch, oder der Instinkt der Thiere.

3) Allein er hat statt dessen etwas anderes erhalten, daß man ein Aeqvivalent des thierischen Instinktes zu nennen Bedenken tragen muß, weil es weit ädlerer Natur ist, Denkkraft und Sprachfähigkeit, zu denen er organisirt worden ist, und die mit seiner ganzen übrigen Organisation aufs Vollkommenste zusammenstimmen.

Auf alle diese Punkte mußte nothwendiger Weise immer Rücksicht genommen werden, wenn man über die Bestimmung des Menschen Untersuchungen anstellen wollte. Von diesen ergab sich folgendes Resultat:

„daß sich der Mensch selbst zu dem machen müsse, was er sein solle; daß er durch eigne Kraft immer

vorwärts schreite; überall denke; nie ohne gedacht zu haben handle, und so seines Glücks oder Unglücks eigner Schöpfer, seines Schicksals eigener Bestimmer und Vollender sei; denn da er zum Denken organisirt war, rissen auch sogleich alle Bande, wodurch das Thier gegängelt wird, und er kündigt sich zugleich als ein nach Willkühr handelndes, von jeder Nothwendigkeit unabhängiges, frei wirkendes Geschöpf an *)."

Dieses heißt mit kurzen Worten nichts anders, als: des Menschen Glückseligkeit soll lediglich das reine Produkt seiner Vernunft sein, und er kann sie in so fern nur von sich selbst erwarten. Vernunft ist das eigentlichste wahre Organ, das den Menschen zu dem macht, was er sein kann und soll.

*) Bd. 1, S. 407.

Diese Vernunft des Menschen aber ist von Natur nicht ausgebildet, sondern als bloße Anlage in ihm vorhanden. Da aber „ein Organ, das nicht gebraucht werden soll, eine Anordnung die ihren Zweck nicht erreicht, ein Widerspruch in der teleologischen Naturlehre ist *),“ und da uns die Analogie der ganzen Natur zeigt, daß wirklich nirgends bei einem Geschöpfe ein Organ vorhanden sei, das es nicht gebrauchen sollte, und durch dessen Gebrauch es nicht den Zweck seines Daseins erreichte; so können wir mit leichter Mühe ermessen, daß auch bei dem Menschen die Vernunft nicht bestimmt war, eine bloße Anlage zu bleiben. Sie sollte sich entwickeln, und mit ihrer Entwickelung sollte der Mensch seine Bestimmung erreichen.

Dieses wird demnach der einzig richtige Standpunkt sein, den wir nehmen müssen, um die Menschengeschichte zu betrachten, und zu finden, ob das freie Spiel der menschlichen Thä-

*) Br. 1. S. 258.

tigkeit keine Zweck- und Nutzlose Donqvixotterie, sondern ein Planmäßiges Unternehmen aus Absicht und nach einem Zwecke sei *). Was wir bei genauerer Ansicht von diesem Standpunkte aus entdecken, ist folgendes:

1) **Der Mensch, dieses sinnliche Vernunftwesen, gieng aus der Hand der Natur mit einem beträchtlichem Ubergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft hervor; jedoch so, daß seine Sinnlichkeit die Bedingung war, an welche die Natur das Erwachen seiner Vernunft geknüpft hatte.** Denn

*) „Es ist keine andere Auskunft für den Philosophen, als daß, da er bei Menschen und ihrem Spiele im Großen gar keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, er versuche, ob er nicht eine Naturabsicht in diesem widersinnigen Gange menschlicher Dinge entdecken kann; aus welcher, von Geschöpfen, die ohne eigenen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plane der

wenn sonst bei den Thieren der Schmerz des Bedürfnisses keinen andern Zweck hat, als sie zur Selbstthätigkeit, zum Gebrauche der ihnen, zur Erhaltung des Lebens, und während der Dauer desselben zur Erhaltung des Vergnügens, verliehenen physischen, unter dem Einflusse des Instinktes stehenden, Organe aufzufordern; so wurde bei dem Menschen dadurch zugleich die Vernunft aus ihrem Schlummer geweckt.

Da nun aber, wie wir bereits ausgemacht haben, die freiwirkende Vernunft mit dem Gän-

Natur möglich sei." Kant. Und an einer andern Stelle sagt er: „Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag; so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, eben so wohl als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt."

gelbande des Instinktes durchaus unvereinbar ist, indem dieser letztere bloß auf ein leidendes Verhalten, jene aber auf Handlung und Thätigkeit hinweist; dieser ein bloß blindes Wirken, jene ein Wirken aus Absicht und nach Regeln andeutet; dieser keiner, jene einer unendlichen Vervollkommnerung fähig ist: so sieht man hieraus unschwer ein, daß der sich selbst überlassene Mensch mancherlei Versuche, Uibung und Unterricht bedurfte, um von einer Stufe der Einsicht zur andern sich zu erheben, und daß dabei mancher Irrthum und Fehltritt von ihm mußte begangen werden, bis er durch mannichfaltige Erfahrung sich in den Stand gesetzt hatte, immer aus Uiberlegung das Beste zu wählen. Dies führt uns auf den zweiten Satz:

2) **Durch Noth wurde der Mensch fortgesetzt aufgerufen, seine Vernunft immer mehr anzuwenden und gebrauchen zu lernen, und durch mißlungene Versuche und Fehltritte wurde er immer aufmerksamer, thätiger und wei-**

ser. Die Vernunft arbeitete sich immer mehr empor.

Der Beweise hierüber bedarf es nicht, denn die Ansicht der Menschengeschichte hat diesen Satz hinlänglich bestätigt. Es drängt sich uns aber eine Frage dabei auf, die wir nicht so leicht abweisen dürfen: wie es nämlich wohl mit dieser erlernten Weisheit des Menschen aussehe, da bekanntlich der Tod den Menschen meist dann überrascht, wenn er gerade anfangen würde, von seinen begangenen Fehltritten und seinen dadurch sich zugezogenen Unglücksfällen den besten Gebrauch zu machen? Und ist es nicht zudem schon eine alte Klage, daß die Dauer dieses Lebens so kurz, und dessen, was der Mensch darin zu lernen habe, so viel sei, daß es fast scheine, es finde zwischen beiden entweder gar keins, oder doch ein sehr unrichtiges Verhältniß statt? Doch ist es nicht so, denn

3) Der Mensch ist ein Zögling der Tradition. Diese setzte fort, was die Noth angefangen hatte.

Was also dem Vater nicht frommt, das frommt den Kindern. Die Früchte eines Sieges, den die Vernunft errungen hat, gehn nie verloren, wenn auch schon der verloren geht, durch den sie ihn errang. Was die Gegenwart erwarb, aber ungenutzt lassen mußte, bleibt der Zukunft als Hinterlassenschaft, die schon den Gebrauch davon machen wird. Und finden wir dieses durch die Geschichte nicht bestätigt? Entwickelt nicht die Folge der Zeit immer mehr in dem Menschen? Kommt nicht immer eine folgende Generation an der Hand einer vorhergehenden weiter? Steht sie nicht immer dadurch höher als diese, daß sie deren Tugenden und Fehler, deren Weisheit und Thorheit benutzte? Dieses alles aber bezeugt uns, daß

4) Die Vernunft, und alle Anlagen im Menschen, die auf den Gebrauch von dieser abgezielt sind, sich nicht in dem Individuum, noch in einer Generation, sondern bloß in der Gattung des Menschen entwickeln sollen.

Die Mittel, deren die Natur zur Erreichung dieses Zweckes sich bedient, haben wir kennen gelernt, und brauchen mithin jetzt nicht bei ihnen zu verweilen, sondern gehen gleich zu dem fort, was unmittelbar hieraus folgt.

5) Der Mensch nimmt also im Verlauf der Zeit immer zu an Einsicht und Kultur; und wie er sich selbst durch Ausbildung mehr verbessert, so handelt er auch besser und zweckmäßiger, d. h. vernünftiger.

Die Data zu dieser Behauptung liegen klar am Tage, die Fortschritte der Menschheit zum Bessern sind unverkennbar. Und da jetzt großentheils die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, welche vordem das raschere Vorwärtsschreiten der Menschheit aufhielten, ja nicht selten einen Rückgang veranlaßten; so ist hier die gegründetste Hofnung da, daß sie von jetzt an, durch alle künftige Zeiträume hindurch, unaufgehaltener und schneller sich ihrem Ziele nähern werde. Gewiß thun wir nicht unrecht, und es

ist erlaubt, den Plan für die Menscheugeschichte hier prophezeihend zu vollenden, denn es läßt sich ja wohl aus dem, was der Mensch hienieden schon gekonnt hat, schließen, was er in der Zukunft können wird; aus dem was er schon geworden ist, was er künftig werden wird. Was aber dürfte dieses der Analogie zu Folge wohl sein?

6) Einst wird eine Zeitperiode für die Menschheit erscheinen, wo die Vernunft sich den Sieg über die Sinnlichkeit ganz erringen wird, wo der Mensch lediglich unter der Leitung der Vernunft steht, denn für das Wachsen seiner Einsichten, die Erhöhung seiner Kultur, die Ausbildung aller Kräfte seines Geistes sind nirgends Grenzen abzusehn, die sie beschränkten.

Haben wir nicht gesehen, daß in dem jetzigen Zeitgeiste schon der Keim zu diesem allem vorhanden ist, und sollte die Zeitenfolge nur diesen Keim allein nicht entwickeln und zur Reife bringen, da

sie die übrigen entwickelt und gereift hat? O, zuverlässig wird sie solche Umstände herbeiführen, die seiner Entwickelung günstig sind, und sie befördern. Gewiß wird jene Zeitperiode für die dereinstigen vernünftigen Bewohner dieses Planeten nicht außen bleiben. Erkennen wir aber nicht in ihr den Centralpunkt, in dem alle Radien des großen Zirkels sich vereinigen? Ist nicht sie es, die die ganze Menschengeschichte zu einer einzigen großen Symphonie macht, in der alle Instrumente zusammenstimmen, jeder Mislaut sich am Ende in reine Harmonie auflößt, und alle Dissonanzen nur dazu dienen durch fein nüancirte Kontraste den Totaleindruck desto wirkender und bleibender zu machen? — Ja, hiedurch wird das Spiel in unserer Freiheit und der so unregelmäßigscheinende Gang in den menschlichen Handlungen begreiflich; das ganze Arsenal von Uibeln, die vorher die Menschen drückten, als ein wohleingerichtetes Philantropin erkennbar; und überhaupt das große Räthsel von Lastern, Thorheiten und Irrthümern aller Völker und Zeiten auflösbar.

Können wir nun aber durchaus die Wahrheit nicht abläugnen, daß die Glückseligkeit der Menschen von ihrer Vernunft, und dem richtigen Gebrauche, den sie von dieser machen, abhängig sei, wie könnten wir dann auch das letzte Resultat, das aus diesen Untersuchungen entspringt, in Zweifel ziehen? Es ist folgendes:

7) In jener Periode werden die Menschen der größten hienieden möglichen Glückseligkeit genießen.

„Sind jemals — sagt der bescheidene und redliche Wahrheitsforscher Iselin — vor den großen Veränderungen des Erdballes die Menschen weiser gewesen als wir, so waren sie auch glückseliger; so sind die goldenen Zeiten keine Fabeln. Werden unsere Nachkommen es mehr sein als wir, so wird auch für sie wieder ein goldenes Weltalter erscheinen. — In solchen bessern Tagen — fährt er fort — wird erst der wahre und große Zweck der bürgerlichen Vereinigung sich entwickeln; und wie dem ganzen gemeinen Wesen, jedem Gliede desselben die beste und angenehmste

Art des Daseins, deren sie fähig sind, den Wohlstand und die Glückseligkeit gewähren. Alsdann erst wird die wahre Freiheit unendlich viel liebenswürdiger als die scheinbare Unabhängigkeit des Republikaners in ihrem vollem Glanze sich zeigen. Alsdann wird der im Grunde so unbeträchtliche Unterschied der Regirungsformen von der Vernunft zernichtet; alsdann wird in jeder Verfassung jeder Bürger gleich frei, gleich sicher, gleich den Gesetzen unterworfen, gleich glückselig sein; alsdann wird die Liebe, das einzige gute Triebrad jeder Verfassung, triumphirend seine seligen Einflüsse über alle Stände ausgießen." In jener Zeit wird also das Ungeheuer des Krieges nicht mehr auf der Erde wüthen; kein Menschenblut wird mehr die Felder düngen; weder Schwerdter noch Ketten werden mehr klirren, sondern bloß die friedliche Sichel in des Schnitters Hand; die Gerechtigkeit ist vom Himmel auf die verlassene Erde zurückgekehrt; auf den schönsten Höhen der Gefilde, wo jetzt nur Rad und Galgen sich zum Schrecken zeigen, sieht man Tempel des Frie-

dens; und Ruhe und Eintracht wohnen in Hütten und Pallästen, und zwar in Hütten wo kein Mangel seufzt, und in Pallästen wo nicht geschwelgt wird. — O glückliche, glückliche Zeit!

Und dürfen wir dabei vergessen in Anschlag zu bringen, wie großen Einfluß die verbesserten und berichtigteren Wissenschaften auf den glückseligeren Zustand jener Menschen äußern werden? Welche Vortheile hat nicht uns schon eine nähere Bekanntschaft mit der Natur und ihren Wirkungen, in der Heilkunde, Oekonomie, Forstwissenschaft u. s. w. verschafft? Welchen Nutzen hat man nicht aus vielen Theilen der angewandten Mathematik für das Leben gezogen? Wie vieles, das sonst schädlich und verheerend wirkte, ist jetzt schon unschädlich oder gar nützlich geworden? Haben nicht wir schon dem Blitze seine Bahn vorgeschrieben, und ihm seine Schrecken benommen? Müssen nicht jetzt schon die Strömungen der Luft uns statt Flügel dienen? Und forscht man nicht täglich genauer? Wird der Horizont unsers Wissens nicht täglich er=

weitert? Werden nicht immer fortgesetzt neue Entdeckungen gemacht, neue Erfindungen ersonnen? Und da den menschlichen Geist, wie einen kühnen Kolumbus, die Unruhe nach dem Vorwärtsschreiten nie verläßt; da sein rastloses Streben unablässig darauf gesteuert ist, und gesteuert sein muß, immer besser zu machen: wird er in der Zukunft nicht auch in dieser Hinsicht mit mächtigen Schritten vorwärts eilen auf der einmal angetretenen Bahn? Die Wirkungen des Magnets, der elektrischen Materie u. a. m. aus denen wie jetzt nur noch so wenig zu machen wissen, wie werden diese nicht vielleicht von ihnen benutzt und angewendet werden? Wie vieles, was jetzt noch ein Uibel in der Welt scheint, wird man dann nicht als Segen preißen? Welche veränderte verbesserte Gestalt wird dann nicht überhaupt die ganze Erde gewonnen haben? Wenn jetzt schon in Amerika's Büschen die teutsche Nachtigall, aber nur noch in Kunstgärten, flötet, wird dann nicht, so weit es die Natur verstattet, — und sie verstattet vielleicht weit mehr, als wir jetzt nicht glauben, — wird dann nicht,

sag' ich, das Gute jedes Erdtheils in dem andern wuchern?

Die Aussicht erweitert und verschönert sich mit jedem Blicke, und wie doppelt anziehend muß sie uns nicht sein, da wir wissen, daß sie kein bloßes Schattenspiel an der Wand, durch Täuschung und um zu täuschen hervorgebracht, sondern dereinstige Wirklichkeit ist!

Dieses nun sind die Resultate, welche wir aus einer Betrachtung der Welt- und Menschengeschichte ziehen. Wie, und es sollte jemand wagen zu bekennen, daß ihr kein Plan zum Grunde liege, daß alle diese aus Unordnung entspringende Ordnung, alle diese aus Dissonanzen hervorgehende Harmonie, alle diese Zweckmäßigkeit und Regelgerechtheit nichts als Werk des Ungefährs und Zufalls sei?

Jedoch dies wird wohl schwerlich jemand thun, und wohl um so weniger, wenn ich nun

noch beweise, daß auch in diesem Naturplane die Glückseligkeit der Menschen vor dieser seligen Periode nichts weniger als vergessen worden, denn — —

Hier wurde Verduc unterbrochen, denn Levignard fiel ihm in die Rede.

„Ich erlasse dir gern die Marter, mein Freund, — sprach er — die Glückseligkeit der Menschen aus dem Gange ihrer Geschichte darzuthun, es koste was es wolle. Du würdest vielleicht eine schlimme Sache ganz leidlich vertheidigen, aber das wäre auch alles.“

Verduc. Mehr glaubst du nicht, daß ich könnte?

Madam Levignard. Nein, Verduc, sollten Sie im Ernste den Widerspruch nicht fühlen, in den Sie sich verwickelt haben? Sie sagen, des Menschen Glückseligkeit sei abhängig von seiner Vernunft, und die möglichste Vollendung seiner Glückseligkeit das Resultat der vollkommensten Ausbildung seiner Vernunft, und des

richtigsten Gebrauchs derselben. Dies thun sie auch mit keinem geringen Grade von Wahrscheinlichkeit aus dem Gange der Welt- und Menschengeschichte dar, und nun wollen Sie dennoch zugleich behaupten, der Mensch sei auch in allen Perioden vor jener, die Sie so reizend geschildert haben, stets glückselig gewesen. Hebt hier nicht eins nothwendig das andere auf?

Verduc. Vielleicht nicht so nothwendig, als Sie glauben. Denn bedenken Sie — —

Levignard. Ich bedenke, daß du dich in Sophistereien einlassen wirst. Du wirst uns bald die Unwissenheit, bald die Phantasie in Anschlag bringen.

Verduc. Und mit Unrecht etwa?

Die Fremde. Gewiß. Denn wenn neben dem prassenden Verschwender, dessen Tafel- und Ball-Musik die schweigende Nacht aus ihrem Schlummer stört, der arme Handwerksmann vor Hunger und Kälte sich auf dem harten Strohlager krümmt; so ist es doch wohl zu viel gefor-

dert, daß die Einbildungskraft ihn trösten solle für den Mangel der Wirklichkeit. Und wie sollen, wenn im schrecklichen Kriege der Mordstahl in den Eingeweiden der Brüder wüthet, wie sollen die Verstümmelten, Zerschossenen, Zertretenen sich einbilden, daß sie glückselig seien? Daß auf dem großen Leichengefilde, wo die Heere im Blute waden, wo Röcheln der Sterbenden, Angstgeheul der Zerschlagenen, Seufzer und Flüche vereint gen Himmel dringen, ein Paradieß voll Freude blühe? Sollen die Weiber, denen ihre Männer, die Braut der ihr Bräutigam, die Mutter der ihr Sohn, vielleicht ihres Alters einzige Hofnung, grausam entrissen worden sind, sollen die ihre Glückseligkeit preißen? O die Wirklichkeit knickt alle Flügel der Phantasie, und verstattet ihr keinen Aufflug mehr. Alle die ein Nero folterte, ein Hildebrand und Philipp zum Scheiterhaufen führten, alle die Weisen, die unter dem Mordbeil anderer königlicher Henker fielen, oder im dumpfen Kerker ihr elendes Dasein zu verseufzen gezwungen waren, weil sie nach Wahrheit forschten, und viel-

leicht zu frei am Throne die kühne Wahrheit sprachen, — o, die haben alle nichts gelitten, die waren alle sehr glückselig, denn sie konnten sich ja einbilden und träumen, was sie wollten. — Vielleicht werden sie mir auf dies alles entgegen setzen, daß dies alles ja nur vorübergehend sei, daß Gutes daraus entsprang — aber diese Menschen, hatten nicht auch sie den Wunsch und die Begierde glückselig zu sein? Und ward ihr Wunsch erfüllt, ihre Begierde befriedigt? — Wo ist nun das geprießene Heil der Menschen? Noch kann ich es nicht absehen, es wenigstens in der Vergangenheit und Gegenwart nicht entdecken. In der Zukunft also vielleicht? Da wird eine glückliche Generation auf den Gräbern der untergegangenen unglücklichen wandeln? — Möglich, und ich wünsch' es! Allein waren wir deswegen weniger unglücklich, weil jene glücklicher sein werden? Und was haben wir, was unsere Aeltern verbrochen, daß wir es nicht sind? Warum konnte jene Zeit nicht früher eintreten? Warum nicht vom Anfange gleich? Warum mußten erst tausende

von Millionen seufzen, bis einige lächeln konnten? Scheiterhaufen, Henkersbeile, Sklavenketten, Foltergeräth, und Feldherrnschwerter werden die Trophäen ausmachen, die einst den Triumphbogen der Menschheit zieren! — Konnte, sollte dies nicht anders sein?

Verduc. Schwerlich! Es konnte und sollte gewiß nicht anders sein, weil es — nicht anders ist.

Madam Levignard. Nun denn, so gestehen Sie auch nur, daß die Glückseligkeit auf dieser Erde eine noch herbe Frucht ist, der es an günstigen Umständen mangelt, um zu zeitigen. Warum sollten wir uns zieren, und sagen sie schmecke süß, da sie uns den Mund verzieht, und Lügen straft?

Verduc. Ihnen scheint es ganz unvereinbar, daß die Glückseligkeit erst kommen solle, und doch schon da sei? Haben Sie aber nie von so fruchtbaren Ländern gehört, wo an einem und demselben Baume unter Blüthen, diesen Verkündigern künftiger Frucht, auch schon gereifte

Früchte hängen und zum Pflücken einladen? Wie nun, wenn unsre ganze Erde ein so gesegnetes Land wäre?

Mad. Levignard. Ja, wenn es wäre! Allein sie ist es nicht; die Thatsachen sprechen dagegen.

Verduc. Eben als ich das Gegentheil darthun wollte, wurd' ich verhindert, weiter zu sprechen.

Levignard. Weil ich mit allem dem schon bekannt bin, was man gewöhnlich gegen diese Thatsachen vorzubringen pflegt. Es sind leidige Palliative, von denen man keinen wahren Nutzen absieht; Pflaster, womit man die Wunden belegt, nicht um sie zu heilen, sondern um sie zu verbergen. Schmerzen aber die Wunden deshalb weniger unter diesem Pflaster? Oder sind sie etwa deshalb gar keine Wunden, weil man durch das Uiberkleistern verhindert wird, sie sogleich zu sehen? Freilich wer so etwas im Ernste behaupten könnte, gegen den möcht' ich nicht streiten, denn ein solcher sieht in dem Gifte bloß

das Arzneimittel, und in der schrecklichsten Uiberschwemmung, die in einer Stunde Tausenden Glück, Eigenthum und wohl gar das Leben raubt, bloß einen guten Dünger; Schielenden aber ist nicht gut zu zeigen, auf welchen Punkt sie eigentlich sehen müßten.

Zum Beweise aber, daß ich das wirklich recht gut weiß, was man für die Meinung, als ob die zarte Blüthe der Glückseligkeit in den Eisthälern dieser Erde nicht verderben könne, sagen kann und vielfältig, nur oft auf andere Weise, gesagt hat, will ich es dir mit kurzen Worten wiederholen.

Die Welt — sagt man — ist das Werk des allervollkommensten Wesens, und sie zeigt überall von seiner Gütigkeit und Weisheit. Als das allerweiseste Wesen konnte der Urheber dieser Welt nicht anders, als von allen möglichen Welten die ihm, bevor die große Epoche der Schöpfung anhub, in der Idee vorschwebten, die beste wählen. Da er nun unter allen möglichen Welten, die er schaffen konnte, gerade die ge=

genwärtige schuf; so muß sonder Zweifel diese die beste sein. Allein der Urheber dieser Welt ist nicht bloß das weiseste, sondern auch das gütigste Wesen, und als solches konnte er bei seiner Schöpfung keinen andern Zweck haben, als nur die Glückseligkeit seiner Geschöpfe.

Würdest du dieses nicht auch gesagt haben, Verduc?

Verduc. Ungefähr, ja.

Levignard. So erlaube mir, dir zu gestehen, das du etwas gesprochen haben würdest, das nicht viel sagt. Denn ich frage, woher weiß man, daß Gott das allervollkommenste Wesen sei? Doch wohl bloß aus dem, was wir von ihm kennen? Und das ist nichts anders, als die Welt. Von ihr schließen wir auf die Vollkommenheit Gottes. Nun kehrt man aber die Sache auch wieder um, und schließt von der Vollkommenheit Gottes auf die Vollkommenheit der Welt *). Wenn dies nicht alle gesunde Logik

*) Wer je etwas genauer über die drei bekannten Beweise für das Dasein Gottes, den ontologi-

auf den Kopf stellen heißt; so möcht' ich wohl wissen, was es sonst heißen möchte. Ich will dabei gar nicht einmal in Anschlag bringen, daß es frevelhaft und vermessen von uns armen eingeschränkten Creaturen ist, zu behaupten, Gott habe keine bessre Welt, als diese schaffen können. Genug, daß wir vor der Hand einsehen, es müsse mit diesen dreisten Aussprüchen anmaßender Philosophen doch wohl so ganz richtig nicht sein, als viele vorgeben; das wird uns Mißtrauen einflößen, und dieses Mißtrauen uns behutsamer machen, hauptsächlich wenn es gilt über Bewegungsgründe und Absichten eines Wesens, an das unsre beschränkte Vernunft nicht zum Centillionsten Theilchen reicht, und über Einrichtung Zweck und Endzweck eines Werks, von dem wir nur einen unendlich kleinen Theil

schen, kosmologischen und physikotheologischen nachgedacht hat, dem kann es unmöglich entgangen sein, wie immer eine Beweisart in das Grenzgebiet der andern, allen logischen Kriegsgesetzen zuwider, übergeht.

übersehen können, zu urtheilen. Bescheidener geworden, werden wir lieber unsre Unwissenheit gestehen, als brüstend mit Einsichten prahlen wollen, die wir nicht haben. Allein wir wollen weiter hören, was jene philosophischen Alchymisten durch die Mischung so ungleichartiger Bestandtheile, vermittelst des Menstruums der Erfahrung, für einen Niederschlag erhielten.

Da sie in dem geheimen Conseil ihrer Spekulation den Plan zur Welt, wie sie sein sollte, fertig hatten, sahen sie sich um in der Welt, wie sie war. Es sollte die beste sein, aber ach! da fanden sich in dieser besten Welt Orkane und Feuerspeiende Berge, Uiberschwemmungen und Feuersbrünste, Pest und Hagelschlag, Mißwachs und Theurung, Hungersnoth und Krieg, giftige Pflanzen und giftige Thiere, auch giftige Menschen, die wie die Giftpflanzen, im Purpur blühten, und schuldlose gute, die wie das heilsame isländische Moos, zur verächtlichsten armseligsten Klasse gehörten. Kurz, es ließ sich durchaus nicht läugnen, daß in dieser

besten Welt nicht recht viel, und recht großes Uibel vorhanden sei. Was nun beginnen, da die Welt einmal die beste sein sollte und mußte? — O, da wußte man sich leicht zu helfen, — man läugnete kurz und gut das Uibel weg. Das System dieser Menschen war es, das sich widersprach, dieses System aber hatten sie vermöge eines kleinen Trugschlusses *) auf den Schöpfer gebaut, folglich hätten nicht sie, sondern der Schöpfer sich widersprochen, und das war es, was sie nicht zugeben konnten.

*) Er enthält richtig gezählt vier Sätze, und lautet eigentlich also:

Ein vollkommnes Wesen kann nichts Unvollkommnes machen!

Die vollkommne Welt zeugt von einem vollkommnen Schöpfer,

Da der Schöpfer vollkommen ist, kann er nichts Unvollkommnes machen,

Folglich — ist die Welt vollkommen.

Ein Schluß, der vielleicht einzig in seiner Art ist.

Weit entfernt jedoch, die Bewegungsgründe jener Männer verdächtig machen zu wollen, gestehe ich vielmehr, daß ich des festen Glaubens bin, sie haben aus reinem herzlichem Eifer für die gute Sache der Gottheit, gleichsam um die Ehre derselben zu retten, jene Behauptungen aufgestellt, und zu vertheidigen gesucht.

Ihre ganze Vertheidigung aber wurde ein Kommentar über die Worte: „Nichts ist so schlimm, das nicht dem Guten diente *)," kurz, sie machten es, wie dein junger

*) Belege hiezu liefern die Schriften aus der Epoche der Leibnitz-Wolfischen Schule in Menge. Hier seien einige aus Wolfs Werken selbst. Er behauptet in seinen Gedanken von Gott und der Welt §. 982. „Wäre eine bessere Welt, als diese, möglich gewesen; so hätte es nicht geschehen können, daß Gott ihr die unvollkommnere vorgezogen." (?) §. 703. „Derowegen, da Unvollkommenheit der Theile mit zur Vollkommenheit des Ganzen gehören kann; so

Freund, und Du. Man bewies erst aus dem Zusammenhange der Erde unter sich, und mit ihren

ist es möglich, daß wir, die nur die Vollkommenheit der Theile in etwas erblicken, keineswegs aber die Vollkommenheit der ganzen Welt zu begreifen fähig sind, die Welt unterweilen in einem und dem andern Stücke für unvollkommen ansehen, ob sie gleich in der That die größte Vollkommenheit hat, die in einer Welt sein kann." (?) An einem andern Orte §. 994. sagt er aber gar: „der Wille Gottes habe bloß mit der Wirklichkeit der Dinge, nichts aber mit ihrem Wesen oder ihrer Möglichkeit (Wirklichkeit ist nämlich dieser Schule complementum possibilitatis) zu thun, und deswegen könne Gott das Wesen der Dinge nicht nach seinem Gefallen einrichten, oder nach seinem Belieben darinnen ändern, was er wolle." Also ist Gott nicht die einzige conditio sine qua non? Und was denn noch außer ihm? Siehe da, das große eiserne fatum Homers, unter dessen unabänderlichen Schlüssen

lebenden Geschöpfen, aus der Zweckmäßigkeit der Organisation in diesen Geschöpfen selbst, ihrer ganzen Natur, Lebensweise u. s. w., daß alles sehr vortrefflich und vollkommen eingerichtet, und daß nichts als die Glückseligkeit dieser Geschöpfe der Zweck der Schöpfung sei — —

Verduc. Mit nichten, lieber Freund; das war es nicht, was man sonst bewieß, es war etwas ganz anderes. Sonst suchte man, wie du selbst schon bemerkt hast, aus allem jenem erst die Weisheit und Gütigkeit des Schöpfers, und aus dieser hinwiederum die Glückseligkeit der Geschöpfe zu beweisen.

Levignard. Was doch wohl am Ende auf Eins hinausläuft.

Verduc. Keineswegs. Bei jenen Beweisen streifte man in eine ganz fremde Region

selbst der Blitzeschleuderer Zeus stand. Wie weit konseqventer sind hier Spinoza und Fichte, und wie vielen Dank sind wir dem ehrwürdigen Weisen in Königsberg schuldig, den man immer noch nicht — verstehen will!

über, wo es dem Menschen zu fußen versagt ist (man transscendirte); wir hergegen hielten uns genau innerhalb der Schranken, die der menschlichen Vernunft angewiesen sind, d. h. im Gebiete unserer jetzigen Erfahrungswelt, wo allein Erkennbarkeit für uns möglich ist. Hier sahen wir, hier forschten wir, und hüteten uns, mehr auszusagen, als wir hier gesehen, und erforscht hatten. — Lassen wir aber dies einstweilen dahin gestellt sein, und fahre Du fort.

Levignard. Ich verkenne den Unterschied nicht, allein ihr seid einander doch insofern ähnlich, als ihr von beiden Seiten erst den Machtausspruch thatet, daß die Geschöpfe auf der Erde zur Glückseligkeit bestimmt seien, und dann alles, was das Ansehen haben könnte, diesem entgegen zu sein, mit ächt sophistischer Dialektik hinweg witzeltet. Ich will dir nun ein Paar Probestückchen aus jenem Kommentar über den bekannten Text vorlegen, woran sich erbauen mag, wer kann.

Ein solcher Philosoph hört von einem Erdbeben, das ganze Länder erschüttert, Städte ver-

schlungen, tausende von Menschen unter den Trümmern von andern begraben hat, und wie tröstet er nun die jammernden Unglücklichen, die mühsam sich, und nichts als sich, aus der Gefahr retteten? — Er beweist ihnen, daß dieses so sein mußte; daß ohne dieses Erdbeben die Welt nicht bestehen könne; der Zusammenhang des Ganzen zerrüttet werden würde; daß es überhaupt nichts weiter, als eine etwas starke Aeußerung derselben Kraft sei, die in den Schachten die Metalle koche; daß es im Plane der Schöpfung schon vorher so bestimmt gewesen; daß jetzt kein Sonnenstäubchen anders liegen dürfe, wenn nicht in einigen Jahrhunderten das ganze Menschengeschlecht von der Erde vertilgt sein sollte. (Die Fremde seufzte hier.)

Kurz darauf hört er von den schrecklichen Verwüstungen, die ein Wolkenbruch angerichtet, wobei hundert sonst blühenden Familien nichts als der Bettelstab, und nagender Kummer um Geliebte, die ihr Grab in den reißenden Fluthen fanden, geblieben ist. „Kurzsichtige — ruft

er ihnen entgegen — warum jammert ihr? Eure Thränen und Seufzer sind nichts als eben so viele lieblose Ankläger gegen die Vorsehung, deren Wege in Dunkel gehüllt und unerforschlich sind! Seht, es mußte hier ein Wolkenbruch fallen, diese Aernten und diese Wohnungen verwüsten, und diese Menschen vertilgen, wenn nicht hundert Meilen von hier alles verdorren, und noch weit mehrere Menschen umkommen sollten."

Hat der giftige Schierling eine ganze Familie getödtet, die ihn aus Unwissenheit statt Petersilie aß; gleich heißt es: „o wie gut hat die Natur es eingerichtet, daß unter so vielen hundert Gattungen nützlicher und heilsamer Pflanzen auch einige giftige wachsen. Gift ist einmal in der Natur, und mußte darin sein; hätte er sich also von ganzen Fluren nicht in einige Pflanzen gezogen, so wären alle vergiftet worden, und welch ein Unheil wäre daraus entstanden! Kann man also wohl die Vergiftung einiger weniger gegen die Erhaltung so vieler in Anschlag bringen?"

Hast du an diesen wenigen Proben genug, oder verlangst du deren noch mehrere *)?

Die Fremde. Fast möcht' ich noch eine von Herrn Verduc verlangen.

Verduc. Und diese eine wäre?

Die Fremde. Mir zu sagen, ob alle die Scenen des Schreckens und Entsetzens, die wir jetzt täglich um uns her mit Schaudern wahrnehmen, ob auch diese unsern Glauben an die Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit rechtfertigen?

*) Was der berühmte Seneca in seinen stoischen Floskeln hierüber predigt, ist bekannt genug. Aehnliche Rechtfertigungen des Uebels findet man bei Gellert, Villaume, Feß u. a. die, wie ich glaube, vorzüglicheren, in Salzmanns Himmel auf Erden. Verschiedene haben des würdigen Raths Becker Zeitungen geplündert, um Belege dazu aufzuhäufen.

Verduc. Der Vortheil davon ist unverennbar. Man wird Rechte und Pflichten zwischen Regent und Unterthan richtiger abwägen und ausgleichen; die Gesetze nicht zum Privatvortheile von einigen wenigen machen, sondern für alle gleich streng und gleich vortheilhaft, es wird also in diesem Punkte kein Ansehen der Person, sondern allgemeine Geichheit statt finden; kein Staatsbürger wird in seinem Gewerbe oder seinen Unternehmungen gehindert werden, sofern er nicht dabei den Gesetzen entgegen handelt, es wird also Freiheit herrschen; man wird die Rechte der Menschheit mehr anerkennen, dadurch die Anmaßungen gewisser Menschenklassen, die sich Vorzugsweise die ädeln nannten, mehr einschränken, und die sogenannten niedern Volksklassen nicht zum Vortheil jener unterdrücken; die Sitten werden gewinnen, wie das physische Wohl. Bedenken Sie nun noch, daß diese Revolution unsers Landes ein lebendiger Fürstenspiegel für unsre ganze Mitwelt ist, daß auch in andern Ländern der Willkühr des Despotismus Einhalt geschehen

wird, Fürsten freiwillig obschon im Stillen die Gesetze auf die Rechte der Menschheit gründen, und Unterthanenwohl mehr und mehr berücksichtigen werden; so — —

Levignard. Werden sie das thun? Allerdings wird es der weisere bessere Fürst, der ein wirklicher Statthalter Gottes treu seinem göttlichen Berufe lebt, und nichts so hoch als seine Pflicht achtet; allein gleichen alle Fürsten diesem Bilde? Ich fürchte, daß dadurch in manches Fürsten Brust auch der Gift des Argwohns sich einfressen werde, und ist dieser argwöhnische Fürst ein feiger Mensch; so wird er Vorkehrungen treffen, die seinen Unterthanen nicht anders als sehr drückend sein können. Man wird ihr physisches Wohl beschränken, um ihren Muth niederzudrücken; man wird durch Censuredickte, Preßzwang, geistliche Inquisitionstribunale, Verfolgung des Denkers, Hinderung der Aufklärung jeder Art, Stumpfsinn und Bigotterie befördern, damit der Mensch wie das Eselein im Stalle nur gelassen bleibe, und von

dem, was er dürfe, gar keine Ahndung erhalte.

Verduc. Auch gut. Solche Fürsten sind sich selbst die schlimmsten Feinde, und arbeiten durch ihren Druck und Zwang mehr und wirksamer auf ihren Sturz, und für die gute Sache der Menschheit, als sie sich nicht einbilden. Ihre Schmeichler und Rathgeber leisten nicht, wie die Schwachen sich vielleicht bereden, ihnen, sondern unwissend der Menschheit gute Dienste. Nur die Thronen solcher Fürsten haben den Sturz zu befürchten, indeß der ädle gute Fürst, auch von keinen Miethlingen bewacht, ruhig auf dem seinigen verharrt, weil er weiß, daß er auf dem sichern Fundamente der Volksliebe errichtet ist. Denn warlich, so thöricht sind die Menschen nicht, daß sie für einen leeren Schall, den Namen eines Republikaners, wirkliche Vortheile aufgeben sollten; sie sehen es recht gut ein, daß Freiheit eben so gut da wohnt, wo das Gesetz und Einer herrscht, als wo das Gesetz und Viele herrschen. Wo nur der Fürst

sich selbst bescheidet, daß auch er unter den Gesetzen stehe, kurz, wo der Fürst nie der ersten aller Fürstentugenden, der Gerechtigkeit, vergißt, da ist jeder Staatsbürger ein Republikaner *).

*) Ich weiß hierüber fast nichts Schöneres, als die Antwort jenes Müllers, dem Friedrich der Einzige sagte, ob er nicht wisse, daß er ihm seine Mühle mit Gewalt nehmen könnte? „O ja, sagte er, wenn keine Justiz in Berlin wäre." Diese Antwort ist mehr, als bloß naiv. — Was die oft mißverstandenen Ausdrücke Gleichheit und Freiheit besagen, das weiß ich nicht eindringender, als mit den Worten des Marqvis von Boufflers zu sagen: „Die Gesetze der Schweizer sind strenge, aber die Schweizer haben die Freude, sie sich selbst gegeben zu haben, und der Schweizer, der gehängt wird, weil er sie übertrat, genießt des Trostes, sich vom Henker gehorcht zu sehen."

Levignard. Das war freilich gewiß, daß mein Freund überall in dem dunkeln Gewittergewölk einen lichten Punkt auffinden müßte, durch den sich ein Sonnenstrahl hindurchstiehlt. Im Ganzen aber hast du jetzt nichts gethan, als zu meinen vorigen Proben noch eine geliefert, und noch stehen wir auf derselben Stelle.— Jene Vertheidiger würden sagen, „seht, so herrlich hat die Vorsehung alles eingerichtet, daß aus jedem Uibel Gutes entspringt, es sind nur kleinere Uibel da, um weit größere zu verhindern, das ist Beruhigung für uns im Leiden, und wir haben Ursache die Vorsehung zu preisen!" Was du sagen würdest, käme mit einer kleinen Veränderung auf dasselbe hinaus. Allein ist die Vorsehung dadurch gerechtfertigt, die Ehre der Gottheit wirklich gerettet? Kann nicht das Geschöpf, auf das unter solchen Umständen der Druck der Leiden fürchterlich traf, kann es nicht ausrufen: „Ja ich sehe, du hast deine Geschöpfe zur Glückseligkeit bestimmt, auch mir hast du den Trieb dazu unvertilgbar in die Brust gepflanzt, — aber warum nur mich, gerade

mich zu diesen Leiden bestimmt? Warum soll ich mit tausendfachen Quaalen ringen, und der Ableiter sein, auf den jeder Bliz des Unglücks herabzischt? Jene sollten sich also freuen, und nur ich, nur ich bin der Verworfene, auf dessen Kosten sie es sollen? — Hab' ich nach diesem Dasein verlangt? Warum ließest du mich nicht im Schoos des Unbewußtseins ewig schlummern? Warum muß ich diese Last des Lebens mit mir mühsam umherschleppen? — Ha, hättest du sie behalten, diese folternde Wohlthat, für die ich nicht danken kann, denn was anders als ein leichtfertiger Knabenstreich kann es mir scheinen, mich zum Gefühl des Daseins hervorzurufen, um mich, wenn ich da bin, zu quälen?" — Sage, Verduc, kann er nicht so ausrufen? Und findest du deren nicht unzählige, die dieses Dasein verwünschten, weil es sie zu unsäglichen Leiden verdammte?

Verduc. Nur ein Undankbarer wird das, der nicht auch die Freuden berechnet, die das Schicksal ihm —

Die Fremde. Sparsam genug zumaß. So wollten sie doch sagen? — Nein, Herr Verduc, ich fragte vorhin nicht vergebens nach dem Guten, das aus dem gegenwärtigen Schlimmen hervorgehen werde. Ich will es wünschen, daß alles, was sie sagten, eintrifft, obwohl ich nur geringen Antheil an der allgemeinen Glückseligkeit haben werde, denn jedes frohe Gesicht und jedes lachende Auge wird mich stets nur an mein Unglück und meinen Verlust erinnern. Mich kostet das Wohl dieser Nation alles, was mir auf dieser Welt das Liebste und Theuerste war.

Mad. Levignard. Wenn es keine zu indiskrete Forderung von mir, und nicht zu schmerzlich für ihr reizbares Gefühl ist, kaum verharschte Wunden wieder aufzureißen; so bät' ich wohl, uns ihre Schicksale mitzutheilen. Vielleicht, daß unser Freund dann anders spräche.

Die Fremde. Ich will versuchen, Ihnen mit möglichster Fassung die Geschichte meines

Lebens zu erzählen, das nichts als ein zusammenhängendes Gewebe von Unglücksfällen ist.

„Kalabrien ist mein Vaterland. Mein Vater, ein Kaufmann, galt für einen von Seminara's reichsten Einwohnern. Ich war das jüngste von drei Geschwistern, und meiner Mutter kostete meine Geburt das Leben, ein trauriger Umstand, der mich nicht bloß der süßen Mutterliebe, sondern auch der Herzlichkeit meines Vaters beraubte. Er, der meine Mutter außerordentlich geliebt hatte, konnte mich, durch die er sie verlor, nicht willkommen heißen, und sein Schmerz verleitete ihn zu der kleinen Ungerechtigkeit, in mir nicht die unschuldige Ursache von dem Tode meiner Mutter zu sehen. Ob er nun schon mich nicht schlimm behandelte; so kränkte es mich doch bisweilen sehr, wenn ich sahe, daß er minder herzlich gegen mich, als meine Geschwister, war. Die Freundschaft und Liebe von diesen tröstete mich.

„So war ich zwölf Jahre alt geworden, als jenes fürchterliche Erdbeben, das mein Vater-

land verheerte, auch mich alles dessen beraubte, was das Leben Wünschenswerth machen kann. Finstre Nacht deckte am Mittag unsre Gegend; Ströme von Regen stürzten hernieder; fürchterlich heulte der Sturmwind; der Donner krachte; und die Erde dröhnte. Häuser stürzten rings um uns nieder, und Feuer brach in den Ruinen aus. Ich war mit meinen Geschwistern eben bei einem Onkel, und in dem Augenblicke, wo wir zu unserm Vater gehen wollten, stürzte das Haus zusammen. Wie mir geschah, weiß ich nicht, nur fühlt' ich bald einen quälenden Durst, bis ich nach und nach alles Bewußtsein und Gefühl verlor. Nur durch ein Wunder bin ich gerettet worden, denn nach neun Tagen, die ich ohne Nahrung gewesen bin, hat man mich unter den Ruinen in einer starren Todähnlichen Fühllosigkeit hervorgezogen. Mit Mühe hat man mich wieder zum Bewußtsein, und in das Leben zurückgebracht. Ach, soll ich denen, die es thaten, es danken? Ich kam nur wieder zum Bewußtsein, um die Beute des nagendsten Schmerzes zu werden.

„Mein Onkel und meine Geschwister waren zerschmettert unter den Ruinen hervorgezogen worden, und ach! mein armer Vater war des entsetzlichsten Todes gestorben. Als das Feuer überhand genommen hatte, sah man ihn Stundenlang dem schrecklichsten Tode entgegen gehen. Umgeben von einer großen Feuerglut, durch die man nicht dringen konnte, und zurückgehalten durch große schon glühend gewordene Steinblöcke, hörte man sein schreckliches Winseln, und mußte ihn lebendig verbrennen sehen *). — O, so starbst du, mein unglücklicher Vater, und deine unglückliche Tochter hatte damals keine Thränen, dich zu beweinen, wie jetzt!“

Hier machte die Unglückliche eine Pause in ihrer Erzählung, denn die Erinnerung an jene Scenen des Schreckens preßten noch jetzt Seufzer ihrer Brust, und Thränen ihren Augen aus. In Aller Augen war Rührung und Mitleid zu le-

*) Bartels Briefe auf seiner Reise durch Kalabrien. 1786.

sen, und Levignards auf Verduc gerichtete Blicke schienen zu fragen „was sagst du nun?“ Als sie nach kurzer Frist sich zu sammeln gesucht hatte, fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Da stand ich nun, beraubt aller derer, die Antheil an meinem Schicksale genommen hätten, getrennt von allem, was mir theuer gewesen war, niemandem angehörig, ohne Schutz, ohne Trost, mitten unter Menschen allein, und eben so arm als verlassen. Wirklich war von meines Vaters großem Vermögen nichts gerettet, oder was man etwa aus dem Hause noch hatte bringen können, war die Beute schlechtgesinnter Menschen geworden, die auch mitten in der schrecklichsten Empörung der Natur, wo fast jeder ihren Untergang fürchtete, noch auf Raub und Plünderung dachten. So blieb mir jetzt von allem, was ich ehedem besessen hatte, außer meinem Leben nichts als die durch mein Hervorziehen unter dem Schutte auch schon zerrissene Kleidung übrig.

„Meine wunderbare Rettung wurde bald das allgemeine Gespräch, meine Jugend und

meine Lage gewannen mir das Mitleid guter Menschen. So hörte auch ein biederer durchreisender Schweizer von mir, und war begierig mich zu sehen. Man führte mich zu ihm. Meine trostlose Miene vollendete den Eindruck, den die Erzählung meiner Schicksale schon auf sein Herz gemacht hatte. Mit Theilnehmung drückte er das verlaßne Mädchen in seine Arme, und fragte mich mit sanftem gerührtem Tone, ob ich mit ihm gehen wolle. „O gern, gern!“ rief ich unter Schluchzen aus, denn es that meinem Herzen so unendlich wohl, wieder einen Menschen zu haben, von dem ich sagen könnte, ich gehöre ihm an.

„Nach einigen Tagen reist' er mit mir ab. Der Mann war ädel und brav, ich betrachtete ihn als meinen Vater, und hieng an ihm mit vollem warmem Herzen. Meine Liebe für ihn gewann mir bald die seinige, und er gab mir den süßen traulichen Namen Tochter. Nach einigen Wochen langten wir in seiner Heimath an, und er stellte mich seiner Gattin und seinen

Kindern als einen Gegenstand des Mitleidens und ein neues Glied ihrer Familie dar. Man nahm mich auch hier freundschaftlich und herzlich auf.

„So wäre ich bis jetzt wenigstens alles des Glückes theilhaft geworden, auf das man bei meinen Erinnerungen Anspruch machen kann. Allein auch dieses Glück war von keiner längeren Dauer, als jedes Erdenglück. Bald sollte ich die traurige Erfahrung machen, daß dasjenige, was die Menschen am festesten an einander ketten sollte, der Gedanke an einen gemeinschaftlichen Vater, daß eben das sie am schrecklichsten trennt, und selbst sonst gute Menschen hindert, ihr Herz dem ganz zu schenken, der diesen Vater auf eine andre Weise verehrt und anruft, als sie.

„Eines Morgens fand mich die Gattin meines Wohlthäters auf meiner einsamen Kammer, wie ich eben mein Gebet verrichtete. Sie hatte mich nur von hinten gesehen, meines stillen Gebetes sich gefreut, und kam auf mich zu,

mich zu umarmen. Da erblickte sie in meiner Hand den Rosenkranz, und fuhr zurück wie vor einer Schlange. Von diesem Augenblicke an war sie mir nicht mehr das, was sie mir vorher gewesen war, und es war sichtlich, daß sie ihre Kinder, wo sie nur konnte, von mir entfernte, gleichsam um sie vor meiner Religion, wie vor einem ansteckenden Gifte, zu bewahren. Zwar muß ich gestehen, daß sie immer gütig gegen mich blieb, so wie ihre Kinder freundschaftlich, denn ihre Herzen waren besser als ihre Einsichten richtig, und behielten, wenn es zum Handeln kam, gewiß stets die Oberhand; allein es war doch die vorige Traulichkeit nicht mehr da, mehr Zurückhaltung, mehr Zwang. Ach! und das that meinem Herzen wehe, sehr wehe, denn dies Herz hieng so ganz an diesen Menschen, und hatte keinen Wunsch, außer ihr Glück. Ich mußte mich als eine Ursache ihrer Unzufriedenheit betrachten, und wie konnt' ich mich also jetzt noch glücklich fühlen?

„Fünf Jahre verlebt' ich so, als der junge Dumont mich kennen lernte. Er machte eine

Reise durch sein Vaterland, Italien und die Schweiz, und war an meinen Wohlthäter empfohlen. Er schien einige Neigung gegen mich zu fassen, unterhielt sich oft und lange, und, wie es schien, auch gern mit mir. Bei seiner Abreise fragt' er mich, ob er nicht in der Entfernung seine Unterhaltungen mit mir fortsetzen dürfe. Ich versicherte ihm, daß es mir Vergnügen machen würde, auf diese Weise auch ferner noch seine lehrreichen Unterhaltungen erhalten zu können. Wirklich schrieb er öfter an mich, als ich nicht gehofft hatte, und ich, mit Begünstigung meines zweiten Vaters, antwortete ihm eben so oft. Nach der Frist eines halben Jahres trat er eines Abends ganz unvermuthet in unsern Zirkel, und hielt sich einen ganzen Monath bei uns auf, nach dessen Verlauf ich als seine Braut mich von den biedern Schweizern trennte.

„Gleich nach unserer Ankunft in Paris wurd' ich die Gattin des würdigsten Mannes. In seinen Armen vergaß ich alles ausgestandene Un-

gemach des Lebens, und der Wunsch, ihn zu beglücken, lehrte mich selbst die süßesten Freuden kennen. Unsre Zimmer waren unsre Welt, wir lebten nur für einander, und fühlten uns unaussprechlich glücklich. Doch sollte unser Glück noch erhöht werden, denn ich gebar meinem Gatten diese Tochter, und im andern Jahre darauf auch einen Sohn. O warum mußte diese Revolution ausbrechen, und dieses stille Glück unserer Häuslichkeit so schrecklich morden!

„Mein Gatte war Mitglied des Parlements gewesen, und hatte mit dem Prinzen von — in Verbindung gestanden. Daß er die Rechte des Königs zu vertheidigen gesucht, von Billigkeit gegen einen Monarchen gesprochen, dem es nie an Güte des Herzens, nur an Stärke des Geistes und Festigkeit des Willens gemangelt, und daß er an den geflüchteten Prinzen geschrieben, war gewissen Ungeheuern, die den Schutz der Freiheit vorwendeten, um ihre Leidenschaften der Rache und des Geizes zu befriedigen, Ursache genug, ihn verdächtig zu machen, und den ge-

hässigen Namen eines Royalisten ihm zuzuziehen. An manchen Neckereien und gewissen zweideutigen Aeußerungen eines berüchtigten Bösewichts, dem es trotz seiner Geist- und Herzlosigkeit gelungen war sich geltend zu machen, fühlte mein Gatte bald, daß seine Sicherheit und sein Leben in Gefahr seien. Wir beschlossen in den ruhigen Thälern der Schweiz, fern von dem stürmischen Meere der Hauptstadt, bei den redlichen Bewohnern der Sennenhütten, Schutz und Ruhe zu suchen. Unser Vorsatz wurde dadurch, daß wir mehreres Hausgeräth in Geld umzusetzen suchten, verrathen, und ich soll nun auf Glück und Ruhe in dieser Welt nie mehr hoffen.

„In der Nacht drang man unter fürchterlichem Geschrei in unsre Wohnung. Mein Gatte sprang auf, um zu sehen, was es sei, und rief mir zu, mich nach der hintern Treppe mit den Kindern zu begeben. Ich eilte zuerst mit dieser Tochter fort, und denken sie sich, wie mir war, als ich zurückkam, den Säugling aus der

Wiege zu holen, und bei dem Scheine von Laternen meinen Gatten mit gespaltenem Haupte auf dem Saale liegen, und ach! den unschuldigen Säugling durchbort und wimmernd auf dem Bajonette eines Barbaren sah."

Mad. Levignard. Gott im Himmel, hören Sie auf! Das ist schrecklich, und zerreißt mir das Herz!

Levignard. O ich fühl' es an mir, wie es dem Mutterherzen sein mußte! — Und das geschah am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in einem Staate, der für den polizirtesten Europa's gilt, von Menschen, die die Heiligkeit der Menschenrechte stets im Munde führen! — Sage, Verduc, sage, wie kann man da noch an deine Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit glauben, wenn man solches Elend sieht?

Emil. O Herr Verduc, was können Sie hierauf sagen? Sie sehen, ich bin wie auf der Folter. Reden Sie, und befreien Sie mich von dieser quälenden Unruhe.

Verduc. Glauben Sie, daß ich nicht Gefühllos bin, und daß die Erzählung Ihrer allerdings nicht glücklichen Schicksale mich sehr erschüttert hat. Allein jetzt wird der Richter in mir aufgefordert, und den muß selbst die Stimme des Mitleids nicht bewegen, ein ungerechtes Urtheil zu fällen. — Ich muß also gestehen, daß Ihnen wenig Glückseligkeit scheint zu Theil geworden zu sein, allein ich frage nun auch, ob dies nicht zum Theil Ihre eigne, oder, wenn Sie lieber wollen, Ihres Gatten Schuld war?

Mad. Dumont. Wie so? — Wie kann das?

Verduc. Wir sind, glaub' ich, darüber einig geworden, daß unsere Glückseligkeit unser eignes Werk sein müsse. Wir wissen, was uns gut, und nicht gut ist; das was uns gut ist, begehren, was uns nicht gut ist, verabscheuen wir, schon vermöge eines gewissen unserer Natur eingepflanzten Triebes. Das Erhalten des begehrten Guten, und das Abwenden des verabscheuten Uibels hängt aber von den Mitteln

ab, die wir dabei anwenden. Diese Mittel giebt uns unsere Vernunft an die Hand, und der Zweck wird uns nicht entstehen, sobald wir die Mittel gehörig anwenden.

Mad. Dumont. Noch versteh' ich Sie nur halb. Was hätte also mein Gatte in seinem Falle thun müssen?

Verduc. Die Klugheit *) zu Rathe ziehen, nicht für den König reden, nicht an den

*) Das System des Evdämonismus kann durchaus der Klugheit nicht entbehren, und der konsequente Evdämonist kann kaum anders, als jedem, den er unglückselig sieht, die Schuld davon selbst beizumessen, und sie seinem Mangel an Einsicht, oder den nicht genau berechneten Folgen seiner Handelsweise zuzuschreiben. Am umfassendsten hat dies System Knigge vorgetragen in seinem Werke über Eigennutz und Undank. Der Moralität, sieht man, ist dieses System nicht eben günstig, aber es hat einen andern Vortheil gewährt,

Prinzen schreiben. Er konnte ohne viele Mühe die Folgen davon zum Voraus berechnen. Daß er sie nicht berechnete, war sein Fehler, und mithin kommt der Verlust seines Lebens auf keine andere, als seine eigne Rechnung.

Levignard. Der Mensch soll die Folgen seiner Handlungen berechnen. — Das ist bald gesagt, wenn es nur auch eben so bald gethan wäre. Wie kann das der Mensch? Er, der oft kaum die nächste Folge seiner Handlungen mit Gewißheit anzugeben im Stande ist, er soll nicht diese nur, sondern eine ganze lange Reihe derselben übersehen, — welche Forderung! Unmöglich kann sie gegründet sein, denn das hieße

nämlich Beförderung der Aufklärung. Da der Evdämonist den ganzen Stammbaum des Uibels aus der Wurzel der Unwissenheit erwachsen sieht, so kann er, wenn er konsequent bleiben will, nicht anders, als das Unglück der Menschen durch Aufklärung vermindern wollen. Aus dem, was schon oben gesagt worden ist, wird man dies noch deutlicher einsehen.

doch warlich nichts anders, als des Menschen Glückseligkeit von einer Bedingung abhängig machen, die nicht in seiner Gewalt steht. — Nehmen wir nun den gegenwärtigen Fall, und setzen ihn mehr auseinander. Herr Dumont, meinst Du, hätte nicht für den König sprechen, und nicht an den Prinzen schreiben sollen, weil Unglück für ihn daraus erwachsen konnte. Allein hätte ihn denn doch diese sogenannte Klugheit, wenn er sie angewendet hätte, nicht irre führen können? War es denn ganz undenkbar, daß die Parthei des Königs und Adels ebenfalls die Oberhand behalten konnte? Und wenn diese sie behielt, was war dann die Folge für ihn, wenn er gegen den König gesprochen hatte, als — sein Unglück?

Verduc. Die größere Wahrscheinlichkeit war aber doch, daß diese Parthei nicht die Oberhand behalten würde, und da riethen allerdings Klugheit und Vortheil, die andere nicht zu beleidigen. Hätte er also der größeren Wahrscheinlichkeit gefolgt — —

Levignard. So hätte er seine Unklugheit nicht mit dem Leben gebüßt. Das ist freilich ganz richtig, allein fühlst du nicht, wie schlimm es mit der menschlichen Glückseligkeit aussieht, wenn sie doch immer nur — von einem Vielleicht abhängt. Wie viele Vielleichts sind nicht in den meisten Fällen denkbar, ja wahrscheinlich? Ist aber das nicht dem Lahmen einen Strohhalm zur Stütze gegeben?

Mad. Dumont. Und wenn zwei solcher Vielleichts gleich wahrscheinlich sind, was soll man dann thun?

Verduc. Nichts. Man bleibt neutral, und wartet ruhig die Zeit ab, wo ein Zufall für das eine der beiden Vielleichts den Ausschlag giebt.

Mad. Dumont. Wenn aber die Pflicht zu handeln gebietet?

Verduc. Die Pflicht? Wozu? — Soll ich mich nicht glückselig *) machen? Das wird also meine erste Sorge sein.

*) Ein für allemal will ich hier erinnern, daß in dieser ganzen Darstellung unter menschlicher

Levignard. Ich will einmal ganz vergessen, zu welchen schrecklichen Folgerungen dies

Glückseligkeit nichts anders verstanden wird, als derjenige Zustand des Menschen, in welchem er seine Naturbedürfnisse auf eine ihm angemessene Weise leicht befriedigen kann, und in dieser Befriedigung durch nichts von außen gestört wird. Wer sie anders erklärt, versteht sich selbst nicht. Daß man sie aber anders erklärt, weiß ich recht gut, denn die Anhänger der Glückseligkeitslehre theilen sich in zwei Partheien, in reine und geläuterte Evdämonisten. Der reine Evdämonist ist der, von welchem hier die Rede ist, er setzt sich eigne Glückseligkeit zum Zwecke: der geläuterte hingegen fremde, d. h. er setzt sich zum Zwecke, alles um sich her glückselig zu machen, wenn auch er selbst darunter leiden sollte. Gutmüthige Menschen mögen wohl diese Evdämonisten sein, aber konsequente Denker sind sie gewiß nicht. Abgerechnet, daß sie mit Worten spielen, und etwas für Glückseligkeit ausgeben, was allen ge-

leiten könnte, und dich nur fragen, ob du wirklich meinst, daß nur durch Mangel an Klugheit der Mensch den Zustand seiner Glückseligkeit zerstöre?

Verduc. Kann ich anders? Hat nicht der Mensch Vernunft? Also das Vermögen Absicht, Mittel und Zweck gegen einander auszugleichen?

sunden Begriffen zu Folge ganz etwas anderes ist, auch abgerechnet, daß sie gar nicht wissen können, wie man allgemeine Glückseligkeit befördere, oder daß sie dem verderblichen Grundsatze gemäß handeln müssen, daß der Zweck die Mittel heilige; so sind sie immer auch mehr auf eigne Glückseligkeit gesteuert, als sie nicht meinen. Denn wollen sie sich gewissenhaft antworten, warum sie nun eigentlich die allgemeine Glückseligkeit befördern wollen; so werden sie sagen müssen — weil aus dieser auch die unsrige erwächst. Bisweilen müssen diese beiden Systeme von einander borgen, und das hab' ich freilich auch in der Darstellung nicht vermeiden können.

Thut er dieses nun nicht, so ist es seine Schuld, so wie das, was daraus folgt, Verlust seiner Glückseligkeit.

Levignard. Dadurch gestehst du, daß es in jedem gegebenen Falle in der Macht des Menschen stehe, seine Glückseligkeit zu befördern. — Dies führt uns aber einmal auf den schon verhandelten Satz, daß bis jetzt der Mensch noch nicht reif zur Glückseligkeit sei, weil seine Vernunft noch nicht in dem Grade ausgebildet ist, daß er in jedem gegebenem Falle alle Folgen seiner Handlungen berechnen kann; aber nun noch eine zweite Frage: Kann der Mensch auch die Macht der Natur zwingen, daß in ihr nie etwas geschehe, wodurch seine Glückseligkeit in Gefahr kommen könnte? — Du siehst, daß ich dir jetzt viel zugebe, nämlich, daß Herr Dumont, wenn er Klugheit genug besessen hätte, seiner Glückseligkeit nicht verlustig geworden wäre; allein wie hätte es Madam Dumont bei dem Erdbeben in Kalabrien anfangen sollen, um ihren Vater und Onkel, ihre Geschwister und ihr Vermögen nicht zu verlieren?

Verduc. Das ist ein ganz anderer Fall. Wider die unsichtbaren Kräfte der Natur vermag freilich unsre Macht nichts. Das müssen wir nun schon einmal so sein lassen, und uns dem geduldig fügen, was wir zu ändern nicht vermögen.

Levignard. O, ich denke, wir werden uns noch in mehreren Stücken fügen, und noch gar manches andere auch so sein lassen müssen. Aus dem aber, was du jezt mir zugestanden hast, ziehe ich auch noch die Folgerung, daß es auch mit der Glückseligkeit der vernünftigen Erdenbewohner in jeder Periode, die du so reizend zu schildern dich bemüht hast, so ganz richtig nicht aussehen werde. Werden sie wohl alle unsichtbaren Kräfte der furchtbar erhabnen Natur so gängeln können, wie wir ein Gespann wilder Rosse gängeln? Zwar hast du so etwas nicht undeutlich zu verstehen gegeben, allein ich fürcht', ich fürchte —

Verduc. Hofnung ist süßer als Furcht.

Mad. Levignard. Täuscht aber eben so oft als die Phantasie.

Emil. Die Sache wird mit jedem Augenblicke verwickelter und schwieriger, und wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich gestehen, daß mir alle zugleich Recht und Unrecht zu haben scheinen. Bis jetzt hab' ich bloß gehört, und keine Parthei genommen; jetzt lassen sie mich sagen, was ich denke. Man findet auf der einen Seite in der menschlichen Natur so viele Anlage und Beruf zur Glückseligkeit, und auf der andern wieder so vieles andere, das feindselig mit dieser Glückseligkeit zusammenstößt. Kann man bei dem einen nicht umhin, nicht alles als Veranstaltung eines weisen und gütigen Wesens anzuerkennen; so ist es bei dem andern fast eben so unmöglich, nicht die geheime Bosheit eines Unglückfrohen Wesens vorauszusetzen. Sollte das die Menschen nicht berechtigen, jener Sage Glauben beizumessen, nach der die Welt das nicht mehr ist, was sie ursprünglich war?

Verduc. So! Ein Gott und ein Teufel, ein Prinzip des Guten und ein Prinzip des

Bösen. — Das hieße nun freilich den Knoten auf gut persisch zerhauen, allein zu so verzweifelten Mitteln brauchen wir bei dem jetzigen Zustande der Philosophie unsere Zuflucht nicht mehr zu nehmen, und wir wollen den Knoten so lange nicht zerhauen, als wir noch Hofnung haben, ihn aufzulösen. Dem zur Glückseligkeit bestimmten Menschen fließen, wie wir gesehen haben, aus zwei Quellen Übel und Unglück zu. Die Natur und die Menschen sind die Peiniger, die ihn verfolgen. Was die erste betrifft; so ist freilich wahr, wir können ihr nicht entrinnen, und müssen sie — wenigstens jetzt noch, denn für die Zukunft können wir ja doch nicht reden — tirannisch über uns walten lassen. Was ist es aber am Ende auch alles, das sie uns raubt? — Das Leben! Und da der Vorhang doch einmal fallen muß, was macht es für einen großen Unterschied, ob das Schauspiel sich mit fünf oder drei Akten schließt, wenn uns das Stück nur sonst gefiel? Nur in diesem letztern liegt jetzt noch die Schwierigkeit, und so kommen wir auf die zweite Quelle unsers Unglücks, auf die

Menschen. Sehen wir hier bis zur Quelle zurück, und forschen nach, aus welchem Bewegungsgrunde der Mensch dem Menschen Uibel zufügt; so finden wir den Eigennutz, der in unsern jetzigen Konventionen durch die künstlichen Bedürfnisse erzeugt, und durch eine schlaffe weichliche Sinnlichkeit groß gezogen wird. Bekanntlich wollte Rousseau hier auf einmal reinen Weg machen, und wollte die Quelle ableiten, denn natürlich hätte sich das Uibrige dann von selbst gegeben. Er wollte, denn das Können stand freilich nicht in seiner Macht, und steht in keines Menschen Macht, weil — die Natur nicht will. Durchaus müssen wir also die Menschen so nehmen, wie wir sie nun einmal finden, und da fragt sich, ob es denn ganz unmöglich sei, daß wir, troß dem Durchkreuzen des Interesse des einen mit dem des andern, der Glückseligkeit bei ihnen theilhaft werden können? Hier haben wir nun die beiden Stücke zu berücksichtigen, unsre Triebe und Neigungen, die auf die Glückseligkeit abzielen, und unsre Vernunft, die uns zur Befriedigung derselben hilfreiche Hand leistet. Ge-

brauchen wir diese recht, so kann uns jene nicht entstehen, nur müssen wir uns durch gewisse politische Einrichtungen, durch die Strafgesetze des Staates nicht Muthlos, durch manche hochtönende Worte, als Pflicht und Tugend, und wie die Popanze weiter heißen, die eine schlaue Politik im furchtbaren Bunde mit einer anmaßenden Theologie uns zwangen für etwas Wirkliches anzunehmen, durch diese, sag' ich, müssen wir uns nicht schrecken lassen. Mit Klugheit, List, Verschlagenheit kommt man ja überall weit genug, sollten sie uns wohl hier verlassen? Wir müssen Ambos oder Hammer sein, sonst ist hier keine Wahl. Zu dem ersten treibt uns unsere natürliche Neigung, nun — was zaudern wir also? — Ja, es ist uns jemand im Wege? Mag er, wir verdrängen ihn, und sorgen nur, daß es auf gute Art geschehe. Allein er will durchaus nicht weichen, und dennoch können wir sonst nicht zum Ziele kommen. O, nur Geduld, er soll schon Platz machen. Wir warten nur den gelegenen Zeitpunkt ab, schaffen den, der nicht weichen wollte, ganz weg, und siehe da — wir

sind am Ziele! — Liegt es also nicht lediglich an uns, ob wir glückselig werden wollen?

Levignard. O entsetzliche Folgerungen, die ich vorhin zu nennen zitterte. — So weit brächte uns also diese gepriesene Klugheit! Wenn der Vater dem Sohne zu lange lebt, und dieser dadurch verhindert wird, ganz nach seinem Sinne zu leben; so schafft er ihn auf die Seite?

Verduc. Das folgt daraus.

Levignard. Wenn der treulose Gatte der Gefährtin seiner Tage überdrüßig ist, so mordet er sie?

Verduc. Er wird das allerdings, sobald er seine Rechnung dabei findet. Nur muß er, in diesen und allen ähnlichen Fällen, sich vorsehen, daß niemandem etwas von seiner That ahnde, denn sonst wird er nicht seine Glückseligkeit, sondern vermöge unserer positiven Gesetze seinen Tod befördern.

Mad. Levignard. Nur die positiven Gesetze des Staates hat er zu fürchten? Nicht die

Stimme eines innern unbestechlichen Richters? Nicht die Unruhe, die Angst, die Folter des Bewußtseins seiner Niederträchtigkeit?

Verduc. Wenn er anders eine solche Stimme hört; wenn das, was man Gewissen nennt, mehr als der blinde Lärmen einer zaghaften Einbildungskraft ist; wenn er Unruhe spüren sollte: kann er sich nicht hineinstürzen in den Rausch der Freude, und alle Stimmen übertäuben, alle Unruhe besänftigen?

Mad. Dumont. Mithin werden Sie auch, was man Pflicht und Tugend nennt, völlig wegraisoniren müssen?

Verduc. Warum gerade das? Jede Handlung, durch die wir nach unsrer Einsicht unsere Glückseligkeit befördern können, ist Pflicht; weise Oekonomie mit seinem Genusse treiben, d. h. durch Uibermaas bei einem gegenwärtigen Genusse sich nicht im Voraus tausend zukünftige verbittern, ist Tugend. Was mit dieser Pflicht und Tugend übereinstimmt, ist gut, was ihnen widerstreitet, übel, schlimm oder bös,

wie sie es nun nennen wollen. O, wir leben bei dieser Philosophie nicht unüberlegt in den Tag hinein, wir bilden uns ein System vom weisen Genusse des Lebens, von Lebensweisheit, und haben auch unsere Regeln und Maximen, nach denen wir uns richten. An der Spitze von allen steht der Grundsatz, „genieße und entbehre“ d. h. betrinke dich heute nicht zu sehr, damit dir morgen der Wein wieder schmeckt.

Mad. Levignard. Verduc, Sie werden immer fürchterlicher mit ihrer Philosophie. Wer möchte in einer Welt leben, wo alle Menschen sie zur Richtschnur ihres Handelns machten!

Levignard. Treiben wir ihn also nicht weiter, denn aufs äußerste gebracht, wird er, um sich nicht zu ergeben, uns nur in noch schrecklichere Labirinthe führen. Ich kenne aber meinen Freund besser, und weiß, daß sein Herz mit seinen Worten im Widerspruche steht. Also, Verduc, auf jenes Phantom der Einbilbildungskraft, wie jene Philosophie es nennt, auf dein Gewissen frag' ich dich jetzt, ob du der Mann sein möchtest, der so handelte?

Verduc. Diese Frage will ich erst an dich wiederholen, Emil. Möchtest du so handeln?

Emil. Nein, bei Gott, ich möcht' es nicht. Diese Philosophie hat die Hölle erzeugt!

Verduc. Du möchtest es also nicht; ich aber, wenn Glückseligkeit meines Lebens letzter Zweck ist, ich werde kein Bedenken tragen, nach dieser Philosophie zu handeln.

Levignard. Ohne Wenn! Was würdest du dann thun?

Verduc. Dahin sind wir jetzt noch nicht. — Genug aber, Sie alle, wie Sie hier sind, wollen den Weg, der uns zur Glückseligkeit führt, nicht gehen. Dennoch sehen Sie, daß es der noch einzig mögliche ist. Wessen aber ist nun die Schuld, wenn Sie der Glückseligkeit entbehren müssen? Sie wollen das Mittel nicht, wie können Sie zum Zwecke kommen? — Die Schuld ist Ihre.

Levignard. Hiedurch also meinst du doch, daß wir glückselig werden würden? — Ich will

unverantwortlich viel thun, und dir dies jetzo gelten lassen. Allein nun wirst du mir eine Frage erlauben. Wenn ich jetzt einen Wunsch habe, dessen Erfüllung ich durchaus nicht abse-hen kann, bis ich nicht meinen Bruder gemor-det, so verstünde sich nun freilich von selbst, daß mir der Brudermord Pflicht sei; allein ob ich dadurch wirklich mir die Glückseligkeit sichere, — versteht sich auch das von selbst?

Verduc. Ich sollt' es meinen.

Levignard. Wird dann kein neuer Wunsch mich beunruhigen?

Verduc. Das wohl eben nicht, allein wir suchen nun auch diesen neuen Wunsch zu be-friedigen.

Levignard. Und du vergissest, daß schon immer in einem Wunsche tausend andere, wie im Saamenkorn ein ganzer Wald, eingeschlossen liegen?

Verduc. Nun gut, so sucht er sie alle zu befriedigen.

Levignard. Wenn er kann, denn das müssen wir doch wohl hinzusetzen. So wird aber sein ganzes Leben nichts als ein beständiges Drängen und Treiben von Wünschen und Begierden sein, immerwährende Unruhe wird wie Tityons Geier grausam an seinem Herzen nagen; und kann er, wenn der sanfte Friede aus seiner Brust gewichen ist, wenn er in seinem lecken Boote auf dem unermeßlichen Ozean der Wünsche im Sturm umhergetrieben wird, kann er da glückselig sein? — Doch, wir wollen auch hier einen fast undenkbaren Fall, als möglich setzen, wir wollen annehmen, daß der glücklichste Erfolg jeden seiner Wünsche kröne — wird er dann glückselig sein?

Verduc. Was kann uns vermögen dieses zu bezweifeln?

Levignard. Eben jene Zügellosigkeit seiner Wünsche, eben jene Unzufriedenheit in seiner Brust, die ihm, wie du mit Locke sagtest, eigen zu sein scheint, und ihn zu immer neuen Unternehmungen spornt *). Sollte nicht ein Cäsar,

*) S. 86.

als er nach Jahrelanger Anstrengung sich mühsam die Erfüllung seines höchsten Wunsches errungen hatte, nicht noch manche Leere in seiner Brust gefühlt haben? Wird er nicht oft, wenn er einsam mit sich in seinem Zimmer war, schmerzlich ausgerufen haben: dies ist also die ganze Herrlichkeit *)! Und rechtfertigt dieses nicht des Dichters Ausspruch, daß niemand von allen Seiten glückselig sei?

Verduc. Noch waren aber auch diesem kühnen verschlagenen Usurpator eine Menge Wünsche nicht befriedigt.

Levignard. Ein Beleg zu meiner Behauptung. Wir wollen aber einen Alexander nehmen. Seine siegreichen Waffen, und der

*) Als die Freunde Cäsars ihn baten, sich eine Leibwache zuzulegen, und ihm ihre Unterstützung dabei versprachen, weigerte er sich dessen, denn — sagte er — es ist besser, einmal zu sterben, als mit beständiger Todesfurcht sich zu quälen. Plutarch in Cäsars Leben.

Ruf seiner Größe und Thaten, der vor seinen Fahnen herflog, haben ihm bis an der Erde äußerstes Ende geführt, und die entferntesten Nationen beugen ihm die Kniee; er ist, was er so sehnlich wünschte, Alleinherr der Erde, und steht über den Göttern, die sich schwach in diese Herrschaft theilen. Liegt aber unter seinem Kissen die Ruhe neben seinem Homer? Ist sein Herz ausgefüllt? Fühlt er sich vollkommen glückselig? Schweifen nicht seine ungeduldigen Wünsche weiter? Weint er nicht, daß es keine Brücke in den Mond gebe?

Verduc. Der große König war ein grosser Thor, daß er nach dem Unmöglichen verlangte.

Levignard. Sind wir aber nicht mehr oder weniger alle solche Thoren? Und am Ende, was können wir für diesen Stachel in unserer Brust? Haben wir ihn doch nicht selbst hineingepflanzt! Allein es ist auch nicht bloß das unbefriedigte Sehnen, das Unmögliche nicht erlangen zu können, was uns, wenn alle möglichen

Wünsche erfüllt sind, peinigt, — wiewohl schon daraus erhellt, daß unsere Glückseligkeit so ganz Probehaltig nicht sein müsse —; sondern es ist leider nur zu gewiß, daß sehr oft unsre möglichen Zwecke nicht erreicht werden. Giebt es da nicht tausend Umstände, die uns hindernd entgegen treten? Durchkreuzt sich nicht alle Augenblicke unser Interesse mit dem Interesse unsers Nachbars? — Bei deinem Rathe aber widersprichst du dir selbst, denn du machst aus dem Menschen das wildeste unbändigste Thier, was er nach dir selbst doch nicht sein soll. Allein ich habe heute einmal so viel schon zugegeben, daß ich auch hierauf nicht sonderlich dringen will; vielmehr will ich dir sogleich noch etwas zugeben, daß es möglich sein soll, daß irgend ein Mensch so vollkommen glückselig werde, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Es soll auch keine innere Ungeduld ihn mehr spornen, er soll über alle Maaßen zufrieden *) sein.

*) Wenn der Eudämonist nun ganz in die Enge getrieben ist, so macht er gewöhnlich vor der

Ich denke, das heißt alles angenommen, was anzunehmen nur irgend möglich ist. Wie aber, lieber Freund, jetzt fesselt eine Krankheit diesen Menschen aufs Lager; wird er nicht jetzt ausrufen: „o es reift doch keine Vollkommenheit unter der Sonne?"

Verduc. Möglich, allein gegen die Natur kann er auch nicht.

Kapitulation noch folgenden Ausfall, daß er sagt: „ja, der Mensch muß nur immer mit seinem Loose zufrieden sein, und wenn er darüber nachdenkt; so wird er das auch, denn jeder Zustand hat sein Gutes." Der Mensch soll nun durchaus nicht klagen, man will lauter Stoiker machen. Meine Philosophie aber ist menschlich, und hat keinen so stoischen Callus um das Herz, daß sie es über sich vermögen könnte, die Menschen zu skalpiren, und ihnen bei lebendigem Leibe die Nerven auszuschneiden. Mit so etwas müßte der Stoizismus endigen, der mir überhaupt hin und wieder sehr absurd vorkommt.

Levignard. Und weiter, wird ihn niemals der Gedanke peinigen, daß seinem Glücke nichts als die Dauer der Unendlichkeit fehle? Er besitzt es ja nur auf eine kurze Zeit, und die Hippe des Todes wird mit dem Faden seines Lebens auch dies Gewebe seines Glücks zerschneiden. Cäsar antwortete wohl mit Recht auf die Frage „welcher Tod der vorzüglichere sei?" — „Der unerwartete;" allein zum Unglück kommt der Tod dem Menschen niemals gänzlich unerwartet, denn er weiß es, daß er sterben wird. Je glücklicher also sein Zustand ist, je mehr er wünschen muß, daß er ewig dauern möge, desto unerträglicher wird ihm die Vorstellung werden, ihn verlassen zu müssen. Wenn sich nun aber hieraus einmal ergiebt, daß doch auch der möglichstglückliche Zustand der Menschen nicht ohne weitere Wünsche, und nicht von aller Furcht frei sein kann, — wovon sich, beiläufig gesagt, wieder eine kleine Anwendung auf jene Menschen machen läßt, die in deiner glücklichen letzten Zeit leben werden —; so sieht man dann auch hieraus deutlich, daß die

Glückseligkeit wirklich auf dieser Erde eine unreife Frucht sei, und ich setze ohne Bedenken hinzu, wohl auch bleiben werde. Unbestand läßt sich einmal nicht weg läugnen, und wenn auch einem Menschen nichts mehr zu wünschen übrig bliebe; so verläßt ihn nun doch die Furcht über den möglichen oder gewissen Verlust seines Glückes nicht.

Verduc. Auch hierauf kann ich meine vorige Antwort wiederholen. Der strengen Nothwendigkeit der Natur zu entfliehen, ist uns nun einmal versagt.

Mad. Levignard. Sie geben doch aber zu, daß dieses ein Uibel sei?

Verduc. Ich kann nichts anders.

Mad. Levignard. Und daß wir es als Uibel fühlen?

Verduc. Ich muß.

Mad. Levignard. Wenn nun aber diese Uibel da sind, und wir sie auch als Uibel fühlen; muß man nicht zugeben, daß sie unsere Glückseligkeit stören?

Verduc. Wir müssen sie so geduldig als möglich tragen.

Mad. Dumont. Das heißt wohl so viel, als — wir müssen sie nicht fühlen?

Verduc. Beinahe.

Mad. Dumont. Verlangen Sie aber da nicht Unmöglichkeit?

Verduc. So scheint es.

Mad. Dumont. Und mit unserer Glückseligkeit —

Verduc. Sieht es ziemlich schlecht aus.

Mad. Dumont. Die Thiere sind also —

Verduc. Vielleicht glücklicher als wir.

Levignard. Endlich scheinst Du dich zu ergeben. Wir sind also auf den Punkt zurückgekommen, von dem wir ausgiengen, daß thierischer Instinkt sicherer zur Glückseligkeit leitet, als menschliche Vernunft.

Verduc. Thierischer Instinkt leitet zu thierischem Genusse, aber auch zu weiter nichts.

In Wahrheit ich fühle, daß wir auf den Punkt zurückgekommen sind, von dem wir ausgiengen, denn die Geschichte des Brandenburgischen Bauers, die mir jetzt allaugenblicklich in den Sinn kommt, erinnert mich daran. Ihr habt dem Thiere seinen Instinkt beneidet, und die Vernunft herabgesetzt, bloß darum, weil euch bei einem Instinkte — der Schweinebraten besser schmecken würde. Ihr seht, ich lege die Maske, die ich bisher trug, ab, und gestehe ganz unverholen, daß der Instinkt sicherer zum Glücke leite, als die Vernunft, ich gestehe, daß der Mensch auf tausendfache Art gehindert wird, so frei zu wirken, daß er seines Glückes eigener Bestimmer und Vollender werden könne *); noch mehr, ich gestehe, daß Rousseau Recht hat, wenn er sagt, daß der Mensch durch Ausbildung seiner Vernunft und alle Verfeinerung der Kultur nur noch unglücklicher werde, weil er in diesem Zustande seine Leiden doppelt fühlt; kurz ich gestehe durchaus zu, daß die Vernunft

*) Bd. 2. S. 4. 5. Bd. 1. S. 137.

den Menschen nicht zur Glückseligkeit leite, und ihm dieselbe nicht verschaffe: allein nun darf ich auch fragen:

„Wohin leitet die Vernunft ihn denn sonst?“ und

„Muß er denn gerade glückselig werden?“

Bestimmung

des

Menschen.

Zweiten Bandes zwote Abtheilung.

„Die Menschen sind nicht da, um neben einander zu grasen, und ein Mann kann sich mit einem süßeren Gedanken schlafen legen, als daß er satt ist! — Es giebt gesellschaftliche Pflichten. Im Schuldbuch der Gesellschaft steht Ihr Leben, Ihre Erziehung, Ihre Bildung, selbst diese Kraft zu sophistisiren. Was steht in Ihrer Gegenrechnung? — Prinz, ein Biedermann bezahlt seine Schulden!"

Leisewitz im Julius von Tarent
Akt. 2. Sc. 5.

„Wer ertrüge seine Geiseln, seine Schmach, die Bosheit des Unterdrückers, die Verachtung des Stolzen, die Quaalen verworfener Liebe, die zögernde Gerechtigkeit, den Hohn ihrer Handhaber, alle die Stöße, welche das nachgebende Verdienst von dem Unwürdigen empfängt; wenn er mit einem blanken Messerchen machen dürfte, daß man ihm mit der Sterbeglocke läutete; wer hielt es da wohl aus, unter der Last eines so mühevollen Lebens zu schwitzen und zu jammern? Aber die Ahndung von Etwas nach dem Tode —"

Shakespeare im Hamlet Akt. 3. Sc. 9.

III.

Was soll der Mensch?

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“

Kant.

Nach diesen letzten Worten entfernte sich Verduc sehr schnell, und ließ die Gesellschaft über seine unvermuthete Wendung, und seine seltsame Paradoxie in einer Art von Betäubung zurück.

Emil meinte, daß wohl weder das erste noch das letzte des sonderbaren Mannes Ernst gewesen sei, und daß er immer noch mit sei-

ner wahren Meinung zurückhalte. Die beiden Damen meinten, sein wahrer Ernst sei auf jeden Fall, daß der Mensch hienieden nicht zur Glückseligkeit bestimmt sei; und Levignard sagte „er hat uns alle schwachen Stützen entrissen, damit wir nicht irgend einmal aus Unwissenheit darnach greifen möchten, und bald wird er uns eine bessere und festere geben.“

Im Grunde hatten hier alle Recht, und Verduc hatte seinen Zweck sehr gut erreicht. Er hatte einen Stachel in den Herzen seiner Freunde hinterlassen, der sie unablässig trieb ihn aufzusuchen, denn nur dem völlig entarteten, nur dem thierähnlichen Menschen kann der Gedanke an seine Bestimmung gleichgiltig sein; und keine Zweifel füllen die Brust des ädleren Menschen mit bängerer Unruhe, als die über diesen Gegenstand, weil keine so unmittelbar an das Herz gehen.

Indeß man aber hier in Frankreich durch bloße Untersuchung ausfindig gemacht hatte, daß der Mensch wohl nicht zur Glückseligkeit be-

stimmt sei, schien es, als habe den jungen Grafen — z — g in Wien, der ehemals so dreist das Gegentheil behauptete, die große Schule der Erfahrung auch etwas anders denken gelehrt. In einem Briefe, den Verduc so eben von ihm erhalten hatte, beklagte sich der junge Mann gar sehr über seine Lage. Er hatte den Brief mit seinem gewöhnlichen Feuer geschrieben, und mehrere heftige Ausdrücke zeigten gnüglich an, daß rascher Unmuth ihn in die Feder diktirt hatte. Er sah es überall nicht so gehen, wie er es wünschte; er wollte gern wirken, und konnte keinen Wirkungskreis finden; Bosheit und Dummheit vertraten ihm fast überall den Weg; Neckereien von mancher Art trübten seine Tage; Kabale und Intriguengeist ließen ihm noch etwas schlimmeres fürchten: — kurz, schrieb er, ich reiche hier warlich mit meinem Bißchen Vernunft nicht aus, und sehe nicht, wie das enden wird. „O — fährt er fort — fast scheint es, als sei das Jahrhundert meinem Ideale noch nicht reif! Was hab' ich mir gedacht und geträumt, und was find' ich! Es ist nicht alles

so, wie es sein sollte, es ist wenig so! Unser genialischer Schiller entwarf einst ein herrliches Gemählde *), so, so wollt' ich, daß es sein sollte!

— — Der Bürger sei
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
Des Denkers hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vatersorge stillem Kreis
Erscheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er sich der Liebe heilige
Mysterien unedel zu beschleichen.
Die Menschheit zweifle, ob er ist. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge sich der Künstler
Der angenehm betrogenen Maschine.

*) Dom Karlos. Akt. 3. Sc. 10.

So lebt das Ideal in meiner Seele! Die Zeit es zu verwirklichen, diese Zeit herbeizuführen, dacht' ich, muß göttlich schön sein, und Sie wissen, wie oft glühend von hohen Entwürfen für der Menschheit Wohl Sie mich in Italiens Hainen fanden! Ach, Verduc, jetzt ist mir, als hab' ich einst geträumt davon, und der Traum war schön, sehr schön, aber doch nur — ein Traum! Es ist nicht so, warlich nicht so, nicht alles so, wie es sein sollte! Daß es nicht so ist, und warum es nicht so ist, diese Betrachtungen könnten mich sehr elend machen, denn sie verwickeln mich in ein gefährliches Gewirr endloser Zweifel. Ich habe den Genfer getadelt, und kann noch heute nicht sagen, mit Unrecht, allein ich fühle, daß doch auch ich nicht Recht habe, denn ich habe zu sehr platonisirt. Es scheint aber, man dürfe dem Weisen von Athen so wenig folgen, als dem Weisen von Genf. Wie, sollen wir vielleicht dem Spötter von Ferney folgen? Warum widerstrebt aber dem mein Herz so sehr?

Ja, es ist wahr, es steht nur bei mir, mich so glücklich zu machen, als ein Mensch sein kann, denn ich habe Vermögen genug, um in irgend einem schönen Thale der Erde mich anzusiedeln, da ganz nach meinem Gefallen zu leben, und bis man mir die Sterbeglocke läutet, so ruhige Tage zu sehen und so viel zu genießen als einer. Allein dies heiße überströmende Herz, was soll ich mit dem anfangen? Mich däucht, ich sei der Gesellschaft Pflichten schuldig, und o wie gern möcht' ich diese Schuld bezahlen? Warum kann ich es nicht? Warum läßt man mich nicht dazu kommen? — Und warum, Verduc, — o dieser Gedanke ist schrecklich — warum kommen andere dazu, die nicht für die Gesellschaft, sondern bloß für sich und ihre Leidenschaften, nicht für die Menschheit, sondern für ein elendes Privatinteresse arbeiten? Weit entfernt, mir zu schmeicheln, als ob ich der Beste sei, denn ich kenne selbst eine Menge Besserer, als ich, kann ich dabei nicht umhin, bisweilen zu fragen „warum ist denn der Treflichste nicht der Erste? warum adelt die Güte nicht?“ Wenn ich aber diese

Fragen aufwerfe, so zittre ich jedesmal, denn mir ist, als seh' ich hier die schöne Ordnung der Natur aufgelöst, das Band der Harmonie in der Schöpfung gerade da zerrissen, wo es um mein Geschlecht sich winden sollte. Nur Willkühr erkenn' ich hier, nicht mehr jene allumfassende Güte; mit einem Worte, ich vermisse im Kreise des Menschenlebens die — Gerechtigkeit. Hab' ich vielleicht zu rasch über den Plan dieser Welt geurtheilt? Der Knabe vermaß sich mit eines Gottes Einsicht groß und herrisch zu thun, und steht nun da Schaamroth und ausgezischt! Was sollt' ich es länger läugnen, ja, ich fühle mich jetzt nicht glücklich, und ich fühle jetzt, daß manches, vieles von dem, was Sie mir einst einwendeten gegen meine Theorie von der Menschen Glückseligkeit, daß dieses Wahrheit war. Das Thier, ja, das gesteh' ich noch, das ist glücklich, es sieht aber auch nicht in die Zukunft, kennt keine höheren Freuden, als die aus seinem gegenwärtigen Genusse ihm entspringen. Unserm Blicke öfnet sich die ferne Zukunft, uns ahndet von höheren Freuden,

aber ach! unsere Vernunft ist so kurzsichtig, so beschränkt, unsere Verhältnisse so verwickelt, unsere Macht so schwach und klein, und die Nothwendigkeit, die uns in eherne Banden schmiedet, so übermäßig stark!

Sehen Sie, Bester, in dieses gefährliche Labirinth bin ich verwickelt. Haben Sie den Faden Ariadnens, um mir heraus zu helfen, o so geben Sie ihn mir, und nie hat ein Mensch eine größere Wohlthat von einem Menschen empfangen, als ich von Ihnen. Ich bin uneins mit mir selbst geworden, geben, o geben Sie mir meinen goldenen Frieden wieder, meinem Herzen seine süße Ruhe, machen Sie mich wieder einig mit mir selbst, söhnen Sie mich mit Welt und Schicksal wieder aus. — Sagen Sie mir nur wenigstens, mein Freund, ob ich an eine Gottheit glauben kann, oder ob ich nur der harten Nothwendigkeit mich fügen muß. Denk' ich an die Natur, so möcht' ich jenes, dieses aber, wenn ich einen Blick auf das Menschenleben werfe. Mein Wissen, fühl' ich, ist

hier nichts, ich reiche nicht aus damit, ich gerathe nur immer auf neue Zweifel, und auf ein ewiges verdammtes Vielleicht! — Verduc, haben Sie nichts für Ihren Freund? Können Sie jetzt nichts für ihn thun? Ist sonst keine, als eine schreckliche, Wahl übrig? Retten, o retten Sie mich!"

Die Meinungen über dieses Geständniß des jungen Grafen, und über dessen Bewegungsgründe dazu, waren so verschieden, wie die über Verdu's Paradoxieen; alle aber vereinigten sich am Ende darin, daß beleidigter Ehrgeiz ihn diese Sprache führen lasse, und daß er bei seiner leidenschaftlichen Heftigkeit, mit der er alles umfasse, und der Ungeduld seiner Wünsche, nie glücklich und zufrieden werden könne. Verduc aber, der seinen Freund, und die innersten Falten seines Herzens, besser kannte, behauptete, daß er sich glücklich schätzen würde im tiefsten Elend, wenn er nur alles um sich her glücklich gemacht hätte. Spräche nichts, als beleidigter

Ehrgeiz aus ihm — fuhr er fort —, hätt' er keinen Wunsch, als den, zunächst am Throne zu stehen, um mit den erborgten Strahlen der Majestät zu glänzen, und sein Nichts durch ein allergnädigstes Beifalllächeln bedeutend zu machen; so würd' er sicher einen andern Weg eingeschlagen sein, und würde durch das, was man Politik, Höflingsmoral, oder wohl auch Philosophie der großen Welt nennt, bald zu seinem Ziele gelangen. Er meint es aber redlich mit den Menschen, und ich bin gewiß, daß er sich durch Aeußerungen, die ein feiner Politiker wenigstens unbesonnen schelten wird, geschadet hat. Was er also sein Unglück nennt, hat er sich durch Mangel an Klugheit selbst zugezogen. Ich will aber hierüber nichts weiter sagen, weil uns dieses nur wieder in den vorigen Streit verwickeln würde, den ich jetzt vermeiden will. Mein Freund aber will die Menschen glücklich machen, und ich möchte wohl wissen, wie er das anfangen wollte. Ich fürchte, er hat auch hier ein unausführbares Projekt entworfen, denn da jeder Mensch, je nach seiner individuellen

Constitution, seinen Neigungen u. s. w. einen eignen Maasstab für das hat, was er sein Glück nennt; so wird er sein Leben verschwenden, ohne etwas auszurichten. Wenn er alles um sich her glücklich machen wollte, ohne dieses Glück nach seinem Maasstabe zu messen, was er nicht thun dürfte; so müßte er die Kasten des Geizigen mit Dukaten füllen, dem Herrschsüchtigen Länder verschaffen, dem Wollüstigen Mädchen, dem Rangsüchtigen Titel und Ahnen, dem Trunkenbold gefüllte Keller u. s. w. denn sonst würde jeder schreien, wir haben Dich um Brod gebeten, und Du gabst uns einen Stein; wir wollten einen Fisch, und Du botest uns eine Schlange dar. Vor der Hand werd' ich ihm also schreiben, daß es mißlich damit aussehe, die allgemeine Glückseligkeit zu befördern. Er wird sich da zwar auf die Stelle des berühmten Dichters berufen, die er angeführt hat, allein er wird damit nicht auskommen, denn es ist vorauszusehen, daß noch gar mancher in jenem idealischen Staate ausrufen wird: „wenn das die ganze Glückseligkeit ist, die du uns geben kannst;

so behalte sie nur für Dich, wir wollen uns schon eine andere suchen!"

Allein lassen wir das, und wenden unsern Blick auf etwas anders hin. Mein junger Freund ist im höchsten Grade inkonsequent, und sein Handeln straft seine Theorie Lügen. Dieses hat er mit sehr vielen der ädelsten Menschen gemein, deren Meinung die seinige ist, daß Glückseligkeit der Zweck ihres Lebens sei. Sie sehen häufig die Mittel recht gut, durch die sie ihren Zweck — die Glückseligkeit unfehlbar erreichen würden, man kann ihnen also einen Mangel an Einsicht und Klugheit nicht vorwerfen, allein sie stehen an, diese Mittel zu gebrauchen, sie verwerfen sie, sie mögen lieber nicht glückselig werden, wenn keine andern, als diese, Mittel sie glückselig machen können. Man muß hier billig nach dem Grunde dieses sonderbaren Widerspruchs zwischen ihrem Wissen und Handeln fragen.

Ferner aber verlangt mein Freund jetzt noch eine Eigenschaft von dem Weltregenten, deren

er, so viel ich weiß, sonst nie gedacht hat, die Gerechtigkeit nämlich, und er wird, weil er diese vermißt, sogar versucht, eher an eine schreckliche Nothwendigkeit, als an eine Gottheit zu glauben. Auch hier müssen wir wieder fragen: warum?

So hat uns nun unvermerkt unser Freund ebenfalls auf denselben Punkt gebracht, auf dem wir neulich selbst schon waren, und von dem wir zu neuen Untersuchungen ausgehen müssen.

Bevor wir aber zu diesen Untersuchungen fortschreiten, dürfte es nicht unnütz sein, wenn wir von den bisher durchwanderten Regionen uns eine Karte zu verschaffen suchen, die uns eine schnellere Uibersicht gewährt, und da längst vor uns ein berühmter Mann mit Genauigkeit und Vollständigkeit dieselbe entworfen hat; so wollen wir uns derselben bedienen. Hier sind seine eigenen Worte *):

„In den Naturanlagen eines organisirten, d. i. zweckmäßig zum Leben einge-

*) Kant, Metaphysick der Sitten, S. 4. fgg.

richteten Wesens, nehmen wir es als Grundsatz an, daß kein Werkzeug zu irgend einem Zwecke in demselben angetroffen werde, als was auch zu demselben das schicklichste und ihm am meisten angemessen ist. Wäre nun an einem Wesen, das Vernunft und einen Willen hat, seine Erhaltung, sein Wohlergehen, mit einem Worte seine Glückseligkeit, der eigentliche Zweck der Natur, so hätte sie ihre Veranstaltung dazu sehr schlecht getroffen, sich die Vernunft des Geschöpfs zur Ausrichterin dieser ihrer Absicht zu ersehen. Denn alle Handlungen, die es in dieser Absicht auszuüben hat, und die ganze Regel seines Verhaltens würden ihm weit genauer durch Instinkt vorgezeichnet, und jener Zweck weit sicherer dadurch erhalten werden können, als es jemals durch Vernunft geschehen kann, und, sollte diese ja obenein dem begünstigten Geschöpf ertheilt worden sein, so würde sie ihm nur dazu haben dienen müssen, um über die glückliche Anlage seiner Natur Betrachtungen anzustellen, sie zu bewundern, sich ihrer zu erfreuen und der wohlthätigen Ursache

dafür dankbar zu sein; nicht aber, um sein Begehrungsvermögen jener schwachen und trüglichen Leitung zu unterwerfen und in der Naturabsicht zu pfuschen; mit einem Worte, sie würde verhütet haben, daß Vernunft nicht in praktischen Gebrauch ausschlüge, und die Vermessenheit hätte, mit ihren schwachen Einsichten ihr selbst den Entwurf der Glückseligkeit und der Mittel, dazu zu gelangen, auszudenken; die Natur würde nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch der Mittel selbst übernommen, und beide mit weiser Vorsorge lediglich dem Instinkte anvertraut haben.

„In der That finden wir auch, daß, je mehr eine kultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgiebt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft entspringt; weil

sie nach dem Uiberschlage alles Vortheils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu sein scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der That nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen, als an Glückseligkeit gewonnen haben *), und dar=

*) Wer kann in dieser getroffenen Schilderung Rousseau verkennen? Hiebei aber will ich noch eine andere Anmerkung machen. Man sieht, daß meine Schilderung von Glückseligkeit, wie ich sie überall genommen, und in der Note S. 288. fg. bestimmt angegeben habe, genau mit der auf der vorigen Seite von Kant angegebenen übereinstimmt. Die Gründe, die mich zu dieser Annahme bestimmten, wird man am Ende schon finden, wo man mich wohl in meinen verschiedenen Aeußerungen erst übereinstimmend finden wird, wie man hier aus der von Kant angezogenen Stelle schon muthmassen kann. Uibrigens kenne ich die andere Er=

über endlich den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des bloßen Naturinstinktes näher ist, und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Thun und Lassen verstattet, eher beneiden, als gering schätzen. Und so weit muß man gestehen, daß das Urtheil derer, die die ruhmredigen Hochpreisungen der Vortheile, die uns die Vernunft in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen

klärung von Glückseligkeit, als denjenigen Zustand des Menschen, wo er von allen unangenehmen Empfindungen frei ist, und die möglichstgroße Anzahl von angenehmen Empfindungen im möglichsthohen Grade genießt, recht gut, nur verwarf ich sie, weil der Begriff der Glückseligkeit dadurch vollends ganz schwankend, und von allerlei zufälligen Bedingungen abhängig wird, wie ich S. 324. fg. angedeutet habe. Im natürlichen Zustande des Menschen weiß man von seinen künstlichen Bedürfnissen nichts, und ich mochte Einbildungen des Menschen nicht auf Rechnung der Natur bringen.

sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keineswegs grämisch, oder gegen die Güte der Weltregirung undankbar sei, sondern daß diesen Urtheilen ingeheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher, und nicht der Glückseligkeit, die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sei, und welcher darum, als oberster Bedingung, die Privatabsicht des Menschen größtentheils nachstehen muß."

Nehmen wir nun alles zusammen, was sich hierüber sagen läßt; so kommen wir auf folgende Punkte.

Wenn durch Vernunft die Glückseligkeit des Menschen bezweckt werden soll, so wird erfordert:

1) Daß wir durch sie in den Stand gesetzt werden, in jedem gegebenen Falle, durch Berechnung aller Ursachen und Folgen, und Anwendung aller gehörigen Mittel, beabsichtigte Zwecke zu erreichen.

2) Daß wir jedesmal Macht genug haben, die von unserer Vernunft entworfenen Plane auszuführen, und

3) Daß wir auch durchgängig frei wirken können.

Man sieht bald ein, daß unser junger Freund stillschweigend angenommen hat, dies finde alles Statt, allein:

a) Unsre Vernunft ist leider sehr beschränkt, und es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um einzusehen, daß man jene Anforderung nur an ein allwissendes Wesen machen könnte. Und so könnte man

b) Die zwote Anforderung nur an ein allmächtiges Wesen machen. Was uns betrifft, so fühlen wir unsre Ohnmacht gegen die Natur, unsere Schwachheit und Abhängigkeit zu sehr und zu tief, als uns mit einer solchen Macht zu schmeicheln.

Ungleich wichtiger beinahe scheint noch der dritte Punkt, denn

c) Wir erkennen nicht allein unsere Abhängigkeit von der Natur, sondern auch unser Unvermögen unsere Verhältnisse in der Menschenwelt zu bestimmen. Auch haben wir aus dem Gange der Menschengeschichte gesehen, wie viele Umstände auf den Menschen einwirken, wie oft der Zufall ihn lenkt, und wie selten er sagen kann, hiezu habe ich mich freiwillig bestimmt. Demnach scheint ein unbeugsames Schicksal über dem Menschen zu walten, dem er nicht entfliehen kann; Nothwendigkeit hat ihn in ihre Fesseln geschmiedet. Stand es bei dem Menschen, von welchen Aeltern, in welchem Lande, zu welchen Zeiten er geboren werden wollte? Hieng seine Erziehung, seine Bildung, die Richtung, welche sein Geist und sein Herz durch den ersten Unterricht, die ersten Eindrücke und Beispiele erhielten, von ihm ab? Ist sein Stand und Beruf, der Wirkungskreis, in dem er nachher steht, immer das Werk seiner Wahl? Seine Plane, wie oft scheitern sie durch Anderer Dazwischentreten! Seine Entschlüsse, wie oft werden sie durch die Verhältnisse, in die er kommt,

gelenkt, geändert, umgestoßen! — Alexander mit seinem Geiste von geringen Aeltern geboren würde ein Straßenräuber, Cartouche an Odüsseus Stelle der Held Homers geworden sein. Man verändere also nur die Umstände, und der Mann, von dem die Raben am Hochgerichte nagen, wird Ehrensäulen erhalten, und jenen Helden, über dessen Grabe ein stolzes Mausoleum prangt, wird der Henker auf das Rad flechten.

Man sieht hieraus, daß mein Freund in dem, was die Vernunft leiste, sich geirrt haben müsse, und wir wollen vor allen Dingen diesen Irrthum erst zu entdecken und zu berichtigen suchen.

Hab' ich meinen Freund anders in dem, was er von der Vernunft, und ihrer Wirksamkeit, in seinem zweiten Briefe sagte, recht verstanden; so war es ihm hauptsächlich darum zu thun, zu zeigen, daß der Mensch denke, und daß er mithin irgend ein Vermögen in ihm selbst besitzen müsse, vermöge dessen er denken kann.

Seine ganze Absicht scheint mir keine andere, als diese gewesen zu sein, daß er darthäte, der Mensch habe an der Vernunft, oder bestimmter gesagt dem Denkvermögen, ein Organ, das ihm den Mangel des Instinktes leicht vergessen machen könne. Wenn er die einzelnen Thätigkeiten dieses Vermögens in uns, wie sie sich unserm Bewußtsein ankündigen, darstellte, und genauer zu bestimmen suchte; so wollte er damit wiederum nichts anders, als zeigen, was in dem Menschen vorgehe, wenn er zusammenhängend denke. Er konnte dabei nicht anders, als jeder Psycholog, verfahren, d. h. sich die Wirkungsart unsers einen und untheilbaren Geistes nach der Analogie einer Fabrik vorstellen, wo alles Einzelne für das Ganze arbeitet *).

*) Herder eifert sehr dagegen, und man sehe hier seinen Grund. „Man ist gewohnt — sagt er — der Seele eine Menge Unterkräfte zu geben, Einbildung und Voraussicht, Dichtungsgabe nnd Gedächtniß; indessen zeigen viele Erfahrungen, daß, was in

Bis hieher ist sein ganzes Verfahren sehr zweckmäßig, allein er muß mit diesem allem nur

ihnen nicht Apperception, Bewußtsein des Selbstgefühls und der Selbstthätigkeit sei, nur zu dem Meer zuströmender Sinnlichkeit, das sie regt, das ihr Materialien liefert, nicht aber zu ihr selbst gehöre. Nie wird man diesen Kräften tief auf den Grund kommen, wenn man sie nur von obenher als Ideen behandelt, die in der Seele wohnen, oder gar als gemauerte Fachwerke von einander scheidet, und unabhängig einzeln betrachtet." Vom Erkennen und Empfinden S. 41. So viel ich weiß, hat aber auch das, was Herder hier tadelt, noch niemand gethan. In der Metakritik, der ich einen andern Verfasser wünschte, beschuldigt er Kanten, dies gethan zu haben. Mit welchem Grunde, seh' ich nicht ein. Kant unterscheidet nämlich drei verschiedene Arten von Thätigkeiten in unserm Bewußtsein, eine theoretische d. h. eine solche, vermöge deren der Mensch nach

auch nichts weiter wollen, als dieses. Allein er geht allmählig weiter, zeigt, daß wir nicht erkennen, um zu erkennen, nicht denken, um zu denken, sondern erkennen und denken, lediglich um des Handelns willen. Da er aber hier schon in eine ganz fremde Sphäre überschweift, so wird hier die Grenzlinie sein, wo wir ihn zu fassen suchen müssen. Lassen Sie ihn uns also

Erkenntniß strebt, eine praktische, vermöge deren er sich frei zu Handlungen bestimmt, und eine ästhetische, vermöge deren er Vergnügen und Mißvergnügen, Wohl- und Mißfallen empfindet. Er unterscheidet sie, aber er scheidet sie nicht von einander, denn er weiß zu gut, daß nur durch ihr Zusammenwirken ein — Mensch entstehe. Wie sie in einander wirken, das ist es, was ich nun zeigen will, aber nicht in der philosophischen Kunstsprache, denn ich liebe es nicht, daß man in vielen neuern philosophischen Werken immer die Kritik der reinen Vernunft wieder mit kaufen muß.

noch einmal verhören, dann ihm Schritt vor Schritt folgen, und ich denke, wir werden wohl bald finden, wo er der Vernunft zu viel zugetraut hat. Haben wir aber nur erst diesen Punkt entdeckt; so kann es uns nicht fehlen, daß wir nicht, indem wir uns genau hüten, den Markstein der Vernunft wieder zu überschreiten, die für uns nöthige Wahrheit ausfinden sollten.

Um uns unser Geschäft hiebei zu erleichtern, wollen wir von einem allgemeinen Satze ausgehen, und dazu folgenden nehmen, den unser Freund selbst aufgestellt hat, und den wir nicht umhin konnten, als wahr anzuerkennen:

Der Mensch soll alles aus sich und durch sich selbst werden, weil er ein denkendes Wesen ist.

Natürlich, daß wir, sobald dieser Satz uns hingestellt wird, sogleich fragen: „was heißt denken?" Hierauf muß unser Freund uns selbst

antworten, und da wir sein schriftliches Bekenntniß haben; so können wir wissen, wie er uns antworten würde. „Ich denke — wird er sagen — heißt, ich stelle mir Gegenstände durch Begriffe vor, ich vereinige diese Begriffe, die ich gesetzmäßig in mir ordne *), in einem Bewußtsein."

*) Vgl. Bd. 1. S. 310. — Man sieht hier, daß ich meinem Plane treu bleibe, nichts aufzustellen, was nur entfernt einer Hypothese ähnlich sieht. Daß wir die Begriffe in uns Gesetzmäßig ordnen, ist eine Wahrheit, die jedem sein Bewußtsein aufdringt. Wie dieses aber geschehe, und woher dieses Gesetz uns entstehe, darüber streitet man, und hat jetzt die Wahl zwischen dem Aristotelischen Realismus, Kants kritischem, und Fichte's transscendentalem Idealismus. Ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich ein kritischer Idealist bin, allein so sehr mir auch die Lehre von Raum und Zeit, den Kategorieen und Ideen, wie Kant sie aufstellt, einleuchtet; so hielt ich es doch für rath-

Dieses geben wir ihm ohne Bedenken zu, allein nun fragen wir weiter „was sind das für Gegenstände, die Du Dir durch Begriffe vorstellst?“ Hierauf wird seine Antwort sein: „Sie sind von doppelter Art, entweder solche, die mir durch Anschauung in meiner Erkenntniß- und Erfahrungswelt zu Vorstellungen gegeben worden sind, oder solche, die ich vermöge der Reflexion über das Gegebene durch Abstraktion mir selbst gebildet habe, denen also außer mir nichts entspricht, und derer ich, gleichsam als Maasstab, mich lediglich zur Beförderung und Erleichterung meines Denkens selbst bediene.“

Gut, antworten wir, auch hiegegen finden wir nichts einzuwenden, allein erlaube uns weiter zu fragen.

Wir möchten jetzt gern noch wissen, zu welchem Behufe Du jene Begriffe in einem Be-

samer, hier zwischen diesen drei Systemen in der Mitte zu bleiben. Rechtfertigen hierüber werd' ich mich schon anderswo.

wußtsein verknüpfest, oder mit andern Worten, wozu Dein Denken Dich führen soll?

„Die Antwort hierauf — erwiedert er — ist sehr leicht zu geben. Dringen wir nicht dadurch ein in das Heiligthum der Natur; heben wir nicht dadurch den Vorhang auf, der uns sonst verhindert, die Göttliche von Angesicht zu Angesicht zu schauen! Nun aber spricht sie ein Geist zum Geiste; was todt schien, erhält Leben; was ein Chaos schien, Ordnung; wir hören Harmonie durch alle Saiten rauschen. Kühnen Muthes schlagen wir jetzt im Heiligthume der verhüllten Göttin ihr Gesetzbuch auf; wir werden immer vertrautere Freunde; wir erheben uns selbst zu Gesetzgebern. — Entzücken übermannt mich, wenn ich im Gedanken dem nachgehe, was meine Gedanken leisten. Wenn ich auf den Flügeln des Gedanken mich kühn auf den Hochaltar des Weltgeistes schwinge; so schreib' ich dieser Erde, diesen Schwestern der Erde, diesen Monden und Sonnen, allen diesen Weltkörpern im großen unermeßlichem Raume die Bahnen vor, die sie

durchlaufen sollen; ich sage dem Kristall, wie er sich in Flächen bilden; dem Blüthenkeime, wie er sich entwickeln; dem Thautropfen in der Blüthe, wie er zusammenrinnen; jedem Geschöpfe, wie es leben solle. Ja, ich zeige dieser Erde und diesen Sonnen, wie sie sich formen; die Verhältnisse, in denen sie gegenseitig stehen; die Wechseleinflüsse, die sie auf einander haben sollen. In die Höhen und in die Tiefen der Schöpfung dring' ich mit diesem Adlerblicke meines Geistes, und alles wird bestimmt durch mich, der fallende Stein, und das Weltmeer das aufschwillt und zurücksinkt; das sanfte Säuseln des Morgenlüftchens, und der tobende Orkan, der Flotten zertrümmert. O wie erhebt mich mein Geist über alles, was im Raume schwebt, und in den wechselnden Scenen der Zeit dahin fließt! In meinem Geiste bestaunt der große Weltgeist das gelungene Nachbild seiner selbst, denn bin ich nicht auch der Bildner einer Welt, der Schöpfer der seinigen in mir? Was unter allem, das ist, ist meinem Geiste vergleichbar? Einzig in seiner Größe und Macht steht er, wie

der unerschütterliche Felsen in der Mitte stürmender Fluthen, erhaben da! — Einzig bin ich unter den Wesen der Schöpfung, und daß ich es bin, verdank' ich meinem Denken!"

Hier gestehen wir ihm, daß wir diese Macht des menschlichen Geistes ebenfalls erkennen, daß auch uns das Gefühl seiner Erhabenheit innig durchdrungen hat; allein wir müssen kalt zu bleiben suchen, und von keinem Enthusiasmus uns irre leiten lassen, denn wir haben uns zu Richtern aufgeworfen, die unbestochen selbst von den ädelsten Gefühlen keinen andern Kanon, als den Ausspruch der kalten Vernunft anerkennen dürfen. Unsere Vernunft appellirt also jetzt an unsere Vernunft — denn hier hat sie keine höhere Instanz, und eigentlich das jus de non appellando — und sagt: Obschon wir jenes alles zugeben, so können wir doch nicht umhin, in unsern Fragen weiter fortzufahren. Wir möchten aber jetzt gern wissen, ob wir bloß denken, um zu denken, denn nach dem, was Du uns gesagt hast, scheint dies so. Sage uns also, ob

wir zur bloßen Speculation bestimmt sind, ob das Denken des Denkers letzter und einziger Zweck ist, oder ob vielmehr sein Denken noch einen andern und höheren Zweck hat?"

Auf diese Frage wird er uns die Antwort nicht lange schuldig bleiben. „Nein — wird er sagen, das Denken ist nicht des Denkers einziger, vielweniger sein letzter Zweck. Er denkt, um nach seinem Denken sein Handeln einzurichten."

Wenn also das Denken zum Handeln sich wie Mittel zum Zwecke verhält, so scheinst Du mir zuzugeben, daß nicht das Denken, sondern das Handeln der Zweck des Menschenlebens sei?

„So ist es — hör' ich ihn antworten — denn es ist nicht zu läugnen, daß bloßes Denken, bloße Spekulation für sich betrachtet, wie schön und herrlich sie auch wären, sich doch von dem müßigen Beschauen der eignen Nasenspitze irgend eines phantastischen Eremiten nicht sehr unterscheiden würden. Es würde ein Etwas von Nichts und zu Nichts sein. Daß ich aber so

etwas aufgestellt hätte, dessen wird niemand mich beschuldigen können, da ich vielmehr genau das Gegentheil davon gethan habe. Ich bin nämlich von dem Satze ausgegangen; daß das lebende Wesen sich durch Selbstsorge für sich auszeichne, und daß es vom Bedürfnisse getrieben, und von dieser Selbstsorge geleitet, zur Selbstthätigkeit vermocht werde. Der ganze Unterschied, der hier zwischen dem Menschen und den übrigen lebenden Wesen um ihn her, eintrat, war der, daß jene dem Instinkte folgten, diese aber erst noch zu einer andern höheren Selbstthätigkeit angereizt wurden, der geistigen Thätigkeit des Denkens. Sie sollte nicht blinder Trieb gängeln, sondern Uiberlegung leiten. Wenn also der Schmerz des Bedürfnisses überall zum Handeln bringt, so thut er dieses auch hier. Der Mensch soll handeln, und er will handeln, allein er kann und soll dieses nicht geradezu, nicht unmittelbar, sondern er soll denken, ehe er handelt, er muß Uiberlegung vorhergehen lassen, ehe er sich zum Thun entschliessen kann. Ich zeigte, daß auf diese Weise das

in ihm ursprünglich schlummernde Vermögen zu denken erweckt und in freies Spiel gesetzt wurde, und kann nun natürlich nichts dagegen haben, wenn man das Denken an sich für bloßes Mittel angiebt, und nur Denken und Handeln im Verein, oder vielmehr das Denken zum Handeln, des Menschen höchsten Zweck nennt."

Wir werden nun, je näher wir dem eigentlich streitigen Punkte kommen, nur immer behutsamer. Schon aber sind wir nahe daran, denn der streitige Punkt ist:

„Ob die Vernunft dem Menschen eben das leiste, was dem Thiere der Instinkt leistet?"

Zu diesem Behufe forschen wir nun weiter, und sagen: Du nennst Denken und Handeln im Verein den höchsten Zweck des Menschen, allein Du scheinst uns nicht ganz Recht zu haben, denn uns dünkt, als ob Zweckloses Handeln um nichts besser, als Zweckloses Denken sei, und Zweckloses Denken und Handeln im Verein nur eben so viel werth, als jedes Zwecklos allein. Du

sollst handeln, sagst Du, und, um nicht fehlerhaft zu handeln, vorher denken. Dieses sagen wir mit Dir, aber möchten nun gern wissen, zu welchem Ende wir handeln, und uns bei diesem Handeln durch unser Denken leiten lassen?

Welche Frage! — ruft er aus — Als ob ich dieses nicht schon bestimmt genug angegeben hätte! Ich habe nirgends gesagt, daß wir handeln, um zu handeln, sondern weil ein Trieb uns dazu nöthigt, der Trieb nach Selbsterhaltung, Wohlsein und Genuß angenehmer Empfindungen. Kurz, wir wollen leben, und wünschen so angenehm als möglich zu leben; es ist ein Streben in uns nach frohem Genusse dieses Daseins, nach einem Zustande dauernden Vergnügens. Alle unsere Triebe und Neigungen sind darauf abgezielt. Man nennt einen solchen Zustand — Glückseligkeit, und mithin ist es die Glückseligkeit, nach der wir streben, die uns in Thätigkeit versetzt. Glückselig zu werden ist unser Wunsch, das heiße Schmachten unsers ganzen Wesens; um es zu werden handeln

wir; um Zweckgemäß zu handeln, denken wir zuvor."

Gut, mein Freund, und wahr; Du hast dies allerdings schon gesagt. Hieraus aber erhellet, daß weder Denken und Handeln, jedes für sich allein, noch beide zusammen, der höchste Zweck des Menschen sind, sondern die Glückseligkeit, deren er dadurch theilhaft zu werden hofft.

"So ist es allerdings. Glückselig zu werden ist in diesem Leben des Menschen höchster Zweck."

Wir haben nichts dagegen, nur möchtest Du uns noch sagen, ob wir Dich recht verstanden haben. Du sagtest uns, der Mensch solle alles aus und durch sich selbst werden. Auf jeden Fall wirst Du unter diesem alles auch seinen höchsten Zweck mit begriffen haben, und folglich wird der Mensch sich auch glückselig machen. Ist dieses Deine Meinung?

"Sie ist es."

Und zwar wohl eben so zuverläßig durch seine Vernunft, als das Thier durch seinen Instinkt?

„Das glaub' ich."

Und wir wollen es mit Dir glauben, so lange bis wir uns etwa vom Gegentheil überzeugt haben. Du wirst mir doch erlauben, daß ich mich weiter zu belehren suche? — Laß mich deshalb alle jene Arten von Thätigkeiten bis zu der Wurzel verfolgen, aus der sie am Ende doch sämtlich hervorgehn. Diese Wurzel ist das Begehrungsvermögen, ein Vermögen lebender Wesen durch das Gefühl der Lust an einem Gegenstande so affizirt zu werden, daß dadurch der Wunsch, es für sich zu haben, in ihnen erregt wird. Natürlich gehört hiezu auch, daß sie von anderen Gegenständen, durch das Gefühl der Unlust an ihnen so affizirt werden, daß in ihnen der Wunsch, sie von sich zu entfernen, entsteht. Ein solches Vermögen werden also Thiere und Menschen gemeinschaftlich besitzen?

„Sie haben es wirklich mit einander gemein, und ich halte es mit Dir für die Wurzel aller ihrer übrigen Thätigkeit."

So haben wir also vor das Erste einen gemeinschaftlichen Punkt, von dem wir ausgehen können. Dieses Begehrungsvermögen wird durch einen Trieb bestimmt, der ursprünglich in dem lebenden Wesen gegründet ist. Dieses glaub' ich, haben wir schon ausgemacht, oder es ergiebt sich wenigstens aus Deinen anderweitigen Aussagen. Auch diesen Trieb werden also die Menschen mit den Thieren gemein haben?

„Ja."

Ich bejahe es mit Dir, und wir wären also bis jetzt darüber einig, daß Thier und Mensch einander darin ähnlich oder gleich sind, daß sie von einem innern Triebe angereizt nach gewissen Gegenständen, die das Gefühl der Lust in ihnen erregen, verlangen, und andere fliehen, die das Gefühl der Unlust in ihnen erregen. Wir haben gesehen, daß dieser Trieb das Resultat des innigsten lebendigsten Reizes der Organisation ist, und daß er auf Ausbreiten, Wirken, Thätigsein, Vereinigung ausgeht. Ein entferntes Analogon desselben finden wir in der materiellen Schöpfung an der Affinität oder Wahlverwandschaft, ver-

möge der alles Gleichartige nach einander zieht und strebt, um konform zu werden; ein näheres an unseren Halbgeschwistern in den Pflanzen, die von der Masse fremdartiger Theile, in der sie stehen, nur die gleichartigen in sich saugen, und in sich verwandeln. Der Trieb ist unläugbar hier vorhanden. Wie aber, auch das Begehrungsvermögen?

„Das bezweifl' ich."

Und mußt einen Grund dazu haben, dem wir näher auf die Spur zu kommen suchen müssen. — Was ein Wesen begehren soll, muß ihm Bedürfniß sein. Die Pflanze **bedarf** des Regens, und dennoch können wir nicht von ihr sagen, daß sie denselben **begehre**. Das Thier **bedarf** der Nahrung, und wir sagen ohne Bedenken, es **begehrt** sie. Selbst der ungebildete Mensch sagt nie anders, und muß sich dabei auf irgend einen Unterschied zwischen diesen beiden Wesenarten stützen, der ihm aber vielleicht mehr leise ahndet, als daß er sich ihn deutlich dächte. Die Entwickelung ist die Sache des

Denkers. Es ist also an einem Wesen, welches etwas begehren soll, nicht genug, daß es dessen bedarf. Nein, es muß das Bedürfniß fühlen. Daß dieses aber bei den Pflanzen nicht der Fall sei, ist ausgemacht, und daß er es nicht ist, ist ein Glück für sie, denn dieses Gefühl würde nur Quaal für sie sein, da sie dem Bedürfniß doch nicht abhelfen können, weil sie an ihren Boden gefesselt sind. Gefühl also ist die unerlaßliche Bedingung des Begehrens, und ein Wesen, in dem bloß blinder Mechanismus der Natur wirkt, begehrt nicht. Darüber, hoff' ich, sind wir einig; nun aber weiter. Wesen, die das Bedürfniß fühlen, begehren. Was denn? Die Gegenstände, welche ihr Bedürfniß heischt. Warum? Weil das Gefühl des Bedürfnisses schmerzhaft, und die Befriedigung desselben, welche eben jene Gegenstände herbeiführen sollen, angenehm ist. Auch hierüber sind wir, glaub' ich, einig. Allein nun kommt noch eine dritte Frage, nämlich: wie begehren sie? Du siehst, daß diese weit wichtiger, als die vorigen, ist, und daß

auf ihre genaue Beantwortung viel ankommen wird. — Vielleicht aber kommt Dir diese Frage etwas undeutlich vor; wir wollen uns Dir also verständlicher zu machen suchen.

Du hast uns zugegeben, daß begehren nichts anders heiße, als einen Gegenstand zu haben wünschen. Nun siehst Du aber leicht ein, daß es hiebei weniger auf das Wünschen, als auf das Haben abgesehen ist. Man kann ihn aber nicht Haben, ohne sich ihn zu verschaffen. Verschaffen kann man sich ihn nicht, ohne thätig zu sein. Tätig sein kann man nicht ohne zu leben, d. h. das Vermögen einer freien Wirksamkeit zu besitzen, worin, wie wir schon vorhin bemerkt haben, und hier nur im Vorbeigehen erinnern, der Grund liegt, warum nicht lebenden Wesen das Begehrungsvermögen zu nichts nützlich wäre. Die lebenden Wesen werden alle von einer und derselben Triebfeder in Bewegung gesetzt, von dem Triebe nach dem angenehmen Gefühle der Lust *). Allein

*) Kant sagt in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre, S. 1.

sind sie sogleich ohne alle Umstände thätig, oder muß nicht dieser Thätigkeit, die zwischen dem

„Die Lust oder Unlust an dem Gegenstande des Begehrens geht nicht immer vor dem Begehren vorher, und darf nicht allemal als Ursache sondern kann auch als Wirkung desselben angesehen werden." Nach meiner Uiberzeugung ist dieses wenigstens niemals ganz der Fall, denn was könnte mich bewegen, einen Gegenstand zu *begehren*, von dem ich mir nicht wenigstens Lust *verspräche*, gesetzt auch, daß sie mir erst bekannt wird, wenn ich ihn schon *habe*? Einen *gleichgiltigen* Gegenstand begehrt man nicht. Das Vergnügen an einem Gegenstande bleibt immer die Triebfeder des Begehrens. Vielleicht aber ist dieses, was *Kant* hier sagt, nach seiner Definition vom Begehrungsvermögen, sehr richtig, allein diese däucht mir etwas sonderbar und zweideutig, weshalb ich nicht entscheiden mag. Sie heißt so: „*Begehrungsvermögen* ist das Vermögen,

Wunsche und dem Besitze in der Mitte liegt, noch etwas vorangehen? Müssen sie nicht den Gegenstand kennen, oder mit andern Worten, eine Vorstellung von ihm haben? Und wird also nicht die Vorstellung von einem Gegenstande es sein, die das Gefühl der Lust an ihm allererst erregt? Kann uns irgend etwas wünschenswerth sein, von dem wir keine Vorstellung haben? Nur die Vorstellung von etwas kann der Bestimmungsgrund des Begehrens darnach sein, und nun, denk' ich, wird die Frage „wie begehrt man?" Sinn und Bedeutung für Dich haben.

Die lebenden Wesen begehren etwas in Gemäßheit der Vorstellung, die sie davon haben. Der innere Reiz, dessen Resultat der Trieb ist, fordert sie bloß auf, daß sie überhaupt etwas begehren, Selbsterhaltung und Wohlsein ist der Grund, warum sie etwas begehren, aber Vorstellung ist es, von

durch seine Vorstellungen Ursache der Gegenstände dieser Vorstellungen zu sein."

der das Begehren bestimmt wird. Allein hier stoßen wir auf eine Schwierigkeit. Bezeugt denn die bloße Vorstellung von einem Gegenstande, ob er uns Lust oder Unlust gewähren werde? Nimmermehr. Wie ist es also, geht die Lust an dem Gegenstande der Vorstellung, oder die Vorstellung der Lust am Gegenstande vorher? Ich antworte, daß ursprünglich keins von beiden der Fall ist, denn da sind uns alle Gegenstände — gleichgiltig *), bis das Bedürfniß die Vereinigung mit ihnen nothwendig, sie selbst also interessant macht, weil sie jetzt eine wesentliche Beziehung auf das lebende Wesen erhalten **). Nothgedrungen wird die Vereinigung sofort erfolgen, und es wird nun darauf ankommen, ob Lust oder Unlust darauf — folgen wird. Ge=

*) Nur bei dem Menschen ist hier eine Ausnahme in Ansehung derjenigen, die ihm gefallen durch die bloße Vorstellung, ohne durch das Gefühl der Lust zum Begehren derselben gereizt zu werden. Nur der Mensch hat Gefühl für das Schöne.

**) Bd. 1. S. 281.

währte die Vereinigung das Gefühl der Lust, so wird Neigung zu dem Gegenstande, gewährte sie Unlust, so wird Abneigung gegen ihn entstehen; diese wird sich in der Erinnerung zu der Vorstellung selbst gesellen, und sie künftig zu einem Gegenstande des Begehrens machen, oder nicht*).

Bis hieher ist sich alles gleich. Wir sehen Reiz, Bedürfniß, Trieb, Gefühl, Vorstellung überall, aber nun im Fortschritte von der Vorstellung zur Thätigkeit scheiden sich Thierheit und Menschheit auf ewig von einander, denn das Thier wird unmittelbar von der Vorstellung zur Thätigkeit, der Mensch nur mittelbar dazu

*) Man kann gewissermaßen hierauf anwenden, was der von mir sehr geschätzte Herr Prof. C. C. E. Schmidt in seiner empirischen Psychologie sagt: „Ob ein Zustand oder eine Reihe von Zuständen angenehm oder unangenehm sei, kann also nur aus dem Verhältniß des gegenwärtigen zu dem vorhergehenden Zuständen beurtheilt werden."

geleitet. Des Thieres nehmen sich hier Instinkt und Sinne an, aber Instinkt und Sinne verlassen den Menschen; bei dem Thiere schmelzen Affizirtwerden der Sinnlichkeit, Vorstellung und Lustgefühl in Eins zusammen, bei dem Menschen kann das Lustgefühl von der Vorstellung getrennt sein, er kann sehr schlimme Erfahrungen vom Gegentheile machen.

Nicht also die bloße Vorstellung kann und darf es sein, von welcher der Mensch sich leiten läßt, denn sie allein würde ihn irre leiten, so richtig auch das Thier von ihr geleitet wird. Der Mensch wird genöthigt, seine Vorstellungen zu erweitern, und auf diese Weise wird jetzt durch seinen Selbsterhaltungstrieb sein Erkenntnißtrieb erweckt. Bis hieher, denk' ich, sind unsere Meinungen dieselben, und wir wollen sehen, ob sie es auch bleiben werden. Die Anforderung, welche jetzt an den Menschen ergeht, wird also sein: „Handle nicht nach bloßen Vorstellungen!" Siebst Du das zu?

„Ich geb' es zu."

Allein nun entsteht die Frage, nach was er denn sonst handeln solle? Seine Vorstellungen sind nichts weiter, als das höchste Resultat seiner Sinnlichkeit, die ihm keine sichere Führerin ist. Er muß also nach Einsicht handeln sollen, denn sonst ist kein anderer Ausweg. Einsicht verschaffen ihm bloß seine Begriffe, diese Edukte aus seinen Vorstellungen. Begriffe aber sind das Werk des Verstandes, er wird folglich seine Vorstellungen vor das Forum des Verstandes ziehen müssen, und es wird nun heißen „handle verständig!" Ist dieses auch deine Meinung?

„Sie ist es."

Wird aber nicht eben dadurch der Mensch der Vormundschaft des blinden Triebes entzogen? Urtheil berichtigt seine Vorstellungen, Ueberlegung leitet sein Thun, zu was er sich entschließt, das ist das Werk seiner Wahl. Ja, ich erkenne, daß dies ein erhabner Vorzug sei, der dem Menschen hierin zu Theil ward, und fühle mit Dir, daß er stolz darauf sein kann.

Wer wählt, dem steht es frei, von zwei Dingen sich nach Belieben dasjenige auszusuchen, das ihm am besten gefällt, und er ist frei von jedem Zwange. Freilich muß er sich hüten, daß er sich dabei nicht selbst betrüge, aber selbst diese ihm nöthige Behutsamkeit, die er bei der Wahl anwenden muß, ist nur ein Beweis mehr von seiner höheren Vortreflichkeit, weil eben diese Selbstsorge, eben dieses sich selbst überlassen sein von seiner Mündigkeit zeugt. Dieser Umstände halber werden wir auch unter dem thierischen und menschlichen Begehren unterscheiden müssen, denn des Thieres sinnlicher Trieb wird bei dem Menschen Uiberlegung, des Thieres Lustgefühl bei ihm freies Wohlgefallen, er begehrt also nicht unmittelbar, sondern aus Wahl und Einsicht *), er bestimmt sich selbst zum Begehren, d. h. er will.

*) Diese Sätze sind von bedeutendem Einfluß für die Philosophie des Schönen; aus ihnen wird unser Wohlgefallen an gewissen Vorstellungsarten erklärbar.

Auf diese Weise verädelt sich bei dem Menschen das Begehrungsvermögen, und wird zum Willen, durch welchen sich ganz allein seine Selbstständigkeit offenbart, denn wer nicht wollen kann, der besteht auch nicht für und durch sich selbst, der ist, wie die neuere Philosophie dieses ausdrückt, nicht Person, sondern Sache. — Nicht also eigentlich in dem Denken, sondern in dem Wollen kündigt sich der Charakter der Menschheit an, Selbstständigkeit, denn zum Wollen verhält sich das Denken wie Zweck zum Mittel, d. h. der Mensch brauchte nicht zu denken, wenn er nicht wollen sollte und könnte.

In diesem Sinne nun, als die Vorstellung nicht den Menschen, sondern der Mensch sich durch die Vorstellung bestimmt, ist es sehr richtig, zu sagen, daß der Mensch sich zu dem, was er werden solle, selbst machen müsse, und die Bedingung, unter der er dieses alleinig bewerkstelligen kann, seine Freiheit, kündigt sich uns dadurch unmittelbar an, denn ein nicht

freier Wille ist Widerspruch und Unsinn. Unabhängig vom Zwange des Naturgesetzes, unabhängig vom leitenden Instinkte, von keines Gottes Eingebung belehrt, gewarnet, durch keines Gottes Einwirkung bei seinen Unternehmungen gestört, aufgehalten oder begünstigt, ist der Mensch mithin bloß seinem Willen und dem Kanon seines Gedankens überlassen. Er ist frei, er wirkt frei, er soll frei wirken, das ist der letzte Punkt, in dem wir einig sein werden, denn hier, denk' ich, scheiden sich unsre Wege.

Man hat viel Schönes über diese Willensfreiheit schon gesagt, doch dünkt mich unter allem das Schönste, was der kühne Schiller seinem Marqvis Posa in den Mund legt:

Sehen Sie sich um
In Gottes herrlicher Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet, — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! — — Er, der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören,
Er läßt des Uibels Grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben, — ihn

Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er, die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Stolz, kühn und erhaben gesagt, und wahrlich genug, um von jedem König, der kein Philipp ist, Gedankenfreiheit zu gewinnen. Allein gesteht er nicht hier sogar, daß „des Uibels Grauenvolles Heer" dieser Freiheit Werk sei? Wo bliebe da Glückseligkeit als Resultat des menschlichen Wirkens? — Jetzt sind wir am Ziele. Hier scheiden sich unsere Wege, willst Du auf dem meinigen mich eine Strecke begleiten?

Der Mensch hat Willen, soll sich mithin selbst zur Thätigkeit bestimmen. Alle Thätigkeit geht, wie wir gesehen haben, auf einen Zweck aus, und da werden wir nun fragen müssen, welchen Zweck setzt sich der Mensch bei seiner Thätigkeit, oder: was will er? Das Ange-

nehme? Aber das Angenehme ist nicht immer auch das Nützliche, Heilsame. Hier ist also der Mensch mit seiner Freiheit schlimmer daran, als das Thier mit seinem Instinkte, denn diesem ist das Angenehme auch zugleich das Nützliche. Hiegegen wendest Du mir ein, das in diesem Falle der Mensch aber bloß nach seinen Vorstellungen, nicht nach Begriffen handle. „Leitet ihn die bloße Vorstellung, sagst Du, so nimmt er den Gift zu sich, befragt er aber den Begriff; so hütet er sich sehr ihn zu nehmen. Du führst mir Deine schon gesagten eignen Worte an: durch die Begriffe schwindet bei uns aller Irrthum, der schädlich und gefährlich werden könnte, denn wir brauchen uns jetzt nur einen Gegenstand zu denken, um zu wissen, wie er ist *). Hier hat

*) Bd. 1. S. 314. Ich sehe bei dieser Stelle, daß die hierauf folgenden Worte „die einzelnen Begriffe, die einzelnen Urtheile würden wie Gerülle in einer Polterkammer unter und über einander ungenützt und unbrauchbar in mir liegen" mißverstanden werden könnten, denn,

der Mensch nach Vorstellung, also sinnlich, nicht nach Begriffen oder verständig gehandelt, und so mag er auch den Schaden haben." Dieses müßten wir Dir zugestehen, allein da der Mensch keine Begriffe mit auf die Welt bringt, sondern sich diese erst aus seinen Vorstellungen selbst herausziehen, also lange zuvor nicht nur bloße Vorstellungen haben, sondern auch nach denselben handeln muß; so ist doch der schlimme Zustand, in den er geräth, bis sein Verstand sich

kann jemand fragen, wenn ich den Begriff von dieser Giftpflanze habe, daß ihr Genuß mich tödtet, nutzt er mir nicht, ist er unbrauchbar? Nein, er nutzt, aber, als einzelner Begriff, auch nur bei dieser Pflanze. Für alle andere Giftpflanzen derselben Gattung müßt' ich erst wieder solche einzelne Begriffe haben, und immer würd' ich dadurch zu keinem allgemeinen Urtheil und keinem Schlusse kommen. Hierin liegt das Polterkammerartige, und die Vernunft muß kommen, und aufräumen. Ich denke sapienti sat!

hinlänglich ausgebildet hat, nicht abzuläugnen. Diesen schlimmen Zustand selbst hältst Du freilich für ein erprobtes Mittel, um die Einsichten des Verstandes nur desto früher und desto schneller aufzuhellen, und wir wollen deshalb nicht mit Dir hadern, ja wir wollen dieses alles, und manches andere noch, was wir Dir entgegen setzen könnten, hier gar nicht in Erwägung ziehen, sondern Dir vielmehr sogar zugeben, daß der Mensch, der bloß nach Begriffen handelt, dessen Verstand also ausgebildet ist, einen bessern Gebrauch von seiner Freiheit machen werde. Doch nein, zugeben nicht, aber setzen wollen wir es, und sehen, was daraus folgt. Dieser verständige Mensch hat es bei seinem Handeln auf Glückseligkeit abgesehen. Er weiß, wenn er seine Absicht erreichen wolle, daß dieses nicht anders, als dadurch geschehen könne, daß er der Stimme der Triebe und Neigungen in ihm, mit einem Worte der Selbstliebe, gehorcht. Diesemnach geht sein Streben auf Vergnügen. Daß ihm der Genuß des schäumenden Weines der Champagne, die süße Umarmung eines rei-

zenden Mädchens Vergnügen, vielleicht noch nie so empfundenes Entzücken, gewähren werden, deß ist er sicher. Dort perlt der köstliche Wein im Pokale, hier winkt ihn Lais in die Arme. Er wird nicht hingetrieben, es ist sein Wille, daß er mit raschem Zuge den vollen Becher leert, mit starkem Arme das Mädchen an sein schlagendes Herz drückt, denn er thut es in Gemäßheit seiner Begriffe, die er vom Weine und von der Umarmung des Mädchens hat, in Gemäßheit des Urtheils, das er darüber fällt, daß beider Genuß ihm Vergnügen schaffen werde. Daß er sie, von denen er einsieht, daß sie sein Dasein beglücken, genießt, darin handelt er sehr zweckmäßig, und also verständig. Auch scheint es, daß er seinen Zweck erreiche, denn im Taumel seiner Trunkenheit preist er sich selig, und selbst von den Göttern Beneidenswerth. Allein der Augenblick verfliegt, und des Trunkenen Taumel mit ihm. Schwer ist sein Kopf, erschlafft sind seine Nerven, Trägheit, Düsterheit, Unzufriedenheit bemächtigen sich seines ganzen Wesens. Er wünschte nun lieber nicht genossen

zu haben, denn seinem Vergnügen ist der Schmerz auf der Ferse gefolgt. Der Genuß war des Verständigen Wahl, er bestimmte sich, vermöge seiner Freiheit selbst dazu, und seine freie Wahl hat ihm — Uibel zugezogen.

Deine Antwort hierauf weiß ich zum Voraus. Nicht der Genuß selbst, sagst Du, brachte das Uibel hervor, denn da bei ihm von einem Begriffe ausgegangen wurde, konnt' er das nicht, sondern es war lediglich Uibermaas des Genusses, das hier die schlimmen Folgen bewirkte. Eben darum aber, antwort' ich, ist mir das Geschenk der Freiheit bei dem Menschen verdächtig, denn mit dem Instinkte wär' es zu diesem Uibermaas des Genusses nicht gekommen. Allein bei dem Menschen ist es vielleicht auch nur dieses eine Mal dazu gekommen, und künftig wird er durch eigenwillige Beschränkung seiner Freiheit einen heilsameren Gebrauch von ihr machen. Hat er doch einmal die schlimmen Folgen davon empfunden, die Ursache derselben kennen gelernt, er wird nun schon behutsamer sein.

Hier, lieber Freund, kommen wir auf einen wichtigen Punkt, bei dem auch uns jetzt Behutsamkeit sehr dienlich sein dürfte. Wir sehen nämlich jetzt ein, daß unser Handeln, bloß in Gemäßheit unserer Begriffe, uns den Zweck unsers Handelns noch bei weitem nicht sicher erreichen läßt. Der Grund davon ist sehr leicht einzusehen, denn wenn beim Denkgeschäft das Begriffe bilden und Urtheilen an und für sich von keinem allzugroßen Werthe ist, weil Begriffe und Urtheile nur verstreuten Baumaterialien gleichen, die erst dann Werth erhalten, wenn der Baumeister sie ordnet, und zu einem Ganzen zusammensetzt; so können auch die Begriffe und Urtheile an und für sich beim Handeln keine völlig sichern Kriterien geben, weil sie nur auf den einzelnen Fall anwendbar sind. Deshalb wird es denn auch hier nothwendig werden, daß man in Gemäßheit der Begriffe die einzelnen Fälle zusammen stellt, und sie ordnet. Dem gezeigten Gange des Denkens gemäß werden sich die einzelnen Fälle beim Zusammenhalten auf allgemeine und allgemeinste

führen lassen, von denen auf jeden einzelnen in vorkommenden Fällen eine leichte Anwendung statt findet, so daß dadurch, wie beim Erkennen (Theorie) so hier beim Anwenden des Erkannten (Praxis) der Irrthum immer mehr vermieden, und der vorhabende Zweck sicherer erreicht werden kann und wird. Das allgemeine Urtheil, das wir durch diese Operation endlich erhalten werden, und das man, wenn die Rede von dem Erkennen ist, einen Satz nennt, wird hier, wo es auf Anwendung abgesehen ist, eine Regel sein; das allgemeinste Urtheil, das, im Betreff des Erkennens, Grundsatz genannt wird, hier für die Anwendung ein Gesetz. So werden wir also unmittelbar darauf hingeführt, daß der Mensch in seiner Handelnsweise, um seines Besten willen, seine Freiheit beschränken, und sich nach Gesetzen und Regeln richten müsse, die er sich selbst vorschreibt, weil er einsieht, daß er nur auf diese Weise den Zweck seines Handelns erreiche, ohne allaugenblicklich in Gefahr zu sein, diesem gerade da entgegen zu handeln, wo er ihn gleichsam gefaßt zu ha-

ben glaubte. Weil bei einem solchen Handeln der Mensch immer Ursache und Folge gegen einander abwägt, oder bei jeder seiner Handlungen auf die mit größter Wahrscheinlichkeit daraus entspringenden Folgen Rücksicht nimmt, so handelt er jetzt folgerichtig, konseqvent; und in wiefern alles jenes nicht geschehen kann ohne Mit- und Einwirken der Vernunft, welche wir als das Vermögen alles auf das Allgemeine zu bringen, und so Schlüsse zu bewirken, d. h. aus einem allgemeinen Urtheile andere abzuleiten, oder zu folgern, kennen gelernt haben, — so müssen wir jetzt auch sagen, er handle vernünftig.

Wir sind also jetzt wieder um eine Stufe hinaufgerückt. Den Vorstellungen darf der Mensch gar nicht trauen, die Begriffe leiten ihn nicht sicher genug, sie müssen erst vor das Tribunal der Vernunft gebracht, hier nochmals geprüft, und autorisirt werden. Nun stehen wir mit ihnen vor der Vernunft als höchster Instanz, und erwarten von ihr als monarchischen

Gesetzgeberin unsere Anweisungen. Ich sehe das triumphirende Lächeln auf deinem Gesicht, durch das Du mir zu sagen scheinst, nun wollen wir wohl sehen, ob dem Menschen die Glückseligkeit entgehen könne, wenn er — vernünftig handelt! Laß denn sehen, ich will das Orakel der Vernunft mit Dir hören.

„Du hast Gefühl, o Mensch, — ruft sie, — wohl, so empfinde sie auch, die Wonne Deines Daseins! Eile mit Deinem Genusse, denn nur kurz ist die Spanne des Lebens!

„Untergrub denn nicht der Erde Veste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unsrer stolz aufthürmenden Palläste,
Unsrer Städte majestät'sche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen,
Deine Nelken saugen süßen Duft
Aus Verwesung, deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft.
Rede Mädchen nicht dem starken Hohn!
Ein schönre Wangenröthe

Ist doch nur des Todes schönrer Thron:
Hinter dieser blumigen Tapete
Spannt den Bogen der Verderber schon.
Glaub' es, glaub' es, Mädchen, deinem Schwärmer,
Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt,
Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer:
Meine Pulse, prahlest du,
Hüpfen noch so jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tirannen
Schlagen tückisch der Verwesung zu!

„Suche deswegen den kurzen Raum mit Vergnügen auszufüllen, so viel Du kannst, und genieße beim Gastmahl des Lebens, so viel du vermagst, damit du wenigstens am Ende gesättigt von dannen gehst. Nur halte immer die goldene Mittelstraße, thue nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel!

„Nicht alle Vergnügungen sind gleich, denn sie unterscheiden sich gar sehr in ihrer Innigkeit,

Stärke und Dauer; Wähle! Oft führen auch wohl Vergnügen, die am süßesten locken, ein geheimes Gift bei sich; Unterscheide! Lebe nicht zu schnell, genieße nicht zu rasch! Ein Augenblick zu schnell gelebt, ein einziges Vergnügen zu rasch und stark genossen, können Dich um ganze Jahre voll Genuß und Freude betrügen; sei vorsichtig! Gieb lieber das Vergnügen des Augenblicks auf, wenn Du es mit Verlust von andern und mehreren erkaufen müßtest, oder wenn gar Schmerzen darauf folgen könnten! Sei mäßig! Lebe stets Deiner Natur gemäß! Mit einem Worte, suche das Leben weise zu genießen, und Du wirst stets glücklich sein! Um aber zu wissen, wie Du dieses anfangen müßtest, so gehe zu dem Manne in die Schule, der es noch unter allen am besten genoß, zu dem weisen oft verkanntem, selten verstandenem, nur von Wenigen nach Verdienst geschätztem Epikur! Er verstand sich in der That am besten auf weisen Genuß des Lebens!"

Ich habe das Orakel vernommen, mein Freund, und was es da gesagt hat, klingt aller-

dings recht schön. Soll ich aber aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß es mir vorkommt, als sei es bestochen. Eine kluge Rechenmeisterin mag diese Vernunft sein, das geb' ich zu, allein dennoch fürcht' ich, daß sie das Facit falsch gezogen hat, was sich ja wohl bei der Probe ausweisen muß. Wir wollen aber diese Probe nicht sogleich machen, denn das Orakel hat uns erst noch an seinen Oberpriester verwiesen, und es dürfte scheinen, als wär' es uns darum zu thun, Dich zu überlisten, wenn wir nicht erst seine Interpretation auch vernehmen wollten. Laß uns also zu diesem Schüler der Rechenmeisterin gehen, und sehen, was er uns für Auskunft ertheilen wird. Was sagt er?

„Jedes lebende Wesen hat unmittelbar nach seiner Geburt einen Trieb nach Vergnügen, und flieht den Schmerz. Man lebt also der Natur gemäß, wenn man diesen Trieb zu befriedigen, und sein Vergnügen auf alle Weise zu befördern sucht.

„Nicht alles Vergnügen aber ist sich gleich; sie sind im Werthe gar sehr von einander ver-

schieden. Sie sind verschieden in Ansehung der Menge, der Stärke und der Dauer der angenehmen Empfindungen.

„Handle demnach so, daß Du Dir die mehresten, stärksten und dauerhaftesten Vergnügen verschaffst.

„Hiezu hast Du gar sehr der Klugheit vonnöthen, denn nur sie lehrt uns, daß man nicht vergnügt leben kann, ohne manche Einschränkung, oder mit andern Worten, ohne anständig zu leben. Wir wählen daher nicht gleich jedes Vergnügen ohne Unterschied, sondern entbehren vielmehr manches, weil ein größerer Schmerz darauf folgen könnte. Erst wenn wir Nutzen und Schaden gehörig gegen einander abgewogen haben, bestimmen wir uns.

„Die Glückseligkeit, von der die Philosophen reden, ist nichts anders, als jener glückliche Zustand, den man vermöge der Kräfte der Natur in diesem Leben erhalten kann. Nicht bloß in sinnlichem Genusse besteht sie, sondern in der Ruhe des Geistes und der Gesundheit

des Leibes. Der gleichzeitige Besitz dieser beiden Dinge macht das höchste Gut aus.

„Um nun aber zu wissen, ob man bei seiner jedesmaligen Handelnsweise dieser Glückseligkeit theilhaft werde, hat man unter dem, was man begehrt, gar sehr zu unterscheiden, denn entweder treibt uns die Natur oder bloße Eitelkeit dazu. Man begehre bloß, was die Natur verlangt! Aber auch hier hat man wieder zu unterscheiden, denn man kann den Genuß als Zweck, oder als bloßes Mittel betrachten.

„Betrachte den Genuß als bloßes Mittel! Auf diese Weise wirst Du nicht eher genießen, als bis die Abwesenheit alles Vergnügens Schmerz in Dir verursacht. Dann wirst Du auch mäßig im Genusse sein, und diese Mäßigkeit und Enthaltsamkeit tragen außerordentlich viel dazu bei, den Geist in ruhigem Gleichgewicht, und den Körper in Gesundheit zu erhalten, ja selbst die geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Begnüge Dich deshalb mit Wenigem zu leben, denn das ist der größte Reich-

thum, den man je erwerben kann. Und außerdem, daß die gemeinsten Speisen, wenn man Hunger hat, dasselbe Vergnügen als die köstlichsten gewähren, so befindet man sich auch immer weit besser, wenn man einfach lebt, denn der Kopf ist nie beschwert, und der Geist frei. Dann sind uns auch die von Zeit zu Zeit angestellten Festgen weit angenehmer, und man ist weit geschickter, den Wechsel jedes Glückes zu ertragen, wenn man sich mit dem Wenigen, was die Natur verlangt, begnügen kann, als wenn man leckerhaft und prächtig zu leben gewohnt ist.

„Fliehe deshalb auch mit größter Sorgfalt alle Ausschweifungen, die den Körper zerrüttet, und den Geist verthieret. Wisse, daß Glückseligkeit nicht im schwelgerischen Genusse des Augenblicks besteht, sondern darin, daß ich für die ganze lange Folgezeit von Leiden und Schmerzen befreit bin. Wie kannst Du das, wenn Du durch Ausschweifung Dir Leiden zuziehst, und unaufhörlich Dich mit dem Vorwurf, sie selbst verschuldet und mithin verdient zu haben, fol-

tern mußt? Dieser letzte Schmerz mag leicht den körperlichen noch überwiegen, denn der Körper empfindet nur den gegenwärtigen Schmerz, der Geist aber außer diesem auch die vergangenen und zukünftigen Uibel. Ruhe und Friede des Geistes aber, weißt Du, ist ein wesentliches Stück unserer Glückseligkeit.

„Wenn also vom Vergnügen geredet wird, so denke Dir nicht Gelage und Schmausereien oder Mädchenkuß und Umarmung darunter, sie warlich machen das Leben nicht angenehm, sondern allein die nüchterne Vernunft, welche die Gründe aufsucht, warum etwas zu erwählen, oder zu vermeiden sei.

„Du wirst nur dasjenige wählen müssen, was gut ist, hingegen alles, was bös ist, meiden. Fragst Du aber, was denn gut und böse sei, so dient hierauf zur Antwort: gut ist jede Handlung, die Dein Vergnügen wirklich beförderte, bös aber die, welche Schmerzen für Dich zur Folge hatte. Bei der ersten richtetest Du Dich nach der Weisheit des Lebens, Du

lebtest Deiner Natur gemäß, nicht so bei der letztern. Billig und gerecht, daß Du dafür büßen mußt, wenn Du der Stimme der Vernunft Dein Ohr verriegeltest. Sie sprach zu Dir, und Du hörtest sie nicht, sie warnte Dich, und Du gehorchtest nicht, darum und nur darum leidest Du. Derjenige, der gut handelt, ist immer glücklich.

„Nennt man nun dasjenige Verhalten des Menschen, wo er sich unaufhörlich bemüht, nie anders als gut zu handeln *), Tugend; so

*) Man vergesse nicht, daß der Ausdruck gut hier bloß im Sinne Epikurs genommen ist. Übrigens ergiebt sich hieraus, daß Epikur, den man mit Unrecht so verlästert und verschrieen hat, doch inkonsequent war. Er sagt nämlich auch: Lebe rechtschaffen, daß Du Dir nichts vorzuwerfen hast, nie eines Verbrechens Dir bewußt bist; thue Gutes, so viel Du kannst, und leiste jeder Pflicht Deines Lebens Genüge." Folgt dieses wohl aus seinem Systeme? Es geht vielen Evdämonisten so; sie sind sehr Ach-

siehst Du nun, daß Tugend das einzige Mittel ist, durch das Du Deine Glückseligkeit befördern und erhalten kannst. Man kann auch sagen, daß Tugend in Befolgung der Regeln der Weisheit *) bestehe, und da wirst Du gewiß nicht zweifeln, daß sie allein glücklich machen könne. Tugend und ein glückliches Leben sind unzertrennlich verbunden.

„Gehe nun hin, und lebe wie ich es Dir gesagt!"

Siehe, Freund, ich habe mit Dir ruhig und aufmerksam auch diesen vernommen, . und

tungswerthe Menschen, denn sie — handeln nicht nach ihrem Systeme.

*) Eigentlich Klugheitsregeln, oder pragmatische, nicht praktische, Vorschriften für das Leben. Verstandesregeln nicht Vernunftgesetze. Kant unterscheidet technische, pragmatische und moralische Gebote. Met. d. Sitt. S. 44. Vgl. Anthropol. S. 316.

ich bekenne Dir, daß das Orakel uns gerade an den besten Mann verwiesen hat, denn es hätte uns an Aristipp, oder gar an einen noch schlimmern, verweisen können, wo wir uns in tausend Widersprüche würden verwickelt haben, und nach hundert Einschränkungen erst hieher gekommen wären. Auf diese Weise aber gelangten wir gerades Weges zum Ziele.

In der That, der Schüler macht seiner Lehrerin Ehre. Du erinnerst Dich, daß ich sie eine Rechenmeisterin nannte, und Epikur hat nach einem genauen Uiberschlage den richtigsten Calcul gezogen, ich will sagen, er hat die von dem Verstande aufgegebenen Ziffern durch alle Species der Rechenkunst mittelst der Vernunft so gut bearbeitet, daß dieser nun in der Anwendung nichts brauchte, als zu numeriren. Ja, dies ist richtig, allein ob wir auch eben die Summe herauszählen werden, die wir verlangen, das, mein Freund, ist eine ganz andere Frage, zu deren richtiger Beantwortung es einer kleinen Probe bedürfte. Hat der Buchhalter

alles richtig in Rechnung gebracht, nichts unterschlagen, nichts vergessen, nicht nachlässig addirt oder subtrahirt, so darf er ja keine Nachrechnung scheuen. Laß also sehen!

Daß die Glückseligkeit mit unserer blinden Gerechtigkeit, von der man sagt, sie habe eine wächserne Nase, die Richter, Sachwalter und Klient je nach den Umständen beliebig forme, sich in einem gleichen Falle befinde, ist eine Wahrheit, an der kaum jemand zweifeln dürfte. Epikur sucht dieses Unglück, das allen Glückseligkeitslehrern begegnet, dadurch auf die Seite zu räumen, daß er sagt, Du wirst glückselig, handle nur so, daß Du Dir die größte Menge, die stärksten und dauernde angenehme Empfindungen verschaffst.

Der schlimme Umstand ist, daß diese drei Arten angenehmer Empfindungen nicht gut zusammen bestehen können. Die Menge verträgt sich nicht mit der Stärke derselben, denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ein zu anhal-

tend und zu stark genossenes Vergnügen uns am Ende nur Eckel und Uiberdruß erregt, daß Mißbehagen und Schmerz die Folgen davon sind, und mithin von selbst die Dauer wegfällt.

Dies fühlte Epikur sehr gut, und fand nothwendig, manche bedenkliche Einschränkung zu machen. Er will Eckel Uiberdruß und Reue, diese drei gefürchteten Harpyen, abhalten, und läßt deshalb aus der Summe von Vergnügen eine solche Auswahl treffen, die unfehlbar unsere Selbstzufriedenheit befördern müsse. Zufriedenheit, o ja, das geb' ich zu, allein, mein trauter Epikur, sie ist lange noch keine Glückseligkeit, denn der Begriff von dieser schließt ein Erhalten, der Begriff von jener ein Entsagen in sich, daß sie sich mithin wie Wirklichkeit und Nicht — Unmöglichkeit, wie Besitz und Mangel zu einander verhalten. Zufriedenheit ist ein Theil der Glückseligkeit, nicht aber sie selbst ganz und vollendet. Freilich kann ich in dem tiefsten Elend noch zufrieden genug sein, denn wenn ich Arm und Bein zerbrach,

kann ich mich damit trösten, daß doch der Hals ganz blieb; ich kann durch die Phantasie die schwarzen Mauern meines Kerkers mit allerhand bunten Bildern bemahlen: allein wenn ich das nicht brauchte, sage selbst, wär' es nicht besser? — Ja? Dieses Geständniß muß Dich überzeugen, daß Du doch nichts weniger als glückselig bist, troß Deiner Zufriedenheit. Du issest ein Stück schwarzes Brod, weil Du nun einmal keinen Kuchen haben kannst. Oder hast Du etwa gar Lust, zu Zeno's Fahne zu schwören, und uns mit dem Sentenzenprediger Seneca zu beschwatzen, daß man auch in Phalaris glühendem Ochsen glückselig sein könnte? Ich denke, für solch eine jämmerliche Glückseligkeit dürften sich wohl die Meisten, ja Alle gar schön bedanken, und Du wirst schwerlich Deinen Spott so arg mit uns treiben wollen.

Mich däucht, Freund Epikur, es gehe mit Deiner Glückseligkeit, wie mit Deinen Göttern, daß sie nur so gleichsam eine Glückseligkeit ist. Am Ende aber ist es auch gar nicht noth-

wendig, ja nicht möglich einmal, daß jeder auf Deine Art glückselig werde. Nicht nothwendig, denn wenn ich nun die meinige in die größte Menge, ein anderer die seinige in die stärksten, nicht aber in die dauerndsten angenehmen Empfindungen setzt, und jeder Dir offenherzig gesteht, daß er die Deinige gar für keine Glückseligkeit halte, was kannst Du dagegen haben? Daß er sie nicht bis an das Ende seines Lebens genießt? Ei, sagt er, was ihr an Extension abgeht, hatte sie an Intension. Was kannst Du ihm mit Grunde einwenden? Und wenn er Dir nun gar noch sagt, daß er ja, da die Freuden ihn verlassen haben, nicht länger zu leben brauche, wie willst Du ihn widerlegen, wie ihn seines Unrechts überführen? Daß aber hiebei so etwas, als der Selbstmord ist, herauskommen müsse, das will ich Dir durch die Schilderung eines Dichters darthun, welcher der Stolz der teutschen Nation ist *). Er schildert einen jungen feurigen kraftvollen Mann, der die Wonne

*) Goethe in den Leiden des jungen Werther.

dieses Daseins gern recht lauter genießen möchte, aber sie bald in der That nicht findet, bald sie nicht finden zu können sich einbildet, und da bricht er in folgende Worte aus: „Daß das Leben nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit da hinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemahlt, das alles macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in

die Welt. — Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene, gleich Kindern, auf diesem Erdboden herumtummeln, und wie jene nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biskuit Kuchen und Birkenreiser regirt werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt man kann es mit Händen greifen. Ich gestehe gern, denn ich weiß, was Du darauf sagen möchtest, daß diejenigen die Glücklichsten sind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respekt um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zukkerbrod hineingeschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperatio-

nen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so sein kann. Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; — Ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wenn er will.''

Siehe, so liefe es am Ende nur da hinaus, daß Hofnung und Furcht uns äfften, und zwischen Wiege und Bahre, wie Kinder mit ihren Puppen, mit uns spielten. Nur die Furcht vor dem fremden nie umsegelten Lande, aus dem noch nie ein Wanderer zurückkam, und uns Kunde gab, fesselt uns an dieses kleinliche Leben,

nur die Besorgniß vor den Träumen, die im Schlafe des Todes uns ängstigen könnten, hält uns ab, uns in das schauerliche Bett zu legen, das man Sarg nennt. Du selbst aber hebst sie, diese Besorgniß, Du versicherst, daß kein Traum in jenem Schlaf uns stören werde, und räthst deshalb, das Dasein zu verlängern um es doch länger zu genießen. Wozu aber das? Muß ich denn eben lange genießen, wenn ich recht genießen will? Kann ich nicht in den Raum weniger Jahre unendlich mehr Freuden zusammendrängen, als Du in langen sparsam Dir zuzählst? Zu was denn bei dem Gastmahl des Lebens lange sitzen, wenn es zu keinem andern Zwecke dient, als um es gesättigt zu verlassen? Werd' ich es nicht weit lieber, ohne Sehnsucht und Reue verlassen, wenn ich durch Uiberfüllung mir Eckel daran erregte? Bin ich aber bloß satt, und vielleicht noch nicht einmal ganz satt; so wird noch mancher Wunsch und manche Sehnsucht mich abhalten aufzustehen, Gelüsten nach diesem und jenem, wovon doch wohl noch ein wenig hinuntergienge, werden stets in mir

den Gedanken erzeugen; könntest Du doch nur ein wenig noch hier bleiben! Gewiß auch irr' ich nicht, wenn ich behaupte, daß dies der Fall bei allen denen sei, die je nach Deiner Vorschrift lebten. Die Leichensteine lügen, wenn sie von diesen hundertjährigen Greisen sagen, daß sie Lebenssatt aus dieser Welt gegangen seien. Lebensmüde, das geb' ich zu.

Wo ist also die Nothwendigkeit, daß man nach Deinen Vorschriften handeln müßte? Nein, es ist nicht nothwendig; aber auch nicht möglich einmal, daß alle darnach handeln könnten.

Zuerst also, wie verschieden sind nicht die körperlichen Anlagen und die Beschaffenheiten in den Menschen, wie verschieden ihre Neigungen! Folgt aber daraus nicht nothwendig, daß jedem in Gemäßheit dieser eine eigenthümliche Glückseligkeit Bedürfniß ist? Epikur sollte Mühe haben, einen selbstgenugsameren Menschen, einen der seinem Systeme treuer gelebt hätte, aufzufinden, als den berühmten und berüchtigten Cyniker Diogenes. Wie vereinfacht

an Zahl und Grad hatte dieser nicht seine Bedürfnisse! Quellwasser mit hohler Hand geschöpft, war sein Trank, die geringste Sorte von Obst seine Speise, eine Tonne seine Wohnung, ein zerrissener Mantel sein Gewand. Wir geben gern zu, daß der Mann, der von dem großen Alexander nichts zu bitten hatte, als daß er ihm aus der Sonne gehe, daß er glückselig sein mochte, denn er konnte nur durch Krankheit allenfalls elend werden; allein was einem durchaus gesundem starkem Diogenes ganz gut bekam; wie lange würden das ein schwächlicher Pope, ein siecher Gellert oder Garve, ein zarter Fenelon aushalten? Sie brauchen Wein statt des Wassers, stärkendere Speisen, weichere Lager, wärmere Kleider; haben also, nicht aus Eitelkeit sondern von Natur, der Bedürfnisse ungleich mehrere, denn jener, und können sich ohne ihren Schaden derselben nicht entäußern, wenn sie es auch schon wollten. Milo braucht mehr Speise als Aspasia, Ninons Kutscher gewiß mehr, als Ninon, und was ein russischer Bauer ohne Beschwerde verdaut, das würde bei

einer Hofdame den Stoff zu schwerer Krankheit legen. Käm' ich vollends auf die Verschiedenheit des Appetits — jedoch dieser bringt mich auf die Neigungen, deren ich auch erwähnte.

Neigung ist die Wurzel des Begehrens, wie Abneigung des Verabscheuens. Wir haben Neigung zu jedem Gegenstande, der in uns das Gefühl angenehmer Empfindungen erregte, und von dem wir uns dasselbe in Zukunft wiederum versprechen. Unzertrennlich mit der Lust verknüpft, ist sie zugleich die Bürgin, daß ein Gegenstand uns dieselbe gewähren werde, und mithin beruht alle Glückseligkeit am Ende lediglich auf Befriedigung der Neigungen. Im natürlichen Zustande des Menschen hat er deren nicht mehr, als er natürliche Bedürfnisse hat, nur mit dem Unterschiede, daß diese Neigungen so verschieden ausfallen müssen, als es verschiedene Modifikationen der Neigungen, oder verschiedenen Appetit, d. h. individuelle Bestimmungsgründe gerade dieses oder jenes zu begehren, giebt, ein Umstand, welcher von der eigenthüm-

lichen Constitution und Disposition jedes Menschen abhängt. Hieraus aber ergiebt sich, wie wenig thunlich es sein würde, auch hierüber allgemeine Vorschriften zu geben, die für jeden Menschen, er möge beschaffen sein, wie er wolle, giltig wären. Jeder wird auch hier dem andern zurufen, thue Du dieses, aber mir behagt es dieses zu thun. Ich will Deinen Geschmack nicht tadeln, nur erwart' ich auch von Dir, daß Du den meinigen nicht tadelst. (de gustibus non est disputandum) Wenn nun aber dieses der Fall ist, wie er es denn unläugbar ist, wie kann ich jemandem sagen wollen, so und in diesem Grade befriedige Deine Neigungen, wenn Du glückselig werden willst, da sein Gefühl dieser Vorschrift widerspricht, und ihm deutlich zuruft, daß seine Glückseligkeit dadurch nicht befördert werden würde? Auch hier kommen wir wieder auf das Vorige zurück, und ich setze deshalb nichts mehr hinzu.

Noch aber kommen zwei Umstände hinzu, welche die Sache um vieles verwickelter und

schwieriger machen. Der Mensch wird nämlich unvermeidlich und fast mit Gewalt getrieben, aus seinem natürlichen Zustande herauszutreten, aber da wird auch die Zahl seiner Bedürfnisse vermehrt, und seine Neigungen modifiziren sich nach diesen neuen Bedürfnissen. Freilich ist es bald gesagt, Du mußt Deine Neigungen auf die natürlichen Bedürfnisse einschränken, nichts mehr begehren, als die Natur heischt; aber warlich es ist nicht eben sobald gethan. Mancher würde sie gern einschränken, wenn er nur nicht in Verhältnissen stünde, die ihn bänden, und ist es denn möglich, ist es rathsam, ist es klug, alle Rücksicht auf die künstlichen Bedürfnisse aus den Augen zu setzen? Der Verächter des Geldes z. B. muß er nicht früher oder später, wenn Unglücksfälle auf ihn losstürmen, Noth ihn niederbeugt, Krankheit ihn aufs Lager fesselt, muß er da nicht schmerzlich bereuen, so wenig auf ein Gut geachtet zu haben, das freilich an und für sich keinen Werth hat, aber doch, wie Horaz sagt, seinen Werth durch weisen Gebrauch erhält? Und ist es nicht beinahe

nothwendig, daß der polizirte Mensch, der weder in Felsenklüften wohnen kann noch soll, auf ein Plätzchen denke, darin er sich, als seinem Eigenthume, ansiedeln könne? Alle diese, dem Menschen in dieser Lage doch wohl auch nothwendige, Bedürfnisse müssen der Natur der Sache nach eben so viele Neigungen in ihm erzeugen, deren jede, so lange sie unbefriedigt ist, einen tiefen Stachel in sein Herz gräbt, den er herausreißen muß, wenn er glückselig werden will. Es geht aber mit diesen Neigungen nicht um ein Haar anders, als mit den natürlichen, daß sie nicht bei allen Menschen gleich sind, sondern der diese, jener eine andere Lieblingsneigung hat, von deren Befriedigung seine Glückseligkeit abhängt. Alexander will Länder erobern, Domitian Fliegen fangen, Lucull gut schmaußen, Anakreon gut trinken, Voltaire in der Hauptstadt vergöttert werden, Rousseau einsiedlerisch auf einem stillem Plätzchen leben, dieser will ein Haus, jener einen Garten, dieses Weib kennt nichts Süßeres als der physischen Liebe Freuden, jenes zieht den neue-

sten Modeanzug, noch ein anderes das bunte Gewühl der Redoute und des Balles allem anderem vor; nun kehre aber einmal dieses alles um, laß Alexandern Fliegen fangen, Domitian Länder erobern u. s. w. und Du wirst sehen, wie alle über ihr Elend sich beklagen werden.

Zudem haben wir ja auch schon gesehen, daß diese vermehrten Bedürfnisse und komplicirteren Neigungen ein wesentliches Erforderniß sind, um den Menschen zum Menschen zu machen, und daß sie ausrotten wollen nichts anderes heiße, als den Menschen wieder in den ihm widernatürlichen Zustand der Thierheit, aus dem er mühsam sich emporarbeitete, zurückzuwerfen. Wir haben gesehen, daß Verstand ihn leiten solle und leitet, wovon aber jene durch seine Kultur erzeugten künstlichen Bedürfnisse die Bedingung der Möglichkeit sind. Allein eben dieses bringt mich auch auf den zweiten oben erwähnten Umstand, der ein neues Hinderniß ist, jene Neigungen so einzuschränken, als Epikur will. Die Neigung wird

die Mutter der Affekten und Leidenschaften.

Freude, das übermannende angenehme Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit das unangenehme Gefühl über erhaltenes Mißvergnügen; Hofnung das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht das angenehme Gefühl über zu erhaltendes Mißvergnügen; Schrecken das Gefühl plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angst die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Uibel; Zorn plötzlich erregtes Gefühl über erlittenes Unrecht; Schaam und Reue unangenehme Gefühle über begangenes Unrecht: dieses sind die Affekten, welche wir verschiedentlich in uns wahrnehmen, und welche man reine Affekten nennen kann, weil immer nur ein bestimmtes angenehmes oder unangenehmes Gefühl in ihnen herrschend ist, zum Unterschiede von andern, in denen beiderlei Gefühle zugleich herrschen, und die man also gemischte Affekten nennen kann z. B. Er=

wartung, Mischung von Furcht und Hofnung, Bestürzung, Mischung von Freude und Traurigkeit, desgleichen Mitleid, Besorgniß, Sehnsucht u. a. Von den verschiedenen Graden, welche bei manchen statt finden, z. B. bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entsetzen, bei dem Zorne die Wuth, bei der Traurigkeit der Gram u. s. w. brauch' ich nichts zu sagen; denn ich will überhaupt nur fragen, was in uns vorgehe, wenn sie uns übermannen?

Der Ausdruck Gemüthsbewegung, den man ihnen auch giebt, wird uns dabei leiten können, denn er weißt uns unmittelbar auf den Punkt hin, den wir hiebei ins Auge fassen müssen. Unser Herz wird durch sie alle in Regung gebracht, von diesen nur sanft bewegt, wie Blumen von dem Frühlingswinde, von diesen heftig erschüttert, wie das Meer von einem Herbststurm. Sie sind mithin sämtlich Ausbrüche des Gefühls. Als solche wirken sie unabhängig von aller Uiberlegung, als bloße Kin-

der des Augenblicks, und des unmittelbaren Urtheils, und unterscheiden sich dadurch von der bloßen Empfindung, daß bei dieser das Urtheil von der Neigung bestimmt wird, da hergegen bei jenen das Urtheil die Neigung bestimmt. Darum ist hier auch kein bloßes leidendes Aufnehmen, wie bei der Empfindung, sondern ein inneres Zurückwirken, — Bewegung des Gemüths. Empfindung ist, um den Aerzten einen Ausdruck abzuborgen, ein Agens, Affekt ein Reagens, d. h. Empfindung wirkt durch den Körper auf den Geist, nun aber von dieser Empfindung, die den Neigungen gemäß oder zuwider ist, aufgeregt, wirkt der Geist auf den Körper zurück, wir wissen nicht wie, vielleicht (wie Platner meint) durch den Nervengeist. Der Affekt entsteht schnell und plötzlich, wie das Urtheil, das ihn hervorbringt. Das einzelne Urtheil an sich ist überhaupt nie ein ganz sicherer Maasstab für unsere Handlungen, und kann es hier noch weniger sein, weil es ein plötzliches, also gewiß in den meisten Fällen voreiliges, ungeprüftes Urtheil ist. Und da nun durch das

plötzliche Aufrütteln des Geistes der Körper in Mitleidenschaft gezogen, eben dadurch aber Berichtigung des gefällten Urtheils, vermöge des Consensus zwischen beiden, für jetzt unmöglich wird; so kann es nicht fehlen, daß der Mensch hierdurch nicht zu Fehlern hingerissen werden sollte, und es ist hinlänglich bekannt, wie blind, unbesonnen und thöricht der Affekt zu handeln pflegt.

Hingerissen aber sag' ich, um dadurch anzudeuten, daß des Menschen freier Wille hier nicht im Spiele war. Umstände wirkten auf ihn ein, bestimmten, leiteten, zwangen ihn. Hat hier nicht die Nothwendigkeit (Causalverknüpfung der Natur) seine Freiheit in Fesseln geschlagen? Kann er wählen, da Verhältnisse in und außer ihm ihn determiniren? Da sein Betragen abhängt nicht von Uiberlegung sondern von dem Augenblicke und dem Gefühle? Doch was würden wir uns am Ende sonderlich darum bekümmern, ob wir hier frei oder nicht frei handelten, wenn wir nur unserer Glückseligkeit nicht dabei verlustig gehen!

Damit dieses nicht geschehe, sagt Epikur, so mäßige Deine Affekten. Klingt aber dieses nicht beinahe, als ob ich einer Dame sagte, sie solle die Güte haben, mit ihrem Fächer den Sturmwind aufzuhalten? Die Affekten überwältigen uns ja, sie reißen uns hin, sie machen uns der Uiberlegung unfähig, sie schließen das Denken vor und in dem Augenblicke des Handelns aus. Der Mensch ist — wie man sagt — im Affekt seiner nicht mehr mächtig, außer sich gebracht. Ist es also möglich Deinen Vorschriften gemäß zu handeln? Die Affekten sind Stacheln, die uns treiben, wie des Reuters Sporn das Roß, und was hilft es uns zu bäumen und auszuschlagen? Die Unruhe tobt fort in uns, wie das einmal empörte Meer, und wenn es auch wahr ist, daß die Zeit Oel in die thürmenden Wellen gießen wird, läßt der Affekt die Retterin uns ruhig erwarten? Soll die hohe Eiche sich nicht beugen, wenn der gewaltige Orkan sie erschüttert? Kann die See glatt wie ein Spiegel bleiben, wenn der wüthende Sturmwind über sie hinbraußt?

Ihr kalten Menschen — ruft der vom Affekte bewegte aus —, ihr habt gut reden, aber fühltet ihr, wie ich fühle, dann würdet ihr anders sprechen! Seht, ich beneide euch um eure kalte Gelassenheit, aber was kann ich dafür, daß ich nun einmal so bin, wie ich bin, und daß ich dieses ungestümen Tobens in meiner Brust nicht Herr werden kann? Und — das wollen wir ja nicht vergessen hinzuzusetzen — wie viele haben nicht schon so ausgerufen?

Allein wir kommen auch hier noch einmal auf den vorigen Punkt zurück, und fragen: warum soll ich denn meine Affekten mäßigen? Um des höchsten Gutes theilhaft zu werden! Aber ist mir denn das höchste Gut, was es Dir ist? Ich will Dich gern bei Deinem lassen, Du kalter Mensch, nur muthe mir nicht zu, es für das meinige zu halten, denn ich muß doch wohl selbst am besten wissen, was mir angenehm ist! — Genug, wir finden auch hier, welch ein wetterwendisches Ding das ist, was die Menschen Glückseligkeit nennen, und daß es keinen allge-

meinen Maasstab für sie giebt, den jeder nothwendig als den seinigen erkennen müßte. Neigungen und Affekte bestimmen sie, und da Neigungen und Affekten in den meisten Individuen so äußerst verschieden sind, so muß auch nothwendig jedes seine eigne Glückseligkeit, sein eignes höchstes Gut haben, wie es seine eigne besondere Natur hat. Ein von einem Höfling schrecklich beleidigter wüthender Beaumarchais, der in die fürchterlichen Worte ausbricht *) „Bin ich ein reißendes Thier geworden? Meinem Gaumen gelüstet nach seinem Fleisch, meiner Zunge nach seinem Blut!" kann der in Epikurs Gleichmuth, oder in was wird er sonst sein höchstes Gut, seine Wonne, seine Seligkeit finden? Ein Major Walter **), der so ruhig sein will, wie der schauderhafte Strich Landes, über den die Pest hinzog, und der in seiner Mordlust betet „Vater, ich lasse Dir Deine ganze herrliche Schöpfung, aber das Mädchen

*) In Göthe's Clavigo.

**) Schillers Kabale und Liebe.

laß mir, sie gehört mein," in was als dem Tode des vormals so heiß geliebten Mädchens kann der Affektvolle sein höchstes Gut jetzt finden?

So spielen die Affekten mit dem Menschen, und reißen ihn stürmend aus den Schranken seines Gleichmuths fort. Sie sind bei ihm, wenn nicht stärker, doch anhaltender, als bei dem Thiere *), denn sein Gedächtniß und sein Dichtungsvermögen beleben und erhöhen von neuem ihre Kraft, wenn sie schwächer zu werden anfängt. Wenn es aber einer Seits nicht in seiner Macht steht, ihrem Ausbruch und ihren Wirkungen zu wehren, er also dadurch außer Stand gesetzt ist, Epikurs Philosophie zu befolgen, was kann ihn von der andern Seite hindern, seine Glückseligkeit dort zu suchen, wo er sie ganz allein finden kann, entweder im Nachgeben seines Affekts, oder in eigenmächtiger Be-

*) Das bis auf die moralischen der Schaam und Reue dieselben, als der Mensch, hat.

freiung von demselben? Jeder Selbstmörder begieng wirklich seine That im Affekte.

Noch dürfen wir nicht vergessen, daß unsere Kultur und Politur öfters Affekte in uns erregen, die wir ohne sie wohl nie gehabt haben würden. Denken wir nur an die großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen, an das Trugbild der Ehre, und was dadurch oft entstanden ist — allein dies bringt uns auf die Geschwister der Affekten, auf die Leidenschaften, die sich fast noch mehr als jene wider die Glückseligkeit des Menschen scheinen verschworen zu haben.

Nur mit dem Menschen treiben diese fürchterlichen Tirannen ihr unseliges Spiel; das Thier hat keine Leidenschaft, und kann keine haben. L e i d e n s c h a f t ist nämlich e i n e z u r b l e i b e n d e n N e i g u n g g e w o r d e n e s i n n l i c h e B e g i e r d e, die nur in einem Wesen entstehen kann, welches des gefälligen Spieles der dichtenden Einbildungskraft fähig ist, und mithin unabhängig und abgezogen von allem

außer ihm beliebig Welten schafft und niederreißt, das nicht vom blinden Triebe gegängelt wird, sondern sich durch freies Wohlgefallen bestimmt, und als ein solches Wesen kennen wir nur den Menschen. Ein Gegenstand hat in einem höhern Grade, als noch keiner zuvor solch ein Wohlgefallen in ihm erregt, sein Geist ist nun unablässig bloß mit diesem einem Gegenstande beschäftigt, immer schwebt er ihm in der Einbildungskraft wachem Traume vor, worin er ihm sagar noch Reize leiht, bald werden Geist Herz und Sinn nur von ihm ausgefüllt, alles was nicht Bezug darauf hat, wird nicht geachtet, selbst was er sonst für schön und reizend hielt, verliert dabei und wird gleichgiltig, alle andere Wünsche schweigen, er hat einen und ewig nur den einen Wunsch, und nur dessen Befriedigung kann ihn glücklich machen. Was sag ich glücklich, unüberschwenglich selig, zum Gott entzückt sie ihn. Er findet seinen Himmel in der Befriedigung, seine Hölle in der Nichtbefriedigung desselben. Dieses ist die Entstehung und Aeußerung der Leidenschaft, die nur bei

dem Menschen statt finden kann. Was man bei dem Thiere bisweilen dafür gehalten hat, ist nichts als ein durch Umstände bewirkter vorzüglich starker Trieb, der aber nie zur bleibenden Neigung wird, und deshalb nicht Leidenschaft selbst, sondern höchstens nur ein Analogon derselben genannt werden kann *).

Ist die Leidenschaft beharrlich, so nennt man sie einen Hang, ist sie selbst der Vernunft, Zeit und Erfahrung unbezwinglich, eine Sucht. Leicht wird die Leidenschaft, wenn sie durch Widerstand von außen genöthigt wird, sich in die Brust zu verschließen, zum Hange, und der Hang durch öftere Gewöhnung zur Sucht.

Im natürlichen Zustande des Menschen, wo er nicht mehr bedarf, als die Natur heischt, hat der Mensch der Neigungen ungleich weni-

*) Es ist Instinkt, wie Kant ihn definirt, die innere Nöthigung des Begehrungsvermögens zur Besitznehmung eines Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt.

ger, als im kultivirten, mithin auch weniger Leidenschaften, und Rousseau's Naturmensch hätte Epikurs höchstes Gut am vollkommensten erhalten. Da aber, wie wir gesehen haben, der Mensch ein solcher weder bleiben konnte, noch sollte; so mußten nothwendig seine Neigungen, und mit ihnen seine Leidenschaften sich vermehren, daß wir mithin hier unter natürlichen, und erworbenen oder aus der Kultur des Menschen hervorgehenden Leidenschaften zu unterscheiden haben werden. Zu denen der ersteren Gattung gehört das Streben nach Unabhängigkeit, das sich auf das Gefühl des Rechts, welches unaustilgbar in der Brust des Menschen liegt, gründet, und die Geschlechtsneigung. Mit dem Eintritt des Menschen in die bürgerlichen Verhältnisse wurden Ehre, Auszeichnung, und sobald es Vermögen wurde, ein über das Bedürfniß vermehrtes Eigenthum, wünschenswerthe Güter, der Mensch mithin geneigt nach ihnen zu begehren, und so entstanden mit drei neuen Neigungen bald eben so viele Leidenschaften, die der zwoten Gat-

tung, Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht.

Von der besondern Stimmung eines jeden hängt es ab, welcher Leidenschaft er sich vornehmlich hingeben werde. Hingeben sag' ich, denn der Mensch bringt sie nicht selbstthätig in sich hervor, sondern verhält sich in Ansehung des auf ihn einwirkenden Reizes leidend, woher auch die Benennung Leidenschaft. Der feurige aber zur Sinnlichkeit neigende wird von der Leidenschaft der Liebe übermeistert werden, den tapfern kühnen und muthigen werden Herrschsucht und Ehrsucht spornen, den Feigen, der aber gern geehrt sein möchte, Habsucht ergreifen, was ich hier nur Beispielweise, nicht als allgemeingiltige Regel anführe, denn das Geflecht der Neigungen und Leidenschaften im Herzen ist sehr verwickelt, und die Fäden desselben laufen oft sonderbar durcheinander. So werden bei dem einen bald Wollust, bei dem andern im Fall des Gelingens Hochmuth und Uibermuth, im Fall des Mißlingens Haß, Neid,

Groll und Nachbegier, und bei noch einem andern Knickerei und Geiz den Meister spielen.

Muß aber nicht, je nachdem das eine oder das andere bei einem Menschen der Fall ist, ein besonderes höchstes Gut für ihn sein? Dies ergiebt sich schon aus dem Vorigen, weshalb hier Beispiele unnöthig sein würden, und man sieht bald, daß auch hier Epikurs höchstes Gut ziemlich ins Gedränge kommt. Allein es zeigt nur, daß nicht nothwendig, von seiner Natur bestimmt, jeder Mensch sich das zum höchsten Ziele setzen müsse, was jener Philosoph sich dazu setzte, und es war mir hier darum zu thun, zu erforschen ob es auch jedem Menschen möglich sei, es zu erreichen?

Man solle kalt gelassen und ruhig bleiben, fordert Epikur, allein hier spricht der Leidenschaftliche, wie der vom Affekte bewegte: ich kann nicht, es reißt mich hin, ich muß dem gewaltigen Drange der Umstände nachgeben. Demnach scheint sich die Freiheit des Willens dahin aufzulößen, daß der Mensch unter zwei verschie-

denen Bewegungsgründen dem stärksten nachgegebe, was denn freilich eine gar sonderbare Freiheit abgiebt. Der Mensch kann wählen was er will, nur wird er so gut sein, jedesmal das zu wählen, wohin er bei den Haaren gezogen wird. Demnach ist es nicht möglich, daß jeder nach Epikurs Tugend strebe, denn er wird durch seine Stimmung zu etwas ganz anderem getrieben. Auch liegt sie außer seinem Wege, und wozu sollt' er einen unnöthigen Umweg machen? Er strebt nach Vergnügen, und da er es in Befriedigung seiner Triebe und Neigungen, Affekten und Leidenschaften findet, so ist es ja gut. Mag er es doch gefunden und erhalten haben, wie er wolle, wenn er es nur hat, denn darauf kommt ja am Ende alles an.

Waren es nicht die Neigungen, Affekten und Leidenschaften der Menschen, die in der Weltgeschichte ein so wichtiges Triebrad ausmachten, ohne welches alles nicht geworden wäre, was es ist? War also nicht im Plane der Vorsehung auf sie gerechnet? Auf die Brunst

eines Tarqvinius wie auf den unbeugsamen Starrsinn des Schweden Karl; auf die Ausschweifungen einer Kleopatra wie auf die Abscheulichkeiten eines Alexander des Sechsten; auf den Tänzerinnenhumor einer Roxelane wie auf den Zwitterstolz einer Elisabeth? Mußte nicht eine flatterhafte Pompadour mit dem Zügel der Regirung spielen, wenn einst über Frankreich die Fahne der Freiheit wehen sollte; und sind die jetzigen Würgengel in Paris zur Begründung einer wahren Freiheit nicht vielleicht so nothwendig als das Empören der Aristokraten? Die ganze Weltgeschichte ist fast nichts als ein einziges großes Beispiel hievon, und wenn nun alle diese Leidenschaften nothwendig waren, um in dem Lauf der Zeiten herbeizuführen, was kommen sollte, müssen wir da nicht nothwendig annehmen, daß jedem sein Schicksal bestimmt ist, daß er ihm nicht entfliehen kann, und nichts gerathneres, selbst zum Wohle der Menschheit nichts besseres thun kann, als sich seinen Leidenschaften und Lüsten überlassen? Doch was sag' ich? Steht es denn bei ihm, ob er wolle,

muß er nicht so handeln? Ist es aber da noch möglich, daß jeder Mensch Epikurs Vorschriften folge?

Aber wahrhaftig, niederschlagend ist das Resultat, welches wir aus diesen Nachforschungen ziehen! Aus der Untersuchung unserer geistigen Natur schien unsere Freiheit sich zu ergeben, und nun wir sie genauer beleuchten, erkennen wir sie als ein Trugbild, und finden uns unterthan dem eisernen Götzen Schicksal! Und schlimm genug, daß hundert andere Ansichten nur dienen, dieses zu bestätigen! Wir heben nur einige aus.

Epikurs Philosophie scheint nur für isolirte Menschen entworfen zu sein, völlige Freiheit und Macht über unsere Schicksale vorauszusetzen; auf die Konventionen, die uns umschlingen, hat er keine Rücksicht genommen, und doch mußte er das, denn wir sollen einmal nicht isolirt sein. Hier nun muß er unausbleiblich alle Augenblicke anstoßen, und genöthigt werden entweder die Glückseligkeit oder sein System aufzugeben. Vor-

hin deutete ich an, daß selbst ein Diogenes, der am treuesten dies System befolgte, durch eine Krankheit sehr elend werden könnte. Der dem Menschen bloß verliehene Blick in die Zukunft kann dabei nicht anders, als dieses Elend vergrößern, so daß hier selbst seine Vernunft ihm zur Quaal wird. Jedoch, er hat hier noch ein Mittel sich zu helfen, das Epikur selbst ihm rathen müßte, den — Selbstmord. Freilich eine sonderbare Glückseligkeit, die zu ihm seine Zuflucht nehmen muß. Nun kann aber ein anderer, vermöge seiner Natur sich mit jenem Loose nicht begnügen, sondern ihm ist Mehr Bedürfniß. Epikur muß ihm rathen, daß er seiner Natur gemäß leben solle, allein wenn er nun nicht kann? Wenn der, der Wein braucht, nun ein Bettler ist, der nichts als Wasser bekommen kann, weil dies das einzige Getränk ist, daß er umsonst hat? Der ein warmes Bett braucht, kaum ein Strohlager findet? Und da die Befriedignng der Neigungen, Affekten und Leidenschaften wesentlich zu unserer Glückseligkeit gehört, wie steht es um sie, wenn

auch hier Hindernisse eintreten? Wenn der Bürger der sich in eine Prinzessin verliebte, in das Narrenhaus gesperrt wird; wenn der Ehrsüchtige es nicht höher als zum Thürsteher bringen kann; der Herrschsüchtige blos eine Heerde Kühe zu regiren bekömmt; der Habsüchtige nichts als den Bettelvogt zu fürchten hat; wenn selbst mein edler Freund in Wien keinen höhern Wunsch hat, als angestellt zu werden, um Menschen glücklich zu machen, aber ihm alle Hoffnung zur Erfüllung desselben beraubt ist, und wenn gleichwohl alle diese Menschen nur gerade hierdurch glücklich werden können, was zu erhalten ihnen unmöglich gemacht wird: was sollen sie dann thun? Hier ist Epikur ein leidiger Tröster, denn was hilft sein Zuruf: „tragt gelassen, was ihr nicht ändern könnt!“ da er uns von Glückseligkeit etwas vorgaukelte, zu der aber nur wenige bestimmt sind.

Nicht ändern könnt? Und warum nicht? Weil ihr zu feig seid es zu wollen! — so ruft uns hier ein anderer zu: — feig, wie Epikur, der selbst nicht wußte, was er wollte. Vernünftig handeln, ja, das muß man, denn wer nicht nach

Grundsätzen handelt, gleicht dem Rohre, das jeder Windstoß hin und her treibt. Dann aber muß die strengste Consequenz auch in unserm Handeln sein, und diese gerade findet ihr bei Epikur nicht, und wenn ihr gar so fort philosophirt als ihr anfiengt, so werdet ihr zu den armseligsten Sklaven der erbärmlichsten Meinungen. Hinweg damit! Ihr wollt glückselig sein, und findet euch frei, — braucht ihr mehr zu wissen? Benutzt eure Freiheit vernünftig, und ihr werdet glückselig sein! Natur und Menschen treten euch entgegen. Laßt sie! Giebt es gegen die erste kein anderes Mittel, so hilft die Freiheit durch einen raschen Dolchstoß. Und gegen die zweiten? Die Freiheit bewaffnet auch hier deine Hand mit dem Dolche, nur nicht für deine Brust, sondern für eine fremde. Du willst ja glückselig sein, was gehen dich Andere an? Sie störten dich, nun störe du sie. Warum kamen sie dir in den Weg? — Fahre darinnen nur fort, und bald wirst du dich überzeugen, daß Schicksal ein leerer Schall ohne Bedeutung, und Nothwendigkeit oder Vorsehung, wie sie es nennen, ein albernes Mährchen ist,

das irgend einmal ein Philosoph erfand, um seine Feigheit mit Anstand dahinter verstecken zu können. Betrachte die ganze Natur, und siehe, wie überall Gewalt und List herrschen, wie das unschuldigste Thier seine Glückseligkeit nur durch den Tod von tausend andern erkauft. Du bist auch ein Thier, und verlangst nach Glückseligkeit, wie sie; du bist aber ein vernünftiges Thier, und so brauche denn Vernunft und Werkzeug, wo jene mit Instinkt und Klauen ausreichen. Sei kein so sonderbarer Thor mehr, und bedenke dich, für dein Bestes zu thun, was du vielleicht um die Verstopfung eines Andern im Kriege täglich hundertmal zu thun dich nicht bedachtest. Faulheit und Feigheit weg, und du wirst alle deine Wünsche erfüllen können, dann werden die Mährchen der Philosophen von einem zwingenden Schicksal und dergleichen mehr in den Abendstunden deine Verdauung befördern, und dich sanft in den Schlaf wiegen! Was irgend dient, das, was du gerade Glückseligkeit nennst, dir zu befördern, das thue! Dieses ist die Summe der ganzen Philosophie, ja,

es ist Tugend, wie aus Epikurs eignen Sätzen folgt, weil es Vergnügen gewährt.

Sie entsetzen sich vor dieser schauderhaften Consequenz? Bringt uns aber nicht die wegen der Glückseligkeit um Rath befragte Vernunft durch die bündigste Schlußfolge, wenn ich nämlich nicht mit Worten spielen will, unausbleiblich dahin? Ich selbst aber schaudere vor diesen Folgen zusammen, und jeder Mensch, den Bösewicht nicht ausgenommen, der wirklich so gehandelt hat, findet sich, wenn man diese seine Philosophie ihm in einer solchen Ausdehnung zeigt, mit uns in gleicher Lage. Ich denke, daß wir am Ziele seyn werden, wenn wir von dieser Erscheinung den Grund aufgefunden haben. Bevor wir aber hiermit anfangen, so erlauben Sie, daß ich Sie vorher noch auf einige Punkte aufmerksam mache, die uns dabei sehr zu statten kommen könnten.

Ich müßte sehr mich irren, oder auch Sie haben Stunden gelebt, wo Sie alles öde und leer um sich fanden, wo eine Namenlose Sehnsucht

nach einem unbekannten Etwas das Herz hob, und wo sie innigst in ihrem ganzen Wesen fühlten, daß alle Freuden der Erde in einen einzigen Moment zusammengedrückt, doch die Leere der Brust nicht ausfüllen, des Herzens heißes Sehnen nicht stillen würden. Alles, was die Erde geben kann, selbst ihr Köstlichstes, schien da so unbedeutend, so nichtig; erhaben über alles, was die Zeit auf eilendem Fittig davon trägt, rang der Geist, befreit von seinen Banden, das Unvergängliche, das Bleibende zu erfassen, und fest zu halten. Losgehoben aus dem Schlamme der Erde durchblitzten ihn hohe Ahndungen von einer andern Welt, in der er finden würde, was ihm die jetzige nicht gab, noch geben konnte. Mit unbeschreiblicher Zuversicht sagte er sich in diesen heiligen Stunden, daß eine Zeitlang da sein, und aus dem Becher der Freude oft nur Vergessen seiner selbst zu trinken, des Menschen letztes Ziel unmöglich sein könne.

Was ist es in mir, daß ich so endlich bin,
Und dennoch weniger endlich zu sein,
Dürste mit heißem Durst? — das ist es:
Einst werd' ich weniger endlich sein!

So sagte der nach Unendlichkeit ringende Geist zu sich selber, und so nur konnte er zu sich sagen. Thorheit schien es ihm, nach nichts als dieser Erde Freuden zu streben, und er setzte sich selbst den erhabenen Zweck, nichts als das, was auch in einer andern Welt ihm bleibe, sich zu verschaffen, das, was allein in dieser großen Stunde sein Herz ausfüllte und beruhigte.

Was aber war das? Was stillte seine Sehnsucht, und gab ihm Bürgschaft für eine andre Welt? Gerade das, was aller Philosophie der Sinnlichkeit entgegen gesetzt ist, was sogar den Gedanken an irdischen Genuß ausschließt, was aller Erden Glückseligkeit zuwider und weit über sie erhaben ist, was selten Glück weit öfter Schmerzen erzeugt, der Gedanke an — das Verdienst. Ist es ein Verdienst, den Becher der Freude auszuleeren bis auf den letzten Tropfen? Kann ich die Handlung mir als Verdienst anrechnen, wo Eigennutz die große Springfeder war, die mich dazu in Bewegung setzte? Wie kommt es, daß ich in meinem Busen Achtung für gewisse Handlungen empfinde, bei denen gerade der Handelnde seinen

Vortheil ganz aus den Augen verlohr? Wie kommt es, daß ich einen gewissen Eigennutz sogar zu verachten mich gedrungen fühle? Warum schlägt mein Herz gerade dann so stark für einen Sokrates und Jesus, wenn dieser am Kreuze den schmählichsten Tod stirbt, und iener den Giftbecher leert? Und warum endlich gewähren eben jene Handlungen mir ein so reines und unaussprechliches Vergnügen, die ich nur mit schmerzlichem Entsagen meiner Glückseligkeit verübte?

O, mir sagt es mein Herz, es giebt eine andere Tugend, und es muß eine andere Tugend geben, als welche uns Epikur empfahl, denn welcher Widerspruch wäre sonst mein ganzes Wesen! Wenn sie nichts als sicherste Berechnung meines Vortheils ist, so giebt es zwischen Jesus und Judas, zwischen Sokrates und Melitus ja keinen Unterschied, als den einer falschen Rechnung, ja, da sind Judas und Melitus die Tugendhaften, Jesus nnd Sokrates die Lasterhaften, und die Aedelsten und Weisesten waren nichts als Thoren, ja sie waren Lasterhafte. Dennoch entsetzen wir uns mit dem tiefsten Abscheu vor diesen Tu-

gendhaften, und unser Herz schlägt mit diesen Thoren und Lasterhaften in liebender Eintracht. Sie haben sich sehr in Ansehung ihres Vortheils verrechnet, und haben dies genau gewußt, aber eben darum achten wir sie, denn wir können nicht umhin, ihnen dieses als Verdienst anzurechnen.

Lebendig zieht dieses hohe Gefühl durch alle Herzen der Erde, und verkündiget uns mit unwidersprechlicher Gewißheit, daß es ganz etwas anders als das Angenehme und Nützliche sei, was wir gut nennen sollen, daß auf dieser Güte beruhende Tugend ganz etwas anders sein müsse, als die Dienerin des Genusses und der Lüste. Es ist ein Etwas in uns, das oft beim süßesten Genusse uns zuruft, hier zu genießen sei Unrecht, und das manches, was unsrer Neigung Abbruch thäte, als recht bestimmt. Und ist es nicht auffallend, daß wir es uns ganz gern gefallen lassen, wenn niemand mit uns übereinstimmt, ob dieses oder jenes angenehm und nützlich sei, daß wir aber durchaus verlangen, alle und jede sollen für recht und gut, oder für unrecht und bös halten, was wir dafür halten? Deutet

aber dieses alles nicht auf etwas hin, daß nothwendig gethan oder unterlassen werden solle, daß allgemein als giltig anerkannt werde? Alle Regeln, wie man zur Glückseligkeit gelange, passen nur auf einige, und sind willkührlich, hier aber soll alle Willkühr aufgehoben werden, und jeder von seiner Natur bestimmt nothwendig etwas thun.

Worauf gründen sich diese Forderungen, die wir so bestimmt an uns selbst und an alle unsre Brüder thun? Was ist es, das ganz allein gut genannt zu werden verdient? Was wird nun Tugend heißen? Dieses werden demnach die Punkte sein, mit deren Untersuchung wir uns jetzt beschäftigen müssen.

Quidnam victuri gignimur?

Persius.

Daß der Mensch sich wollend finde, ist eine unbezweifelte Wahrheit, die sich dem Bewußtsein eines jeden aufdringt, sobald er zur Selbstthätig-

keit erwacht ist. Nun ist aber Wollen überhaupt nicht möglich, ohne etwas, das gewollt wird, mithin wird jetzt die Frage sein: „was will der Mensch?“ Er kann das Angenehme, er kann das Nützliche wollen, und es wird vielleicht eine lange Zeit vergehen, in der er nichts als dieses will. Tief in dem Innern des Menschen liegt unaustilgbar ein Gefühl, daß er dieses wollen dürfe, oder mit andern Worten, daß er ein Recht habe, dieses zu wollen. Sollte jemand Thor genug sein, dieses zu bezweifeln, oder zu bestreiten, so tastet ihm nur ein Recht an, und er wird euch augenblicklich zeigen, daß ihr dieses eigentlich nicht dürftet. So war es z. B. in Sparta ein Gesetz des Staates, daß keiner, der gestohlen hatte, bestraft wurde, sobald er es nur listig genug angefangen hatte, dabei nicht ergriffen zu werden. Hiernach scheint es, als ob Stehlen recht oder unrecht sein könne, je nachdem die Uebereinkunft der Menschen hierüber etwas festgesetzt habe, und mancher dürfte, um irgend eine That zu beschönigen, im Jesuitismus seines Herzens daraus folgern, daß Tugend und Laster sehr gleichgiltige

Dinge wären, weil nur Uebereinkunft der Menschen sie zu etwas Gutem oder Schlimmem präge, ja er könnte sogar mit Montaigne dahin gebracht werden, zu behaupten, daß es Tugend und Laster überhaupt gar nicht gebe, weil der Mensch vielleicht nur über einen Strom zu setzen brauche, um für eine That belohnt zu werden, über welche man ihm auf dem jenseitigen Ufer als einem Verbrecher den Criminalproceß gemacht haben würde. Allein die Sache verhält sich bei weitem anders, denn wäre es willkührlich, das Stehlen z. B. in der That recht oder unrecht zu nennen, und könnte demnach ein Fürst die Handlungen der Menschen, wie seine Dreier, prägen; woher kam es denn doch, daß der bestohlne Spartaner über den Diebstahl als über ein ihm angethanes Unrecht sich beklagte? Es war also hier eine ganz andere Stimme, die über das Recht oder Unrecht der Handlung entschied, als die Stimme der Uebereinkunft. Streitet mit dem, dem ihr ein Unrecht angethan habt, wie ihr wollt, und sucht ihm auf alle mögliche Art zu beweisen, daß ihm blos sein Recht wiederfahren sei, er wird

euch doch nicht glauben, denn er ist unerschütterlich fest vom Gegentheile überzeugt.

Es giebt also ein Gefühl des Rechtes, welches ursprünglich in der Natur des Menschen gegründet ist, das er sich nicht erwirbt, das nicht von außen erst in ihn hineingebracht wird; es ist nichts erworbenes, nichts erlerntes, sondern etwas von seiner Natur ganz unzertrennliches, und so gewiß ihm wesentlich zukommendes, als er ein Mensch ist. Nach einer Bemerkung des unsterblichen Kant, die, wenn sie auch nicht durchaus richtig sein sollte, doch sehr vieles für sich hat, äußert sich dieses Gefühl schon vor dem Erwachen der Vernunft, denn, sagt er, das Kind, welches im Gefühle seines Vermögens nach Ungebundenheit strebt, schreit, wenn man es in Kissen einschnürt, gleichsam als über ihm angethanes Unrecht. Richtiger ist noch eine andere Bemerkung von ihm, daß der Trotz des Kindes nach einer ihm angethanen harten Züchtigung, sich auf das Gefühl seines Rechtes gründe.

Kann aber der Mensch ein Recht haben, ohne zu verlangen, daß Andere es respektiren? Kein

Recht ist ohne Pflicht, und der Mensch, der sein Recht fühlt, verlangt ohne Ausnahme von jedem, daß er ihm nicht zu nahe treten solle in dem, was er thun und begehren dürfe. Demnach machen die Begriffe von meinem Rechte und des Andern Pflicht die Basis aus, auf der ich verlange, daß alles Handeln sich stützen solle.

Unmittelbar hieraus entwickelt sich aber auch der Begriff des Unrechts.

Ich nenne jede Handlung unrecht, die einer seiner Pflicht und meinem Recht zuwider that. Wie ist aber das? Habe denn ich allein nur Rechte, und andere blos Pflichten, so, daß sie nur, aber nicht ich, unrecht handeln können? Bin ich losgezählt von aller Pflicht? Wohl, so laß mich dem gemäß handeln, und alles als Mittel zu meinen Zwecken betrachten! Warum thue ich es aber nicht? Was sträubt sich in mir dagegen? Was ist die Ursache davon, daß ich es nicht thun will? Was ist das für eine Stimme in mir, die mir hier, das sollst Du, dort, das sollst du nicht, zuruft?

Ich finde mich also wollend, ich darf etwas wollen, aber ich soll auch etwas wollen. Ja, so ist es, ich fühle in mir zu gewissen Handlungen eine Nöthigung, ich fühle mich dazu verpflichtet, ich sage mir es selbst, daß ich mich unter keiner Bedingung davon lossprechen dürfte. Und es ist niemand außer mir, der mir dieses sagte, ich, ich selbst bin es, der sich von seiner Natur dazu gedrungen fühlt, sich es zu sagen, ich selbst gebe mir dieses Gebot, ich selbst lege mir diese Verpflichtung auf. Was ich auch grüble, wie sehr ich auch Sophist werde; diese innere Stimme kann ich nicht übertäuben, noch weg räsonniren. So gewiß ich bin, so gewiß ich etwas darf, so gewiß ist es auch, daß ich etwas solle. Mensch, der Du so wenig noch Dein Inneres erforscht hättest, daß Du an dieser inneren Nöthigung zu gewissen Handlungen zweifeln könntest, greif' in Deinen Busen, und frage Dich nun selbst, woher es doch komme, daß Du mit manchen Deiner Handlungen so gar nicht zufrieden bist, daß Du Dich schämst, daß es Dich reut, sie begangen zu

haben? Warum möchtest Du nicht gern laut und öffentlich gestehen, auf welche Weiße Du Dein Glück begründet, und erhöhet hast? Siehe, ich will Dir es sagen: weil Du es fühlst, daß Deine Handlungen nicht recht waren, weil Dein Bewußtsein Dir sagt, Du habest nicht gethan, was Du solltest. Du trägst Deinen Richter mit Dir im Busen herum, dem Du nicht entfliehen kannst, und der Dich über jede Deiner Handlungen verdammt oder losspricht.

Diesen unbestechlichen Richter in Dir kennst Du unter dem Namen des Gewissens. Vergebens marterst Du Dich, zu beweisen, daß es ein Unding, ein Phantom sei, denn nenne es eine alberne Reminiszenz aus Deinen Katechismus Lektionen, oder das täuschende Schreckbild einer feigen Einbildungskraft, sein Dasein kannst Du so wenig, wie Dein eignes, in Zweifel ziehen, denn es spricht zu Dir, und Du hörst es. Ein gewissenloser Mensch wäre gar kein Mensch, und den man gemeiniglich so zu nennen pflegt, der hört nur auf sein Gewissen

nicht. Dennoch kommen auch Stunden bei ihm, in denen er sich Vorwürfe über sich selbst macht, dennoch bedenkt auch er sich bisweilen so zu handeln, als ob er kein Gewissen hätte. Der innere Kampf mit uns selbst, den manche Handlung uns kostet, bezeugt des Gewissens Dasein unwidersprechlich.

Aber es spricht uns los oder verdammt uns, sagten wir. Dieses kann der Richter nur nach einem sanktionirten Gesetze, und das richtende Gewissen kann es auch nicht anders. Dieses Gesetz aber kann nirgends, als in meiner Vernunft selbst enthalten sein, denn wie möchte es sonst in sie kommen? Daß es aber wirklich da vorhanden sei, weiß ich unmittelbar daraus, weil sie gebieterisch mit ihrem nothwendigem unbedingtem „das Soll!“ eintritt, welches kein Mensch bestreiten noch bezweifeln kann, so gewiß er ein Mensch ist.

Nein also, ich habe nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten, zu deren Ausübung mich die Vernunft mit unnachlaßlicher Strenge ver-

bindet, indem sie mich jedesmal auf ein Gesetz verweißt, das ursprünglich in meinem Wesen gegründet ist, und das all mein Thun und Lassen bestimmen soll; ein Gesetz, von dem ich nur das Eine, aber dieses auch mit unumstößlicher Gewißheit weiß, daß es ist, und daß es in mir ist, ursprünglich in mir ist; über das aber alles Klügeln und Fragen mir nichts nützt, weil ich nur ewig mir die Eine Antwort darauf geben kann, daß es ist, weil es ist. Folglich ist dieses meine Handlungen bestimmende Gesetz durchaus unbedingt.

Meine Vernunft ist also, so wie sie auf die Bestimmung zu Handlungen einfließt, Gesetzgebend für mich, dieses ist eine Thatsache, die sich, wenn ihrer auch nur wenige Menschen sich bestimmt bewußt würden, doch deshalb nicht bezweifeln läßt, weil in unbefangenen Augenblicken jeder dem Gesetz in seinem Innern gemäß handelt, und in Wollen und That wirklicher Mensch ist, dann aber auch, weil er in

jedem Augenblicke an jeden die Anforderung macht, daß er auf eine solche Weiße handle, was nur durch die Voraussetzung eines solchen Vernunftgesetzes in ihm erklärbar wird. Da es nun kein Gesetz giebt, durch das nicht etwas wirklich gemacht werden sollte, so weißt uns auch dieses Vernunftgesetz auf einen Zweck hin, der durch die Vernunft ausgeführt werde. Diesen Zweck kann sie nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben und gänzlich zu verläugnen, denn da ein nothwendiges Gesetz der Vernunft auf ihn hinweißt, ist er so nothwendig, wie die Vernunft selbst, und da ich wirklich fordere, daß alle Wesen, denen ich Vernunft zuschreibe, ihn auszuführen streben sollen, so ist er ein allgemeiner Zweck, auf den das Wirken aller Vernunft ausgeht.

Es ergiebt sich demnach hieraus, daß der Mensch irgend etwas nothwendig thun solle, wozu er durch nichts von außen bestimmt wird, sondern wozu er sich lediglich selbst bestimmt durch das Wesen seiner Vernunft. So gewiß es

in ihm nichts höheres als seine Vernunft giebt, eben so gewiß muß auch dieses von ihr ihm aufgegebene wirklich zu machende Etwas das höchste und letzte Ziel alles seines Strebens, der Endpunkt aller seiner Bemühungen sein. Er kann nicht anders, als alles auf dieses Höchste und Letzte in ihm zu beziehen.

Wenn wir nun aber alles dasjenige, was eine solche Beziehung auf uns hat, daß wir ohne den Besitz desselben das nicht wären, was wir sind und sein mögen, ein Gut oder etwas Gutes für uns nennen; so erhellet hieraus mit Sonnenklarer Deutlichkeit, daß es irgend ein Gut für uns giebt nach welchem wir nicht seines Angenehmen noch Nützlichen halber trachten, sondern lediglich darum, weil unsere Vernunft im Zustande ihrer reinsten Besonnenheit uns nothwendig auf das Streben nach demselben hinweißt, und das eben darum das höchste Gut für uns genannt zu werden verdient, weil die Vernunft, das Höchste in uns, ganz allein durch dasselbe befriedigt wird.

Wir haben also ausgefunden, daß es ein höchstes Gut für den Menschen gebe, dem nichts in der ganzen Sinnenwelt entspricht, und nach dem wir, als nach unserm letzten Ziele, zu streben, lediglich von unserer Vernunft, unabhängig von allem, was nicht sie selbst ist, verbunden sind. Da nur das Erringen dieses höchsten Gutes die Vernunft befriedigen kann, sie aber wirklich auch in jedem Augenblicke sich von demselben befriediget fühlt, so wird in ihm das Bleibende, in allem Wechsel um uns her Beharrende liegen, das unser himmlisches Sehnen zu erfassen strebt; und da, wie sich bald ergeben wird, hiedurch unsere Achtung oder Verachtung, Billigung oder Mißbilligung gewisser Handlungen bestimmt wird, so wird hierin nur der wahre Punkt liegen, in dem aller Mislaut sich in Harmonie auflösen, und unsere eigentlichste Bestimmung erkannt werden wird.

Allem diesem zu Folge fragen wir jetzt: was will die Vernunft als Vernunft? Daraus wird sich ihr Gesetz ergeben, aus die-

sem Gesetz der letzte Zweck alles ihres Strebens, und mithin ihr höchstes sie ganz allein befriedigendes Gut.

Alles Streben der Vernunft ist gerichtet auf vollendete Einheit oder Vollendung in sich selbst *). Die unsrige, angewendet auf die Spekulation, wo sie es lediglich mit dem reinen Denken zu thun hat, erzielt allgemeinste Begriffe und oberste Grundsätze, unter welche der Verstand nachher seine einzelnen Begriffe und Urtheile desto leichter und sicherer faßt und ordnet. Angewendet auf das Handeln, wo sie mit dem Wollen zu thun hat, erzielt sie ein oberstes Gesetz, unter welches alle einzelnen Vorschriften des Verstandes gebracht werden. Deshalb wird man sie nicht unschicklich nennen, das Vermögen das Unbedingte zu dem Bedingten zu geben, und Unbedingtheit ist es überhaupt, die sie in ihren beiderlei Aeußerungen, dem Denken und Wollen, bezielt, denn sie ist

*) Th. 1, S. 322.

das einzige Mittel zur Vollendung in ihr selbst zu gelangen.

Unbedingtheit aber findet sie nicht in einer Welt, in der alles bedingt, oder wechselseitig durch das Gesetz der ursachlichen Verknüpfung verbunden ist. Nur in ihr selbst kann sie auf solche treffen, denn in der ganzen erscheinenden Erfahrungswelt ist nichts, das dem, was sie hier setzt, entspräche. Sie wirkt also hier unabhängig von aller äußeren Natur, und wird bloß durch ihre eigene — die wir füglich eine übersinnliche nennen — bestimmend, d. h. die Grundsätze ihres Denkens und die Gesetze ihres Wollens gehen lediglich aus ihr selbst hervor, können von nichts Aeußerem bestimmt werden, und sind unwandelbar und beharrlich, wie sie selbst, die, wie jedem sein Selbstbewußtsein ankündigen wird, immer dieselbe ist.

Völlige Unbedingtheit ist Selbstständigkeit, die allen Einfluß äußerer Ursachen ausschließt. Was nicht von äußeren Ursachen bestimmt, sondern eine Reihe von Wirkungen als

selbstanfangend gesetzt wird, heißt frei. Jedes Automat, jede Maschine kann aber nicht als selbstständig, noch als frei gedacht werden, denn wo Selbstständigkeit und Freiheit sein sollen, da muß man nothwendig Selbstbewußtsein voraussetzen.

Vernunft ohne Selbstbewußtsein ist der gröbste Widerspruch, man kann sich die eine ohne das andere so wenig denken, als eine gerade Linie, die nicht von einem Punkte zum andern den kürzesten Weg beschriebe. Selbstbewußtsein, Freiheit und Selbstständigkeit machen also das Wesen der Vernunft aus.

Als freies stelbstständiges Wesen, und im Bewußtsein dessen, daß sie durch nichts von außen bestimmt, modificirt oder geleitet werden könne, gewiß, daß sie alles was sie wirkt, lediglich aus und durch sich wirkt, und daß in dieser Hinsicht nichts in der Welt der Natur ihr vergleichbar sei, daß sie durch nichts, als sich selbst Befriedigung finden könne, was kann da die Vernunft anders wollen, als ihr selbst ge-

nügen? Nur in der Selbstgenugsamkeit liegt die Vollendung der Vernunft.

Könnte man nun nach diesem allem wohl ein anderes Gesetz für die Vernunft ausfindig machen, als das? „genüge Dir selbst!“ So gewiß sie Vernunft ist, erkennt sie ein anderes nicht an, aber dieses geht unmittelbar aus ihrem eigenen Wesen hervor.

Worauf aber dem zu Folge ihr höchstes, ja ihr ausschließendes Streben gerichtet sei, wo der Endpunkt aller ihre Wirsamkeit liege, was ihr höchstes Gut ausmache, das liegt jetzt klar am Tage. Im Bewußtsein der Selbstständigkeit und Freiheit sich selbst genug zu sein, das ist das höchste, das ist das einzige Gut der Vernunft. Wer von uns dieses nicht zugeben wollte, der versetze sich nur in den Zustand seiner reinsten Besonnenheit, sondere alles rein von seiner Vernunft ab, was nicht sie selbst ist, und findet er dann, daß diese seine Vernunft in ihrer völligen Reinheit sich ein anderes Ziel ihres Strebens setze, oder

setzen könne, — dann will ich nie mehr sagen, daß Vernunft etwas ädles sei *).

Die völlig selbstgenugsame Vernunft ist die ganz in sich vollendete, ganz beschlossene, von der ich im Grunde durchaus nicht sagen kann, sie solle etwas, denn eine solche Vernunft kann bloß wollen. In dieser Hoheit fasse ich sie denn freilich nicht, und begreife nicht, wie es zugehe, daß ihr völlig reiner durchaus nur sich bestimmender Wille zu Handlung und Wirkung wird, denn das ist Folge der Endlichkeit meiner Vernunft. Aber daß es so sein müsse, daß selbst meine Vernunft, so gewiß sie Vernunft ist, hierauf hinstreben solle, diese göttliche Ahndung durchblitzt mich in großen Augenblicken wie mit himmlischer Klarheit, und das Gefühl davon wohnt jeder reinen Seele in allen Augenblicken bei, und begleitet sie durch alle Momente ihres Seins und Wirkens. Die himm-

*) Hier bitt' ich, sich der Th. 1. S. 367. fgg. in der Note angeführten scharfsinnigen Bemerkungen Jakobi's zu erinnern.

lische Psyche fühlt die Flügel gebunden, aber sie strebt unaufhörlich, aufgelößt von ihren Banden, freier emporzuschweben nach ihrer Heimath. Wem Plato nur ein Schwärmer, Pythagoras nichts als ein Thor ist, der wird dies freilich nicht verstehen, aber der war auch nie durchdrungen von der Erhabenheit seines Wesens, ein Nachbild der Gottheit zu sein.

So geht die Vernunft jetzt in uns wie eine schönere Sonne aus schöneren Welten auf, und wir erkennen in ihr weit etwas höheres, als bloß die armselige Steuereinnehmerin des Verstandes, die bloße Bildnerin allgemeinster Begriffe, die uns an die letzten Grenzen unseres Erkennens führt. Weit erhaben über alles, was im Raume erscheint, und was der Verstand in Wechselwirkung denkt, zeigt sie uns eine ganz neue Welt, die ihrer, die sie selbst ihr erster und letzter Zweck ist, ganz allein würdig sei. Ja, es kann nicht anders sein, die Vernunft ist nur um ihrer selbst willen, sie ist ihr Selbstzweck, sie ist nicht, weil dieses oder jenes ist,

sondern bloß weil sie ist, und das freie selbstständige Wesen erkennt nichts Höheres über sich. In welcher Erhabenheit und Würde steht sie so nicht vor uns! Wie nöthigt sie uns in ihrem reinen Wesen, in ihrem hohen Streben, die tiefste Ehrfurcht und Achtung ab! Vor uns selbst beugen wir uns mit Achtung, denn Vernunft und Gottheit wohnen in uns!

Hieraus wird das heiße Sehnen unsers Herzens nach einem Etwas, das diese ganze Erde nicht giebt, und alle Glückseligkeit nicht aufzuwiegen vermag, erklärbar. Es ist die Ahndung der schönen Seele von der Hoheit und der Bestimmung ihrer Vernunft; die andere Welt, die ihre ädelste Begier heischt, geht aus dieser Vernunft hervor. Nicht der Philosoph ist es, der so etwas ausklügelte, um den Kranken sanft damit in Schlaf zu lullen, nein, dieser entwickelt nur, was in jeder Menschenseele unaustilgbar liegt, und was sie finden muß, sobald sie ohne Vorurtheile über sich nachdenkt.

Droben über den Sternen, nicht hienieden auf einem Throne der Erde, noch auf allen zusammen, sucht der Mensch in seinen heiligsten Momenten das, was ihn allein befriedigen könnte, das heißt mit andern Worten, seine Vernunft strebt nach ihrem höchsten Gute. Psyche will die Flügel entfalten, dichtete der ätherischsinnliche Grieche, aber ach! sie fühlt dieselben gebunden. Der vernünftige Mensch strebt nach dem Selbstbewußtsein freier Selbstständigkeit, oder Selbstgenügsamkeit seiner Vernunft, aber er findet diese Vernunft eingekerkert in einen Leib, und mit diesem Leibe sich umfangen von einer Sinnenwelt. Seltsam genug, er findet sich als Thier und Gott zugleich, er sieht sich eingerammelt mit den Wurzeln in den Boden der Erde, aber seine Krone ragt frei und stolz gen Himmel empor. Was thut er in dieser Zwitternatur? Seine beiden Naturen gerathen so oft mit einander in Streit, denn wenn die niedere stets auf Freudengenuß ausgeht, so verlangt die höhere dagegen unablässig, daß ihr Zweck nie aus den Augen gesetzt werde, der große Zweck, den sie sich selbst setzt, d. h. sie for-

dert, sie gebietet, daß Vernunft über alles geachtet, ihre Würde nie hintangesetzt werde, und sie kann warlich nicht anders, so wahr sie Vernunft und göttlichen Ursprungs ist.

Da ergeht denn ihr gebieterisches Soll, ihr unbedingtes Gebot, und so entsteht aus der Beschränktheit der Vernunft in einem endlichen Wesen die Pflicht, von welcher die ganz reine, völlig vollendete Vernunft nichts weiß, noch wissen kann. Sie kann ihren Zweck nie in keinem Augenblicke aufgeben, deshalb ist ihr Gebot unnachläßlich, deshalb muß sie auf Erfüllung der Pflicht dringen; und deshalb kann nichts als Erfüllung der Pflicht die Bestimmung des Menschen sein.

Pflicht ist die innere Nöthigung eines freien Wesens dem Gesetze zu gehorchen. Freies Wesen und Gesetz? fragt man. O, sie vertragen sich allerdings, sobald das freie Wesen sich das Gesetz selbst giebt, oder es freiwil-

lig, als mit seiner Freiheit vereinbar, annimmt, was wohl hier der Fall ist. Und Nöthigung? Auch sie, denn Nöthigung ist kein Zwang, und um sie von allem äußern Zwange zu unterscheiden, heißt sie innere Nöthigung. Es ist ein Soll hier, kein Muß; freie Bestimmung, nicht Nothwendigkeit.

Fragt man nun aber, was denn der sonderbare Thiergott, Mensch genannt, eigentlich solle, worin also seine Pflicht bestehe, so sage ich: gehe zurück in dich selbst, und forsche nach in deinem Innern, ob bei mehr als einem einzigen eine Stimme ertönt, daß du sollest! Ob du einen Genuß befriedigest oder nicht, ob du reich oder arm, König oder Bettler, glücklich oder elend bist, das ist alles sehr gleichgültig, da schweigt die Stimme. Möglich zwar, daß Neigung und Leidenschaft sich gegen Nichtbefriedigung des Genusses u. s. w. empören, daß sie dich bereden, das Gegentheil sei besser, allein wenn du dennoch dieses Bessere dich aufzuopfern entschlössest, bliebst du nicht Mensch, wie zuvor? Blickst du dann mit

weniger Selbstzufriedenheit auf dich hin, als vorher? Verlierst du nur das Mindeste von deiner Würde als Mensch? Nun versuche es aber, und verläugne deine Vernunft, handle, als ob sie nicht Endzweck wäre, nicht ihren eignen Zweck zu erstreben hätte, und sogleich wirst du laut den Ruf vernehmen: Du sollst mich nicht verläugnen! „Selbstverachtung schlägt dich zu Boden, wenn du es dennoch thust, du hast nicht als Mensch gehandelt, deine Würde dahin gegeben, und da, da fühltest du tief, daß du es nicht solltest. Die Vernunft hält ewig auf ihr heiliges Recht, nie zurückgesetzt zu werden, alles in deinem Wesen soll ihr aufgeopfert werden, nichts in deinem Wesen kann verlangen, daß sie ihm aufgeopfert werde. Sobald du sie aufopferst, bist du kein Mensch mehr, ihre Behauptung ist das einzige absolut Nothwendige in deiner ganzen Natur, hier ertönt und mit mächtiger nie zu übertäubender Stimme: „Du sollst!“

Siehe da, o Mensch, deine Pflicht! Erkenne sie in dem unbedingten, nothwendigen, un-

nachlaßlichem Gebote deiner Vernunft: *nie ihrer Würde zu vergessen, und stets mit vollem Bewußtsein ihrer Würde in dir zu handeln.* Das Gebot der Vernunft an dich kann nicht anders lauten, als: *Handle vernünftig!* So wie du aber dieses aussagst, erhebst du dich über diese ganze Welt und alle ihre Genüsse, und beginnst ein neues höheres Leben für eine andere Welt, deren Pforten sich dir unmittelbar durch das Gebot der Pflicht in dir eröfnen. Als Bürger zweier Welten stehst du da, der sinnlichen um dich, und der übersinnlichen in dir, und was du auch magst und kannst, so ist es doch immer nur eins, das du *sollst*, nämlich: die Würde deiner übersinnlichen Natur in allen Anfechtungen deiner sinnlichen behaupten, und durch deine Vernunft größer zu sein, als diese Welt und dein Schicksal.

Das ist den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit, ich weiß es wohl, aber unsre Vernunft, die vom Himmel stammt, und einmal auf eine größere Seligkeit hinweißt, als man in einer Küche zubereitet, läßt sich nicht an-

ders, als hierdurch befriedigen, und jener Forderung, der die ädelsten, vorzüglichsten, höchsten und reinsten Menschen von jeher mit vollem Eifer Genüge zu leisten suchten, geht ohne weiteres aus dem Pflichtgebote hervor, an dem alles Deuten und Wenden nichts hilft, denn es ist und bleibt ewig so, wie es ist. So gewiß als wir Vernunft haben, ist dieses unsre Pflicht, sie mag uns nun angenehm vorkommen, oder nicht.

Freilich ist es kein Zweifel, daß dieses von der Vernunft unbedingt gegebene Gebot der Pflicht, der Sinnlichkeit, die nur genießen will, sehr zuwider sei; allein nicht minder gewiß ist es, daß wir unsern ganzen Werth darein setzen, nicht der Sinnlichkeit, sondern der Pflicht gehorcht zu haben, denn wer wollte nicht lieber, wenn es in seiner Macht steht, ein Gott als ein Thier sein!

Kühner, stolzer Gedanke, daß ich werden kann durch meinen Willen, wie das Heiligste, was es giebt, wie erhebst du mich! Wie begeisterst du

mich, das große Werk mit Muth und Eifer zu beginnen!

Doch, was lähmt die Flügel der Phantasie? Was hemmt den Schwung der Begeisterung? Ach, es ist der entsetzliche Gedanke, daß ich vielleicht nicht kann, was ich soll! Schon einmal brüstete ich mich stolz mit meiner Freiheit, und am Ende fand ich, daß es elend damit bestellt war. Könnte dieses nicht der Fall hier wieder sein?

Ja, dieser Gedanke ist niederschlagend und empörend zugleich. Ich sollte etwas nothwendig, oder ich wäre so eingerichtet, daß nur Eins mich befriedigen könnte, und dieses Eine könnt' ich nicht erreichen, was wäre schrecklicher als dieses? Dann würd' ich mich selbst aufgeben, und ein Possenspiel endigen, in dem unbekannte böse Mächte mit teuflischer Schadenfreude mich äfften. Ist dem aber also?

Ich frage mich zuerst: was hinderte mich, es nicht zu können? — Die Beschränkung meiner

Vernunft durch ihre eigne sinnliche und durch die äußere Natur, denn sonst ist mir wenigstens nichts bekannt. Da wir nun die Hindernisse kennen, so laßt uns ruhig untersuchen, was daran sei.

Als wir noch darauf ausgiengen, darzuthun, daß Glückseligkeit der Zweck des Menschenlebens sei, und beweisen zu können meinten, daß sie das Resultat seiner vernünftigen — oder vielmehr, um nicht länger diesen heiligen Namen zu mißbrauchen, seiner verständigen — Bemühungen sei, wähnten wir den Menschen frei zu finden, als wir Ueberlegung an die Stelle des Triebes, Verstand an die Stelle des Instinktes treten sahen, *) allein es gieng uns mit diesem, wie mit jedem andern Wahne, daß er bei näherer Beleuchtung verschwand, und wir fanden den Menschen, da er doch hier hauptsächlich als sinnliches Wesen genommen werden mußte, eben so der Nothwendigkeit unterthan, als jedes andere Wesen der Natur. Es war zwar wohl etwas in ihm, das der

*) Der Gedanke des verehrungswürdigen Garve.

Freiheit ähnlich sah, allein es war nichts weniger als absolute Freiheit, denn sie beschränkte sich darauf, ihn unter zwei vorhandenen Dingen die Wahl zu lassen, bei der er dem stärksten Bewegungsgrunde folgte. Das mußte er hier allerdings, weil er nicht dem Begriffe, sondern dem Triebe wegen wählte, und der Begriff nichts weiter dabei thun konnte, als den Trieb berichtigen, übrigens aber der Mensch als Sinnenwesen sich ganz nach der Natur zu richten gezwungen ist, weil er sie nicht hervorbringt, sondern findet.

Hier aber ist der Fall ganz anders. Der Mensch als Vernunftwesen ist weit erhaben über die ganze Natur, und hat, wie wir gesehen haben, durchaus nichts von ihr zu erwarten, denn sie ist selbstständig, und strebt nach nichts, als dieses im höchsten Grade zu sein. Schon in so fern muß sie frei sein, d. h. von den Gesetzen der Natur unabhängig. Gilt aber, was isolirt ihr allerdings zukommt, auch in ihrem beschränkten Zustande? Muß sie hier nicht den Umständen nachgeben, und verliert dadurch von ihrer Reinheit?

„Die Vernunft und Müssen! Das klingt fast wie ein eckigter Zirkel, denn Wollen ist ja eben ihr Wesen. Ihr thatet Unrecht, ein verständiges Begehren Wollen zu nennen, *) denn nur der Vernunft kommt dieses zu, ihr, die unabhängig von aller Natur ganz übersinnlich wirkt, und eben deshalb nichts zu nehmen braucht, wie sie es findet, sondern etwas hervorbringt, ihre Welt aus sich schaft, und hier in der sinnlichen Welt nach Gesetzen einer übersinnlichen wirkt“ Habe nur den festen Willen — ruft sie dem Menschen zu — und du wirst stets meine Würde, durch die du ganz allein Achtung verdienst, behaupten. Sokrates trank den Gift, und Jesus starb am Kreuze. Angenehm war es gewiß beiden nicht, aber das Angenehme kann mich auch nicht befriedigen, sondern nur das Erstreben meines Zweckes, den sie durch den Tod behaupteten. Nichts konnte sie zwingen, ihn aufzugeben, denn Vernunft, wenn sie ernstlich will, ist unbezwingbar.“

*) Doch ist es absichtlich geschehen, weil aus dieser Verwirrung der Determinismus hervorgegangen ist.

So ist es auch, der sinnliche und der verständige Mensch müssen sich tausend Umständen fügen, weil sie unter Umständen stehen, allein keinem braucht sich die Vernunft zu fügen, die von nichts abhängt. Trete alles, was sich sonst gegen den Menschen verschwört, gegen ihn auf, Neigungen und Leidenschaften, Empörung der Natur und Tirannei der Menschen, vereiniget euch alle, ihr Lockungen und Schrecknisse der Erde, bei Gott, sie bietet euch Hohn, und trotzt euch mit ihrer Allmacht, denn sie wird in keinem Kampfe bezwungen, in dem sie des Sieges Lorbeer sich erringen will. Und ihr, die ihr daran zweifelt, Sklaven der Leidenschaften und der Sinnlichkeit, blickt hin auf einen Sokrates und Jesus, und erröthet. Eure Ausflüchte helfen euch nichts, denn ich frage euch auf euer Gewissen, ob ihr nicht gekonnt hättet? Wenn ihr auch mir es nicht gesteht, euch selbst müßt ihr es doch sagen, daß es euch warlich möglich gewesen wäre, sobald ihr nur ernstlich gewollt hättet, und so müßt ihr euch tief verachten.

So wie sich also der Mensch sein Vernunftvermögen rein entwickelt, findet er sich auch frei von allem Zwange, und sieht ein, daß es nichts als einen ernstlichen Willen koste, um das, was die Vernunft gebietet, zu vollführen. Ja, er kann es, warlich, er kann es, was er soll!

Er kann, aber er muß nicht. Ein Gebot ist in ihm aufgestellt, und das kann nur an ein Wesen ergehen, welches sich selbst einen Zweck zu setzen fähig ist. Einer Pendeluhr brauch' ich kein Gesetz zu geben, denn sie geht wohl von selbst, der Mensch aber ist keine Maschine, die nur gehen sollte, wie der Künstler sie aufzog, und man kann keinem Wesen sagen: Du sollst! in dessen Macht es nicht stünde, auch das zu thun, was es nicht sollte.

Der Mensch kann also dem Gesetze in ihm gemäß oder entgegen handeln, er kann sich erheben zum Gotte, und herab zum Thiere, ja unter das Thier, sinken. Da beginnt denn freilich das Spiel der Freiheit, wie wir es in der Ansicht der

Menschengeschichte gesehen haben, und nicht selten folgen schreckliche Scenen, die man nicht ohne Schaudern sich ins Gedächtniß ruft.

Was aber hat denn auch eine Maschine für Werth, außer dem, den Andere aus ihr ziehen? Was hätte das vernünftige Wesen für Würde, wenn es die Gebote seiner Vernunft ausführen müßte? Wo läge sein Verdienst? Nur in dem freien Ergreifen des Zweckes der Vernunft, nur darin, daß ich mich frei der Pflicht unterwerfe, darin nur, daß ich das will, was ich soll, liegt etwas Verdienstliches; und nur, wenn ich das that, hab' ich selbst meine Würde behauptet.

Dieses aber, meine Freunde, dieses ist des Menschenlebens höchster Zweck, das Höchste was ein Mensch hienieden erstreben kann, durch freien Entschluß den Zweck der Vernunft zu ergreifen, als den seinigen, und das zu wollen, was die Vernunft gebietet — seine Pflicht thun! Daß dies Kampf koste, gesteh' ich gern, denn Entsagen des süßesten Genusses, oft Verzichtthun auf alle Freu-

den, Aufopferung nicht selten des Lebens selber gehört dazu, aber erhaben schwebt auch dann der Sieger über der ganzen Natur, und ruft sich stolz im Gefühle seiner Würde zu: Heil mir, ich habe den Kampf bestanden, und hier ist der Siegeskranz!

Schlägt euch das Herz? Fühlt auch ihr euch erhaben? Fühlt ihr, daß auch ihr Antheil an jener Würde haben könnt, sobald ihr nur wollet? Und schlug euch je das Herz so für der Sinnlichkeit entzückendste Wonne? Nein, das ist nicht möglich, denn nur hierdurch wird eures Herzens heißestes, sonst durch nichts zu befriedigendes, Sehnen gestillt, und die Brust ausgefüllt, wenn alle Freuden der Erde sie leer lassen würden. Hier ist der Punkt, wo alles sich vereinigt, deshalb laßt uns noch eine Zeitlang bei ihm verweilen!

Kann man den freien Entschluß, den Zweck der Vernunft als den seinigen zu ergreifen, mit der Benennung eines guten Willens be-

zeichnen; so hat Kant sehr recht, zu sagen: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als ein guter Wille. „Auch ist er es allein, den wir uns zu achten gedrungen fühlen, während wir alles andere bloß schätzen (taxiren, als Preiß). So gewiß ist es, daß selbst die gemeinste Vernunft darin äußerst genau ist, und durchaus keine Handlung für gut will gelten lassen, die nicht wirklich aus jenem freien Entschlusse hervorgieng, daß es nichts bedürfte, um selbst einem Jesus die Achtung der Welt zu entziehen, als darzuthun, er habe eigennützige Absichten gehabt, und seine Handlung sei nicht rein und lauter bloß aus der heiligen Quelle des guten Willens geflossen. Nur solche Handlungen nöthigen uns Achtung ab, nur solcher Handlungen willen achten wir uns selbst, ja wir müssen die Welt und uns verachten, wenn wir anders handelten, und andere Triebfedern uns in Bewegung setzten. Ist aber hier die Selbstliebe nicht gänzlich ausge-

schlossen? Wird nicht Behauptung seiner Würde als Vernunftwesen unbedingt als das Höchste anerkannt? Giebt eben dadurch nicht jeder zu, daß dieses so sein solle?

Ja gewiß, es kann durchaus nicht anders, es soll nothwendig so sein. Eine andere Ansicht bestätigt eben dasselbe. Umsonst suchten wir in der Weltgeschichte Gewährleistung dafür, daß der Mensch zur Glückseligkeit bestimmt sei; wir fanden sie nicht. Erwägen wir aber genau alle Umstände, so werden wir gewiß etwas anders finden, und das Wahre, worauf es die Natur mit dem Menschen abgesehen hat. Sie scheint es auf Selbstschätzung bei ihm angelegt zu haben, und damit er frühzeitig seinen Werth wie seine Kraft kennen lerne, schickte sie ihn so hilfsbedürftig in die Welt, wo sein Pfad rauh und hart, er ihn zu ebnen gezwungen war, bloß damit er einst auftreten und sagen könnte: blickt her, dies blühende Paradies hier, ist nicht der Natur, es ist mein Werk! Man müßte durchaus nicht sehen wollen, um hier zu ver-

kennen, daß gar nicht auf das Haben, sondern auf das Verdienen gerechnet ist, so daß mein Freund mit Grunde behauptet hätte, der Mensch sei bestimmt, alles aus und durch sich zu werden, ja daß man sagen könne, sich Verdienst zu erwerben, sei die Bestimmung des Menschen.

Nur müßte man sein höchstes Verdienst, als seine einzige wahre Bestimmung, dabei über alles setzen, das Verdienst, dem nothwendigen Gebote seiner Vernunft aus freiem Entschlusse genug zu thun. Durch das Verdienst seines Verstandes hat der Mensch etwas, durch das Verdienst der Vernunft wird er etwas, und macht sich selbst dazu. Einzig durch das Letzte erhält er Adel und Würde, und einzig das Letzte zu haben muthet jeder Mensch dem Menschen zu, wenn er das erstere ihm gern erläßt. Daß der Mensch aber als Vernunftwesen sich ganz in der Achtung seiner Selbst nach Erfüllung der Pflicht werde genügen können, und es ihm leichter werde, sich über alle Fesseln der

Sinnlichkeit zu erheben, darauf scheint ihn schon die Natur in ihrer Erziehung vorbereitet zu haben, indem sie ihm den Genuß erschwerte, und ihn vom Verdienst abhängig machte, so aber das Gefühl seiner Selbstschätzung entwickelte. Sie hat demnach weislich dafür gesorgt, daß nicht der Genuß ihn ausschließend beschäftige, und der Gedanke an Glückseligkeit nicht sein einziger, nicht sein größter Gedanke werde, sondern er sich weit besser gefalle in dem erhebenden Gefühle, sein Glück verdient zu haben.

Hiebei kommt mir aber der Umstand wieder in das Gedächtniß, und muß mir ewig dabei wieder kommen, daß der Mensch, auch wenn er kann, nicht jedes Glück sich verdienen soll, denn die unerbittliche Vernunft weißt jedes Gesuch nach Glück aufs strengste ab, sobald es sich nicht mit der Pflicht verträgt, und sie bequemt sich nie die Sinnlichkeit des Menschen zu fragen, was ihr am süßesten schmeichle, sondern hält fest auf ihrem unabänderlichem Gesetze, das mit keiner Sinnlichkeit etwas zu thun hat.

„Du bist ein Thier — ruft sie dem Menschen zu — so wie Du mich aufgiebst, aber daß Du je mich aufgeben wollest, ist Dir nicht möglich, so gewiß ich in Dir bin!" „Durch diesen Zuruf der Vernunft an jeden Menschen wird ein wichtiges Problem aufgelößt, auf das wir in der Menschengeschichte stießen. Wir entdeckten wirklich, daß ein Plan der Natur dabei zum Grunde liege, daß Affekten und Leidenschaften, Tugenden und Laster dabei benutzt waren, um die Menschheit auf immer höhere Stufen der Kultur hinaufzuführen. Da dürfte man denn wohl fragen, wie wir schon gefragt haben, ob der Mensch ihnen nicht bisweilen fröhnen müsse, wenn da kommen sollte, was gekommen ist?

Nein, alles empört sich in uns gegen den Gedanken, daß wir unter Zwange stehen, daß was wir gewirkt haben, nicht unser, sondern Werk der Natur sei. Unsre Handlungen sind freie Handlungen, und gleichviel ob gute oder schlimme, sie sind die unsrigen, denn sonst hätten unsre guten auch kein Verdienst, unsre

schlimmen keine Schuld. So ist es aber nicht, denn wir rechnen einem Tarqvinius das nicht als Verdienst an, daß seine schändliche Brunst das Mittel zu Roms Freiheit wurde, und daß die Natur sich seiner Leidenschaft zu einem großen Zwecke bediente, sondern tief im Herzen das Gefühl der übersinnlichen Freiheit haltend, verdammen wir ihn ohne Gnade, denn er hätte anders handeln können, sobald er gewollt hätte.

Und so erscheint hier unter dem Maasstabe der Pflicht jeder für seine Handlungen verantwortlich, und was aus ihnen auch erfolgte, das ändert ihren Werth oder Unwerth nicht, denn wir haben auf nichts zu sehen, als auf die Quelle aus der sie flossen. Der Bösewicht muß verdammt sein, und hätte seine That eine Welt beglückt; der Tugendhafte losgesprochen, und wäre eine Welt durch seine That in Elend versunken. Durch diese Ansicht kommen wir darauf, daß jedem, trotz des Naturplans mit dem Menschen, seine That zugerechnet werde, weil sie, wie er sich auf drehe und wende,

um dies von sich abzulehnen, eine freie war, und er sich frei zu Tugend oder Laster bestimmte. Nur eins aber ist gut, nur eins ist Tugend, der freie Entschluß dem Gesetze der Vernunft in mir zu gehorchen, aus Achtung für diesem Gesetz; eine Tugend, die ganz etwas anderes ist, als Epikurs Rechenkunst; die mit Sinnengenuß nichts zu thun hat, und nicht die Nerven kitzelt, sondern den Himmel in die Brust des Menschen herabzieht.

Ich genieße hier, und freue mich des Genusses, das ist wahr, denn ich bin ein Thier. Eben so wahr ist es, daß ich bestimmt bin, was ich genieße, mir zu verdienen. Aber am Boden kleben soll ich nicht ewig, ich soll kein Thier bleiben, und da erhebt die Vernunft mich auf Geisterflügeln in eine andere Welt, und zeigt mir ihr Gesetz. Sie zeigt es mir, und verpflichtet, aber zwingt mich nicht zur Erfüllung desselben, denn alles, was ich habe und bin, soll mein Verdienst sein. Aber ich fühle die Erhabenheit und Würde meines Wesens, die hohe

Ahndung von dem, was ich sein kann, durchblitzt mich, und so spreng' ich alle Banden, die hier mich fesseln könnten, entsage muthig allem, wodurch ich nichts als das klügste Thier wäre, und schwinge mich im seligen Bewußtsein meiner Geisterwürde empor über die Erde und ihrer Nichtigkeiten bunten Wirrwarr.

So befriedige ich die ewige unnachläßliche Forderung meiner Vernunft, frage nicht warum ich dies solle, weil ich sonst meine Vernunft verläugnete, und vollende mit rastlosem Eifer, was mir die Pflicht gebeut, — die heilige Tugend. Nun schweigt das unruhige Toben in meiner Brust; nun ist es gestillt das heiße Sehnen und Schmachten meines Herzens; hohe Selbstachtung schlägt alle wilden Begierden nieder; das Geschrei der Leidenschaften verstummt; in meiner reinen Gesinnung frag' ich nach keinem Vortheil mehr, veracht' ich mit tiefem Unwillen den Eigennutz jeder Art. Nun genügt mein Wille sich selbst, mein hoher Wille, der nur das Gute mit Liebe umfaßt, das Gute, welches nur Eins ist.

Ich setze nichts mehr hinzu. Greif' aber in Dein Herz, o Mensch, und so gewiß Dir dieses sagt, daß nur hiedurch seine volle Befriedigung möglich sei, so gewiß es laut in Deinem Innern Dir zuruft, „ja, so soll ich sein;" so gewiß glaube, daß dieses Deine Bestimmung sei; die erhabenste Bestimmung, die für endliche vernünftige Wesen nur möglich ist!

Hast Du nun aber diese Deine Bestimmung erkannt, o so achte Dich auch selbst so hoch, und gehe mit Eifer und Muth an das große Werk Deine Achtung zu verdienen. Die Erreichung derselben hängt von Dir ab, von Deinem freien Entschlusse, von Deinem muthigen Kampfe, Deinem unbezwinglichen Ausdauern. Durch Deinen Willen, Deinen reinen festen Willen, bist Du größer als Welt und Schicksal. Nicht die Krankheit, die Dich aufs Lager wirft; nicht der Menschen Gewalt, die Deinen Leib in Fesseln schlägt; nicht die gesamte Macht der Na-

tur, die sich gegen Dich verschwüre, können Dich zwingen, zu wollen, was Du nicht sollst; sie sind ohnmächtige Polterer. Sie rauben Dir Dein Glück, und Du lächelst, denn Du hast es verachten gelernt; sie werfen Dich in Kerker, und selbst im Kerker bist Du frei; sie zerstören Deinen Leib und Dein Leben, aber Dein Leib ist nicht Du, das Ubersinnliche, das in Dir wohnt, jauchzt im letzten Augenblicke des dahin fließenden Lebens: „Ha, ihr armseligen Mächte, mich zwangt ihr nicht, denn ich bin frei, und keine Gewalt der Natur vermag mich zu zwingen, und meinen Willen zu beugen. Ich trotzte euch kühn und stark, ihr nur dem Sinnlichen furchtbaren Mächte, und will trotz euch, was ich sollte, und aus freiem Entschlusse wollte. Was habt ihr mir an, ich habe meine Bestimmung erreicht, die Bestimmung, die ich durch Freiheit ergriffen!

Druckfehler.

Seite 23. Zeile 9. lies Tempeln st. Göttern.
— 68. — 12. — vertreiben st. verbreiten.
— 127. — 8. — tauschten st. theilen.
— 179. — 6. — setze nach ohne „sie" hinzu.
— 183. — 8. — Schwärme st. Schwärmer.
— 245. — 12. — wir st. wie.
— 205. — 1. — wären st. sind.

Staatl. Bibliothek Passau

Yd (6)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried,

Uiber die Bestimmung des Menschen für das gebildete Publikum

Bd.: 2

Zürich und Leipzig 1800

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Yd (b) 110-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347665-2
VD18 80151876-001